This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573851 2

116

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Dreizehnte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1883.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Drittes Buch.

1.

Die Futtermaschine.

Im großen Saale der Universität war ein gewähltes Publikum versammelt, Würdenträger der Regierung und Stadt, Männer der Wissenschaft, hinter ihnen die Studenten, welche ab- und zuströmend die Thür des großen Portals in Bewegung erhielten. Oben aber auf der Gallerie saßen die Frauen der Professoren, in der Mitte der ersten Reihe Ilse mit Laura auf dem Ehrenplatz. Heut war für Ilse ein großer Tag, denn der Glanz der höchsten academischen Würde sank auf das Haupt ihres Gatten. Felix Werner war zum Rector Magnificus gewählt und sollte hier sein Amt antreten.

In langem Zuge schritten die Lehrer der Universität in den Saal, vor ihnen die Pedelle in alterthümlicher Amtstracht, große Scepter in der Hand; die Herren selbst nach den Facultäten geordnet. Die Theologie begann den Zug und die Philosophie schloß den Reigen, diese an Zahl der Männer und Bedeutung die stärkste Abtheilung, alle zusammen aber bildeten eine stattliche Genossenschaft, neben einzelnen Nullen gingen hochberühmte Herren, auf welche das Land stolz sein durfte, und es war eine Freude für Jedermann, so viel gelehrtes Wissen körperlich versammelt zu sehen. Nur die würdige Darstellung im Zuge gelang den großen Geistern nicht, sie hielten schlecht Reihe, mancher sah aus, als ob er mehr an seine Bücher denke, als an den Eindruck, welchen seine Gestalt dem Publikum machen sollte, einer hatte sich gar verspätet — er hieß Raschke — und kam sorglos und vertraulich grüßend

hinter den jüngsten Privatdocenten hergelaufen. Den Zug empfing ein lateinischer Gesang des academischen Sängerchors, nicht verständlich, aber festlich. Die Professoren ordneten sich auf ihren Sitzen, der bisherige Rector betrat ein hohes, mit Blumen verziertes Katheder, hielt zuerst eine gelehrte Rede über den Nutzen, welchen vor längerer Zeit das unruhige Volk der Araber der medicinischen Wissenschaft gebracht hat, und berichtete dann über die academischen Ereignisse des letzten Jahres. Der Vortrag war schön und Alles war sehr feierlich, die Ehrengäste der Stadt und Regierung saßen unbeweglich, die Professoren hörten ergeben zu, die Studenten knarrten nur wenig an der Thür, und wenn von dem gemalten Plafond der Aula zuweilen die Langeweile ihre großen Fledermausflügel gegen die Augen der Zuhörer herabbewegte, wie bei academischen Schaustellungen unvermeidlich ist: — Ilse merkte heut nichts davon. Als Magnificus den Vortrag beendet hatte, bat er mit einer zierlichen Handbewegung und den verbindlichsten Worten seinen Nachfolger, zu ihm auf die Erhöhung zu steigen. Ilse erröthete, als ihr Felix das Katheder betrat. Der Rector nahm sein Baret ab, die goldene Kette und den Mantel, der wie ein alter Fürstenmantel aussah, und Alles setzte und hing er um seinen Nachfolger mit warmen Wünschen und Aeußerungen der Hochachtung. Laura flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Wenn unser Herr Professor ein Schwert an der Seite trüge, wäre er ganz wie ein Kurfürst auf den Bildern draußen;“ und Ilse nickte freudig, es war genau ihre Ansicht. Jetzt aber trat Werner in Purpurmantel und Kette vor. Die Pedelle kreuzten ihre Scepter zu beiden Seiten des Katheders und der neue Rector hielt majestätisch eine Ansprache an Professoren und Studenten, worin er Günstiges erbat und gutes Regiment verhieß. Wieder begann der academische Chor ein lateinisches Triumphlied und der Zug der Universitätslehrer bewegte sich in das Nebenzimmer zurück, wo die Professoren ihren Rector händeschüttelnd umstanden und die Pedelle Purpurmantel

und Kette in Käſten packten, zur Schonung für ſpätere Zeiten. Auch Ilſe empfing die Glückwünſche der Frauen und des Theetiſches, welcher ſich an der Gallerietreppe aufſtellte und ſie luſtig mit „Magnificenz“ begrüßte.

Zu Haus fiel Ilſe dem Gatten um den Hals und ſagte ihm, wie ſtattlich er in ſeinem Ornate ausgeſehen habe. „Was die Zigeunerin ſprach,“ rief ſie, „heut iſt es erfüllt, heut trug der Mann, den ich liebe, den Fürſtenhut, ſei gegrüßt du mein Fürſt und Herr.“

Für den Nachmittag dieſes großen Tages war der Beſuch des Erbprinzen angemeldet, Ilſe ſah noch einmal in die Winkel der blanken Wohnung, damit ſie als Hausfrau keine Unehre erlebe, und ließ ſich von dem Gatten über die Form unterrichten, in der man mit vornehmen Herren ſpricht. „Damit ich Beſcheid weiß, wenn er ſich auch um mich kümmert. Ich bin unruhig, Felix, denn es iſt doch etwas Großes, den künftigen Herrn der Heimath kennen zu lernen.“

Mit dem Stundenſchlag fuhr der Wagen vor, Gabriel in ſeinem beſten Frack führte die Herren an das Zimmer des Rectors. Unterdeß ging Ilſe erwartungsvoll in ihrer Stube auf und ab. Nicht lange und ihre Thür wurde geöffnet, zwei Herren traten, von dem Gatten geleitet, ihr entgegen. Da war der Prinz, eine zarte Geſtalt unter Mittelgröße, ſchwarzes Haar, ein kleines Geſicht mit weichen Zügen, über den feinen Lippen ein dunkler Streif, welcher den beginnenden Bart andeutete, die Haltung etwas ſchlottrig und verlegen, ſo machte er den Eindruck eines zarten und ſchwächlichen Menſchenkindes. Befangen trat er auf Ilſe zu und ſagte ihr ſo leiſe, daß ſie kaum die Worte verſtand, wie ſehr er ſich freue, in ihr eine Landsmännin zu begrüßen.

Ilſe erhielt durch ſein ſchüchternes Weſen ihren Muth zurück, und da ſie in dem Anblick ihres jungen Prinzen ein wenig bewegt war, ſo begegnete ihr, daß ſie ihm eine kleine Rede hielt: „Wir aus unſerm Lande hängen an der Heimath,

und da ich jetzt Ew. Hoheit so nahe vor mir sehe, wage ich auch zu sagen, daß ich Ew. Hoheit sehr gut wieder erkenne. Sie waren noch ein ganz junger Herr, und ich war ein halbwüchsiges Mädchen, da sah ich Sie zuerst neben Ihrem Herrn Vater in der Residenz. Ew. Hoheit saßen auf einem sehr kleinen Pferde, während mein Vater und ich grüßten, stand das Pferd still und wollte nicht weiter gehen, Sie sahen mich freundlich an, ganz mit denselben Augen, wie jetzt. Ich hielt ein Paar Rosen in der Hand, und weil Sie unser junger Prinz waren, bot ich Ihnen die Rosen an. Aber Sie schüttelten den Kopf, und Sie konnten auch nichts nehmen, weil Sie den Zügel halten mußten, und ich glaube, Sie waren etwas ängstlich auf dem Pferde. Nur das Pferd fuhr mit seinem Kopfe nach den Blumen. Da kam ein Großer in Uniform herangeritten, faßte das Pferd, und wir traten zurück. Sie sehen, ich weiß noch Alles, denn für ein Mädchen vom Lande ist so etwas eine wichtige Erinnerung. — Aber erweisen Hoheit mir doch die Ehre Platz zu nehmen."

Der Begleiter des Prinzen, Kammerherr von Weidegg, begrüßte Ilse verbindlich; er war ein Mann in mittlen Jahren, groß, von guter Haltung und keinem üblen Gesicht. Er übernahm die Leitung der Wechselreden und ein kleines Gespräch lustwandelte über die Berge und Wälder des Heimathlandes. Es blieb ein anständiger Austausch von Worten, welcher sich ungewöhnlicher Gedanken gänzlich enthielt. Der Prinz war schweigsam, spielte mit einem Augenglase, und sah befremdet und vorsichtig auf die stattliche Professorsfrau, welche ihm gegenüber saß. Zuletzt frug der Kammerherr nach den Stunden, wo dies Zimmer sich Fremden öffne, und drückte den Wunsch aus, dem Prinzen und ihm möge gestattet sein, zuweilen einzutreten. „Von den wenigen Beziehungen, welche die fremde Stadt bietet, ist uns dies Haus besonders werthvoll, in welchem mein durchlauchtigster Prinz das Recht beanspruchen darf, nicht ganz als Fremder behandelt zu werden." Das

Alles war recht ſauber und verbindlich, und als der Profeſſor die Fremden bis an die Entreethür geleitet hatte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Nun, ſie ſehen ja menſchlich genug aus.“

„Ich habe mir Prinzen ganz anders gedacht, Felix, keck und übermüthig, dieſer hatte nicht einmal einen Stern auf der Bruſt.“

„Der war nur in die Taſche geſteckt,“ tröſtete der Profeſſor.

„Aber er ſieht aus wie ein guter Junge,“ ſchloß Ilſe, „und da er mein Landsmann iſt, ſoll er auch gut behandelt werden.“

„So iſt es recht,“ verſetzte der Profeſſor lachend.

Es machte ſich in den nächſten Wochen allmälig, daß der Erbprinz und ſein Kammerherr die gute Behandlung behaglich fanden. Der Kammerherr bewährte ſich als angenehmer Mann, er hatte größere Reiſen gemacht, hatte einiges erlebt, vieles geſehen und allerlei geleſen, was auch nicht grade am Wege liegt; er ſammelte Autographen und war dem menſchlichen Geſchlecht durch kein Laſter und keine üble Gewohnheit läſtig. Während einem längeren Aufenthalte in Rom hatte er mit alten Bekannten des Profeſſors in Verbindung geſtanden, er war durch die Ruinen Pompeji's gewandelt und zeigte ein wohlthuendes Intereſſe an der Einrichtung altrömiſcher Häuſer. Außerdem verſtand er gut zu hören und zu fragen und erzählte zuweilen mit anſtändiger Mediſance Anekdoten von vielgenannten Perſonen. So geſchah es, daß der Profeſſor gern mit ihm verkehrte, und daß er am Theetiſch Ilſe's den Wirthen willkommen, den Gäſten nicht unbequem war. Auch ihm ſelbſt ſchien der Verkehr mit den gelehrten Herren Freude zu machen, er beſuchte den Doctor und betrachtete bei dieſem alte Holzſchnitte, er behandelte den Profeſſor Raſchke mit rückſichtsvoller Artigkeit und begleitete nebſt ſeinem Prinzen den Philoſophen an einem klaren Winterabend bis zu der entlegenen Wohnung, während Raſchke ſehr intereſſante Beobachtungen über den Schlaf der Pflanzen mittheilte.

Daß der Erbprinz ſich ebenſo gut unter den Profeſſoren zurecht fand, konnte man nicht behaupten; er hörte dem Geſpräch der Männer leidend zu, wie einem academiſchen Hörer ziemte, und ſprach durchaus und zu rechter Zeit das Schickliche. Nur zuweilen deutete er durch leiſes Knipſen ſeiner Lorgnette an, ſein Gemüth werde wohl eine andere Art von Unterhaltung nicht ungern ertragen.

Ilſe war unzufrieden, wenn er mit der Lorgnette knackte, und wenn ſie zu ihm hinüber ſah, hörte das Knipſen auf.

Denn Ilſe wollte, daß er ſich unter den andern Männern recht ſtattlich hervorthun ſollte, und ihr war, als könnten die Herren ihr ſelbſt einen Vorwurf daraus machen, daß ihr Prinz für Männergeſchäfte kein rechtes Herz erwies. Sie war deßhalb als Hausfrau mit zarter Aufmerkſamkeit um ihn bemüht; ſie wagte den Rath, daß er den Thee nicht zu ſtark trinken möchte, und bereitete ihm ſelbſt die Miſchung. Der Prinz ließ ſich das gern gefallen, er ſaß am liebſten auf dem Stuhl neben ihr und ſah ihr freundlich zu, wie ſie um den Tiſch wirthſchaftete. Nur ihr gegenüber ging er ein wenig aus ſeiner vorſichtigen Zurückhaltung heraus, er erzählte ihr was er von Merkwürdigkeiten der Stadt geſehen, und wenn er grade nichts zu ſprechen hatte, machte er wenigſtens ihr Amt leicht, er ſtellte den Sahntopf vor ſie hin und hatte ein ſcharfes Auge auf die Zuckerbüchſe, wenn er meinte, daß Ilſe für ſich davon Gebrauch machen könne.

Einſt, als er wieder ſchweigſam neben ihr ſaß und die Herren grade zornig über der Bibliothekverwaltung des Vaticans zu Gericht ſaßen, machte Ilſe den Vorſchlag, ein Werk anzuſehen, das ihr der Gatte gekauft hatte, gutgeſtochene Bildniſſe berühmter Gelehrten und Künſtler. Sie gingen zu der Lampe des Nebenzimmers, der Prinz betrachtete mit matter Theilnahme die Köpfe. „Von manchen weiß ich nichts," begann Ilſe, „als einige Worte, die mir mein Mann über ſie erzählt hat. Ihre Bücher habe ich nicht geleſen, und von den ſchönen

Werken, die ſie gemalt und componirt haben, kenne ich auch gar wenig."

„Mir geht es grade ſo," verſetzte der Prinz ehrlich, „nur die Muſiker kenne ich etwas."

„Und doch iſt eine Freude, die Geſichter anzuſehen," fuhr Ilſe fort, „man denkt bei Jedem, wie der Charakter und die Vorzüge dieſes Mannes ſein möchten, und wenn man Jemand fragt, der mehr weiß, ergiebt ſich manchmal eine Beſtätigung und manchmal ein Irrthum. Das hilft Einem, die Männer lieb und vertraulich zu machen, und man ſucht Gelegenheit, auch mit ihrer Kunſt und Weisheit bekannt zu werden. Ich mühe mich jetzt, von einem nach dem andern mehr zu erfahren. Wenn man aber etwas von einem großen Manne geleſen hat und ſein Bild nach einiger Zeit wieder anſieht, dann iſt es, als ſchaute man in das Geſicht eines guten Freundes."

„Leſen Sie gern?" frug der Prinz aufblickend.

„Langſam," erwiederte Ilſe, „denn von ernſten Dingen geht nicht viel auf einmal in den ungelehrten Kopf, beſonders wenn es ſchwere Gedanken erregt."

„Ich leſe nicht gern," verſetzte der Prinz, „am wenigſten, was Einem ſo vorgelegt wird. Und mir iſt es langweilig, denn ich habe nichts Ordentliches gelernt und ich weiß nirgend recht Beſcheid."

Das ſagte er mit Bitterkeit. Ilſe erſchrak über das Geſtändniß. „Dem werden Ew. Hoheit jetzt abhelfen, es iſt ja hier ſo ſchöne Gelegenheit."

„Ja," verſetzte der Prinz, „vom Morgen bis zum Abend, und Alles durcheinander, ich bin jedesmal froh, wenn die Stunden zu Ende ſind."

Ilſe betrachtete den jungen Herrn mit großer Betrübniß. „Das iſt ja für Ew. Hoheit ein rechtes Unglück. Haben Sie denn nichts, was Ihnen zu wiſſen oder zu beſitzen recht lieb iſt? Eine Sammlung von Steinen oder Schmetterlingen, oder von ſeltenen Büchern oder Kupferſtichen, wie der Doctor drü-

ben? Dabei hat man das ganze Jahr ſein Vergnügen, und man lernt auch allerlei, wenn man ſich dieſe werthen Sachen zuſammenträgt."

„Wenn ich dergleichen haben will, kann ich Alles in Haufen geſammelt haben," verſetzte der Prinz. „Aber wozu? es ſteht ſchon ſo viel Zeug um mich herum. Wenn ich heut Steine ſuchen wollte, geriethen alle Leute um mich in Aufregung, und es würde mir entweder verwehrt, oder eine ganze Sammlung in's Haus getragen."

„Das hilft freilich nichts," bedauerte Ilſe, „man muß ſelbſt um das Einzelne ſorgen, dann kommt die Freude. Ein Menſch kann nicht Alles wiſſen, aber etwas muß jeder haben, was er ordentlich verſteht. Wenn ich mein kleines Leben vergleichen dürfte mit dem großen, das Ew. Hoheit erwartet, ſo könnte ich Ihnen wohl etwas erzählen. Als meine gute Mutter ſich zu ihrer letzten Krankheit einlegte, war ich ein ganz junges Ding, aber ich wollte durchaus an ihrer Stelle die Wirthſchaft führen. Da fand ſich, daß ich mir nicht Rath wußte. Ich verſtand nicht einmal, ob die Leute fleißig oder träge waren, ich kannte auch nicht die Handgriffe, und wenn Jemand etwas ſchlecht machte, konnte ich's nicht lehren. Deßhalb ſaß ich an einem Abend muthlos und ärgerlich über mich ſelbſt, und ich glaube, ich weinte. Da ſagte mein guter Vater: du durfteſt nicht ſo viel auf einmal übernehmen, du ſollſt erſt etwas genau lernen. Und er wies mich in die Molkerei. Wiſſen Ew. Hoheit was das iſt?"

„Nicht ſo recht," verſetzte der Prinz.

„Das iſt ja die Milchwirthſchaft des Gutes, ich will Ew. Hoheit ſagen, was dabei zu thun iſt."

Sie erzählte ihm die ganze Tagesarbeit des Milchkellers. „Und jetzt machte ſich's ſo. Ich griff ſelbſt mit an, wurde feſt in der Arbeit und bekam ein Urtheil über die Mägde. Ich lernte jede Kuh genau kennen, und lernte auch, welche Art für uns am beſten war, und warum. Denn nicht jede Race

paßt überall hin. Bald bekam ich den Ehrgeiz, Butter und Käse recht fein zu machen. Ich erkundigte mich bei den Klugen und las auch zuweilen in einem Buch darüber. Dann besprach ich mit dem Vater Verbesserungen. Und grade als ich wegkam, war die Rede davon, statt unseres großen Butterfasses von Holz eine neue Maschine anzuschaffen. Sie ist jetzt aufgestellt, soll sehr gut sein und schöne Butter machen, ich habe sie aber noch nicht gesehen. Denn Ew. Hoheit kennen doch das Buttern?"

„Nein," versetzte der Prinz.

Ilse beschrieb es ihm ein wenig. „Wenn aber der Vater um Johanni die große Rechnung machte, da war mein Stolz, daß die Kühwirthschaft in jedem Jahr höhern Ertrag gab. Mich ärgerte nur, daß der Vater über meinen kleinen Gewinn lachte, denn der eigentliche Werth der Kühe lag für ihn in ganz andern Dingen." Auch darüber machte Ilse eine leise Andeutung. „Und sehen Hoheit," fuhr sie fort, „erst von dieser Zeit ab fühlte ich mich in der Welt recht zu Hause. Noch jetzt, wenn ich einmal in eine Fabrik gehe, ertappe ich mich darüber, daß ich sie wie eine andere Art Molkerei ansehe, und wenn von Staatseinnahmen und Regierung die Rede ist, vergleiche ich sie noch heut mit unserer Wirthschaft. Aber es ist wohl thöricht, daß ich Ew. Hoheit von Butter und Käse unterhalte."

Der Prinz sah ihr treuherzig in die Augen. „Ach, gnädige Frau," sagte er, „Sie sind glücklich daran gewesen, mir aber ist es nie so gut geworden, daß ich bei dem, was mir lieb war, recht ruhig beharren konnte. Vom Morgen bis zum Abend bin ich erzogen worden und von Einem zum Andern geschleppt. Wenn ich als Kind in den Garten ging, war immer die Gouvernante dabei oder der Erzieher, und wenn ich im Grase sprang, wurde darauf gehalten, daß meine kleinen Sprünge auch für andere Leute gut aussahen, niederkauern durfte ich nicht; und als ich mich einmal auf den Kopf stellen wollte,

wie ich bei andern Knaben geſehen hatte, gab es Entſetzen wegen der Unſchicklichkeit und Arreſt. Jeden Augenblick hieß es, das paßt nicht für einen Prinzen, oder das iſt jetzt nicht an der Zeit. So oft ich aus der Stube kam, ſtarrten mich die fremden Leute an, und auch ich mußte immer auf ſie ſehen und grüßen; mir wurde geſagt, wem ich die Hand geben durfte und wem nicht, wen ich anreden durfte und wen nicht. So ging es alle Tage. Immer waren es leere Redensarten, in drei Sprachen, und jeden Tag war der Gedanke obenan, daß man ſich nur gut präſentire. Einmal wollte ich mir mit der Schweſter einen kleinen Garten anlegen, ſogleich wurde der Hofgärtner gerufen, der uns graben und pflanzen mußte. Da war's uns vom erſten Tage verleidet. Dann wollten wir Theater ſpielen und hatten uns ſchon ſelbſt ein Stück ausgedacht, wieder wurde uns geſagt, das ſei dummes Zeug, und wir mußten ein Spiel auswendig lernen mit franzöſiſchen Redensarten, wo die Kinder immer riefen, wie lieb ſie Papa und Mama hätten, und wir hatten gar keine Mutter. Ueber dieſem Zurichten für den Schein iſt meine Kinderzeit vergangen. Ich verſichere Sie, ich weiß nichts gründlich, und wenn ich jetzt hier in dem ewigen Lernen bleibe, ſo habe ich das Gefühl, daß es mir gar nichts helfen wird, und ich komme mir ſehr unnütz vor in der Welt."

„Ach, das iſt traurig," rief Ilſe in tiefem Mitgefühl. „Aber ich flehe Ew. Hoheit an, verlieren Sie nur nicht den Muth. Es iſt unmöglich, daß das Leben unter ſo vielen tüchtigen und geſcheuten Männern, die Sie hier finden, ohne Segen für Sie ſein ſollte."

Der Prinz ſchüttelte den Kopf.

„Denken doch Ew. Hoheit an Ihre Zukunft," fuhr Ilſe leiſe fort. „Ach Sie haben alle Urſache, zuverſichtlich und tapfer zu ſein. Ihr Amt iſt doch das höchſte auf Erden. Wir andern arbeiten und ſind glücklich, wenn wir ein einzelnes Menſchenleben vor dem Untergange bewahren, und wenn es

noch so klein und elend ist, Ihnen aber wird einmal Wohlsein und Leben von vielen Tausenden in die Hand gegeben. Was Sie für Schule und Bildung thun durch gute oder schlechte Lehrer der Seelen, und ob Sie für Krieg oder Frieden stimmen, das kann ein ganzes Land glücklich machen oder verderben. Wenn ich an diesen erhabenen Beruf denke, kommt mir die Ehrfurcht vor Ihnen, und ich möchte Sie auf meinen Knieen anflehen, daß Sie thun, was möglich ist, um sich zu einem tüchtigen Fürsten zu machen. Dafür ist jetzt der beste Rath, daß Sie guten Willen zeigen, auch das zu lernen, was Ihnen langweilig ist. Und im Uebrigen vertrauen Sie der Zukunft, auch Ihnen wird die Freude am Leben und das Gefühl der Tüchtigkeit kommen."

Der Prinz schwieg, denn die Erwähnung seines künftigen Fürstenamtes gehörte zu den Anspielungen, welche bei Hofe verpönt sind und die im stillen Geiste zu verfolgen einem Thronerben noch weniger als Andern erlaubt ist.

„Gelehrte Vorlesungen höre ich genug," sagte endlich der Prinz, „ich wollte aber lieber, ich wäre bei einem Landwirth in der Lehre gewesen, wie Sie."

Sie kehrten zu den Herren zurück und der Prinz nahm den Rest des Abends aufmerksam an der Unterhaltung Theil. Als er sich entfernt hatte, sagte Ilse zu ihrem Gatten: „Da geht er hin, er hat, was Tausende froh machen würde, und doch ist er unglücklich, denn sie haben ihm sein ehrliches Herz in Leder eingenäht, wie einer Gliederpuppe. O, sei gütig gegen ihn, Felix, und gönne ihm manchmal etwas von deiner Seele, damit ein Theil deiner Sicherheit und Kraft auf ihn übergehe."

Der Gatte küßte sie auf das Haupt und sagte: „Dir wird das leichter möglich sein als mir. Aber er selbst hat sich das Rechte gesagt, drei Jahre bei deinem Vater in der Wirthschaft wären für ihn und sein Land die beste Hülfe."

Beim Frühstück des nächsten Morgens nahm der Kammer-

herr die Zeitungen aus der Hand des Lakaien, der Prinz saß schweigend am Tisch, spielte mit dem Kaffeelöffel und beobachtete eine Fliege, welche vom Rande des Sahntopfes unehrerbietige Versuche machte, in die fürstliche Milch zu sinken. Da die schriftliche Instruction dem Kammerherrn die Pflicht auferlegte, den Prinzen vor jeder gefährlichen Lectüre zu behüten — es waren damit unzufriedene Zeitungen und schmutzige Romane gemeint — so bot er seinem Herrn zuerst das unter allen Umständen gefahrlose Tageblatt, während er selbst eine wohlgesinnte Zeitung ergriff, um dort die Hofnachrichten, Beförderungen und Ordensverleihungen zu mustern. Er war längst mit seiner Lectüre zu Ende, der Prinz aber studirte noch immer über den frischen Schellfischen und Austern. Betrübt sah der Kammerherr, wie die junge Hoheit wieder einmal für den Lauf der Welt so geringe Theilnahme zeigte. Ein Bekannter des Kammerherrn war zum Rittmeister avancirt, ein anderer kündigte seine Verlobung an, er verfehlte nicht, den Prinzen aufmerksam zu machen, dieser aber lächelte nur in seiner zerstreuten Weise.

Der Kammerherr ging also zu seiner nächsten Pflicht über, er überlegte das Programm des Tages. Und da ihm oblag, den Prinzen mit den Neuigkeiten der Kunst, Literatur und der Stadt in geziemender Auswahl bekannt zu machen, so wartete er ungeduldig auf die Befreiung des Tageblattes, um sich aus diesem Rath zu holen. Endlich unterbrach der Prinz diese Erwägungen durch die Frage: „Hier finde ich eine permanente Ausstellung landwirthschaftlicher Geräthe, was ist in solcher Ausstellung zu sehen?“

Der Kammerherr versuchte, das zu erklären, und knüpfte vergnügt den Vorschlag an, auch einmal diese Ausstellung zu besuchen. Der Prinz gab durch ein schwaches Kopfnicken seine Einwilligung zu erkennen, sah nach der Uhr und ging auf sein Zimmer, den dreistündigen Morgencursus durchzumachen, eine Stunde Staatswissenschaft, eine Stunde Mytho-

logie und Aeſthetik, und eine Stunde Taktik und Strategie. Dann trat er mit ſeinem Begleiter den Weg nach der Ausſtellung an.

Selbſt dem Kammerherrn wurde langweilig zu Muth, als er hinter ſeinem jungen Herrn die großen Räume betrat, in denen unverſtändliche Maſchinen zahlreich durcheinander ſtanden. Der Geſchäftsführer des Fabrikanten begann die Erklärung, der Kammerherr that die Fragen, welche eine geziemende Wißbegierde andeuten ſollten, der Prinz ging geduldig von einem räthſelhaften Körper zum andern, und hörte etwas von Pflug, Exſtirpator und Walze. Endlich veranlaßte die große Dreſchmaſchine den Erklärer, einen Arbeiter mit einer Treppenleiter zu Hülfe zu rufen. Der Prinz überließ dem Kammerherrn die Mühe hinauf zu ſteigen und die innere Einrichtung zu bewundern, er ſpielte unterdeß mit ſeiner Lorgnette und frug den Geſchäftsführer in dem leiſen Ton, in dem er zu ſprechen gewöhnt war: „Haben Sie nicht auch eine Buttermaſchine?“

„Ja wohl,“ war die Antwort, „mehre von verſchiedener Conſtruction.“ Der Prinz gab ſich wieder ruhig der Betrachtung des großen Dreſchmechanismus hin und lernte die ſchöne Vorrichtung ſchätzen, welche das ausgedroſchene Stroh, das er ſich zu denken aufgefordert wurde, auf einen unſichtbaren Futterboden hinaufbeförderte. Endlich kamen die Geräthe an die Reihe, welche ihm am Herzen lagen, moderne Nachfolger des alten ehrlichen Butterfaſſes. Da ſtanden ſie neben einander, das kleine Handgefäß, durch welches, wenn der Verſicherung des Führers zu trauen war, jede Hausfrau in unglaublich kurzer Zeit ihre Butter ſelbſt bereiten konnte, und die gewaltige Erfindung, welche den Bedürfniſſen der größten Milchwirthſchaft ſpielend genügte. Der Prinz ließ ſich beſchreiben, wie der Rahm hineingegoſſen, in eine gewiſſe kreiſende Bewegung geſetzt und durch dieſe Aufregung gezwungen wird, ſich mit ſich ſelbſt zu entzweien. Das Alles hatte er ſchon viel ſchöner gehört, aber

es machte ihm Spaß, die Vorzüge des modernen Baues einzusehen, und er wurde innig von seiner Vortrefflichkeit überzeugt. Er that zum Erstaunen seines Begleiters Fragen, ergriff die Kurbel und versuchte ein wenig zu drehen, zog aber mit verlegenem Lächeln die Hand wieder zurück. Zuletzt frug er sogar nach dem Preise. Der Kammerherr freute sich über die anständige Wißbegierde, welche sein junger Herr bewies, aber er wurde wieder gedemüthigt, als der Prinz sich zu ihm wandte und französisch sagte: „Was meinen Sie? Ich habe Lust, die kleine Maschine zu kaufen.“ Des Drehens wegen, dachte der Kammerherr mit innerm Achselzucken. „Wie kommt es, daß Hoheit sich grade dafür interessiren?“ „Sie gefällt mir,“ erwiederte der Prinz, „und man möchte dem Mann doch etwas abkaufen.“

Die niedliche Erfindung wurde erstanden, in das Quartier des Prinzen getragen und in seiner Arbeitsstube aufgestellt. Gegen Abend, während der Prinz seine Musikstunde am Flügel verlebte, mußte die Maschine sogar in dem Rapport erscheinen, welchen der Kammerherr für den regierenden Herrn verfaßte. Rühmend hob der Berichterstatter das Interesse hervor, welches sein Prinz den nützlichen Werkzeugen deutscher Bodencultur erwiesen hatte. Allein selten war dem armen Kammerherrn so schwer geworden, die Pflicht eines getreuen Hofmanns zu üben, welchem ziemt, persönliches Empfinden zurück zu drängen und Peinliches mit Anmuth zu umziehen. Denn in Wahrheit fühlte er tiefe Scham über die unnütze Spielerei seines Prinzen. Aber man lernt bei Hofe nie aus, wie sehr man auch den Faltenwurf eines fürstlichen Gemüthes studire, selbst dem weisesten Hofmarschall bleiben einzelne Tiefen unerforschlich.

Der Erbprinz aber bedeckte die Buttermaschine mit einem seidenen Tuch, und wenn er allein war, trat er vorsichtig heran, drehte an der Kurbel und beobachtete den Mechanismus.

Einige Tage darauf hatte der Kammerlakai den Prinzen ausgekleidet, die Schlafschuhe zurecht gestellt und seine Nachtverbeugung gemacht, da blieb der kleine ausgehülfte Prinz gegen

Gewohnheit auf dem Stuhle ſitzen und hemmte den Abſchied des Dieners durch die Anrede: „Krüger, Sie müſſen mir einen Gefallen thun.“ — „Hoheit haben zu befehlen.“ — „Beſorgen Sie mir zu morgen früh, ohne daß es Jemand ſieht, einen großen Topf Milch, aber Sie ſetzen die Milch nicht auf Rechnung.“ — „Befehlen Hoheit gekochte oder ungekochte?“

Das war eine ſchwierige Frage. Der Prinz drehte ſchweigend am Schnurrbart und ſah ſeinen Krüger hülflos an. „Ich weiß nicht,“ brach er endlich heraus, „ich möchte gern einmal buttern.“

Krüger begriff ſcharfſinnig, daß dieſer Wunſch mit der neuen Maſchine zuſammen hing, und längſt gewöhnt, an vornehmen Herren nichts erſtaunlich zu finden, erwiederte er: „Dann muß aber die Maſchine erſt ausgebrüht werden, ſonſt ſchmeckt die Butter ſchlecht, und den Rahm dazu muß ich beſtellen. So möchten Ew. Hoheit ſich noch einen Tag gedulden.“

„Ich überlaſſe Ihnen Alles,“ ſagte der Prinz vergnügt, „nehmen Sie die Maſchine und ſorgen Sie, daß Niemand etwas erfährt.“

Als Krüger am Morgen des zweiten Tages beim Prinzen eintrat, fand er den jungen Herrn bereits angekleidet und meldete, ſtolz auf ſeine vertraute Stellung: „Der Herr Kammerherr ſchläft noch, es iſt Alles bereit.“

Der Prinz eilte auf den Zehen in die Stube, ein großer Topf Rahm wurde in den Leib der Maſchine gegoſſen, erwartungsvoll ſetzte ſich der Prinz an den Tiſch und ſagte: „Ich will ſelbſt drehen.“ Er drehte und Krüger ſah zu. „Aber gleichmäßig, Hoheit,“ ermahnte Krüger. Der Prinz konnte ſich nicht verſagen, den Deckel zu öffnen und hineinzublicken. „Es will noch nicht werden, Krüger,“ ſagte er kleinlaut. — „Nur immer munter, Hoheit,“ ermahnte Krüger, „bitte um gnädigſte Erlaubniß, weiter zu drehen.“ Darauf drehte Krüger und der Prinz ſah zu. „Es wird,“ rief der Prinz vergnügt, als er hineingeſehen.

„Ja, es iſt geworden," verſetzte Krüger. „Jetzt aber kommt die andere Arbeit. Die Butter muß herausgenommen und ausgewaſchen werden. Befehlen Ew. Hoheit?"

„Nein," ſagte der Prinz mißtrauiſch, „das geht nicht. Aber die Maſchine iſt gut. Bringen Sie mir einen Löffel und das Weißbrot, ich fiſche heraus, was ich finde, man muß ſich zu helfen wiſſen." Der Prinz fuhr mit dem Löffel in das Getümmel, holte in der Bildung begriffene Butter heraus und ſtrich ſie mit einem Gefühl von Behagen, das ihm ganz neu war, auf ſein Weißbrot. „Sie ſchmeckt ſäuerlich, Krüger," ſagte er. „Das kann nicht anders ſein," verſetzte Krüger belehrend, „es iſt ja noch die Buttermilch drin." — „Das thut nichts," tröſtete ſich der Prinz. „Krüger, ich hätte nicht gedacht, daß beim Buttern ſo viel zu beobachten iſt." — „Ja, aller Anfang iſt ſchwer," verſetzte Krüger ermuthigend. — „Es iſt gut," ſchloß der Prinz gnädig, „nehmen Sie die Maſchine heraus, und daß ſie mir recht rein wird."

Seitdem ſtand die Buttermaſchine friedlich unter ſeidenem Tuche, der Prinz ſtellte ſich in einſamen Stunden zuweilen davor und überlegte, wie er ſie in die Hände liefern könne, denen er ſie heimlich beſtimmt hatte.

Die Sterne ſelbſt ſchienen das zu begünſtigen. Denn der rollende Erdball wälzte ſich dem letzten Himmelszeichen zu, welches die Seelen unſers Volkes mit magiſcher Gewalt auf das ſchönſte Feſt des Jahres richtet. Weihnachten war nahe und die Frauenwelt der Parkſtraße fuhr in geheimnißvoller Thätigkeit einher. Der Verkehr mit guten Bekannten wurde unterbrochen, angefangene Bücher lagen im Winkel, Theater und Concertſaal wieſen leere Plätze, die Accorde des Flügels und die neuen Bravourarien klangen ſelten in die raſſelnden Wagen der Straße, innere Kämpfe wurden beſchwichtigt, und böſer Nachbarn ward wenig gedacht. Was eine Hausfrau oder Tochter zu leiſten vermochte, das wurde auch in dieſem Jahr auffällig. Vom Morgen bis zum Abend flogen kleine Finger

zwiſchen Perlen, Wolle, Seide, Pinſel und Palette umher, der Tag wurde zu acht und vierzig Stunden ausgeweitet, ſelbſt in den Minuten eines unruhigen Morgenſchlummers arbeiteten dienſtfertige Heimchen und andere unſichtbare Geiſter im Solde der Frauen. Je näher das Feſt rückte, deſto zahlreicher wurden die Geheimniſſe, in jedem Schrank ſteckten Dinge, die Niemand ſehen ſollte, von allen Seiten wurden Packete in das Haus getragen, deren Berührung verpönt war. Aber während die Hausgenoſſen geheimnißvoll an einander vorüberſchlüpfen, iſt die Hausfrau ſtille Herrſcherin in dem unſichtbaren Reich der Geſchenke, Vertraute und kluge Rathgeberin Aller. Sie kennt in dieſer Zeit keine Ermüdung, ſie denkt und ſorgt für Jedermann, die Welt iſt ihr ein großer Schrank geworden mit zahlloſen Fächern, aus denen ſie unabläſſig herausholt, in die ſie Verhülltes nach weiſem Plane einſtaut. Wenn am Weihnachtsabend der Flitterſtern blitzt, der Wachsſtock träufelt und die goldene Kugel am Chriſtbaum ſchimmert, da feiert die Phantaſie der Kinder ihre große Stunde, aber die Poeſie der Hausfrauen und Töchter füllt ſchon Monate vorher die Zimmer mit fröhlichem Glanz.

Wenn man das Urtheil des Herrn Hummel als gemeingültig betrachten darf, iſt leider auch den Männern, welche die Ehre eines Hauſes zu vertreten haben, die Begeiſterung dieſer Wochen nicht vollſtändig entwickelt. „Glauben Sie mir, Gabriel," ſagte Herr Hummel an einem Decemberabend, während er einem Jungen nachblickte, der mit Brummteufeln umging, „in dieſer Zeit verliert der Mann ſeine Bedeutung; er iſt nichts als ein Geldſpint, in dem ſich der Schlüſſelbart vom Morgen bis zum Abend dreht. Die beſte Frau wird unverſchämt und phantaſtiſch, alles Familienvertrauen ſchwindet, Eines geht ſcheu an dem Andern vorüber, die Hausordnung wird mit Füßen getreten, die Nachtruhe gewiſſenlos ruinirt; wenn gegeſſen werden ſoll, läuft die Frau auf den Markt, wenn die Lampe ausgelöſcht werden ſoll, fängt die Tochter

eine neue Stickerei an. Und ist die lange Noth ausgestanden, dann soll man sich gar noch freuen über neue Schlafschuhe, welche einen Zoll zu klein sind, und bei denen man später die grobe Schusterrechnung zu bezahlen hat, und über eine Cigarrentasche von Perlen, die platt und hart ist, wie eine gedörrte Flunder. Endlich zu allerletzt, nachdem man goldene Funken gespuckt hat wie eine Rackete, fordern die Frauen noch, daß man auch ihnen selbst durch eine Schenkung sein Gemüth erweist. Nun, die meinigen habe ich mir gezogen."

„Ich habe doch auch Sie selbst gesehen," wandte Gabriel ein, „mit Packet und Schachtel unter dem Arm."

„Dies ist wahr," versetzte Herr Hummel, „eine Schachtel ist unvermeidlich. Aber, Gabriel, das Denken habe ich mir abgeschafft. Denn das war das Niederträchtige bei der Geschichte. Ich gehe jedes Jahr zu derselben Putzmacherin und sage: „eine Haube für Madame Hummel." Und die Person sagt: „Zu dienen, Herr Hummel," und die Architectur steht reisefertig vor mir. Ich gehe ferner jedes Jahr zu demselben Kaufmann und sage: „ein Kleid für meine Tochter Laura, so und so theuer, ein Thaler Spielraum nach oben und unten," und das Kleid liegt preiswürdig vor mir. Im Vertrauen, ich habe den Verdacht, daß die Frauen hinter meine Schliche gekommen sind, und sich die Sachen vorher selbst aussuchen, denn es ist immer Alles sehr nach ihrem Geschmack, während in früheren Jahren Widersetzlichkeit stattfand. Jetzt haben sie die Mühe, den Plunder auszuwählen, und am Abend müssen sie noch heucheln wie die Katzen, auseinanderfalten und anprobiren, sich erstaunt stellen, und mein ausgezeichnetes Geschick loben. Das ist meine einzige Genugthuung bei dem ganzen Kindervergnügen. Aber sie ist dürftig, Gabriel."

So knarrte mißtönend die Prosa des Hausherrn, doch die Parkstraße achtete wenig darauf, und sie wird solchen Sinn immer mit gebührender Mißachtung betrachten, solange süßer

iſt für Andere ſorgen als für ſich ſelbſt und Freude zu machen ſeliger als Freudiges zu empfangen.

Auch für Ilſe wurde in dieſem Jahr das Feſt eine große Angelegenheit, ſie trug wie eine Biene zuſammen, und nicht nur für die Lieben in der Heimath. Denn auch in der Stadt hatten ſich viele große und kleine Kinder an ihr Herz geneſtelt, von den fünf unmündigen Raſchkes bis zu den kleinen Barfüßlern mit dem Suppentopf. Auch bei ihr wurden die Sophawinkel unheimlich für den Gatten, für Laura und den Doctor, wenn dieſe einmal unerwartet eintraten.

Als der Kammerherr einige Zeit vor dem Feſte einen Beſuch ſeines Prinzen bei dem neuen Rector ſchicklich erachtete, fanden die Herren Ilſe und Laura in eifriger Arbeit und den Salon der Frau Rectorin in eine große Marktbude verwandelt. Auf langem Tiſch ſtanden Weihnachtsbäumchen, und gefüllte Säcke lehnten ihren ſchweren Leib an die Tiſchbeine, die Frauen aber arbeiteten mit Elle und Scheere, zertheilten große Wollzöpfe und wickelten Linnenſtücke auseinander, wie Kaufleute. Als Ilſe den Herren entgegentrat und ihre Umgebung entſchuldigte, bat der Kammerherr dringend, ſich nicht ſtören zu laſſen. „Wir dürfen nur hier bleiben, wenn wir das Recht erhalten, uns nützlich zu machen.“ Auch der Prinz ſagte: „Ich bitte um die Erlaubniß zu helfen, wenn Sie etwas für mich zu thun haben.“

„Das iſt freundlich,“ verſetzte Ilſe, „denn bis zum Abend iſt noch Vieles zu vertheilen. Erlauben Ew. Hoheit, daß ich Sie anſtelle. Nehmen Sie den Sack mit Nüſſen, Sie, Herr Kammerherr, haben Sie die Güte die Aepfel unter Ihre Obhut zu nehmen, du, Felix, erhältſt den Pfefferkuchen. Und ich bitte die Herren, kleine Häufchen zu machen, zu jedem zwanzig Nüſſe, ſechs Aepfel, ein Packet Kuchen.“

Die Herren gingen mit Feuer an die Arbeit. Der Prinz zählte gewiſſenhaft die Nüſſe und ärgerte ſich, daß ſie immer wieder unter einander fuhren, machte aber die Erfindung, durch

zuſammengefaltete Papierſtreifen die Portionen beiſammen zu halten, die Herren lachten und erzählten, wie ſie ſich einſt in fremdem Lande die deutſche Feſtfreude verſchafft hatten. Der Duft der Fichtennadeln und Aepfel erfüllte die Stube und zog wie eine Feſtahnung in die Seelen aller Anweſenden.

„Dürfen wir die gnädige Frau fragen, wem unſere angeſtrengte Thätigkeit zu gut kommt?“ ſagte der Kammerherr, „ich halte hier einen ungewöhnlich großen Apfel, durch den ich gern einen Ihrer Lieblinge bevorzugen möchte. Jedenfalls thun wir, was armen Kindern Freude machen ſoll.“

„Zuletzt wohl,“ verſetzte Ilſe, „aber das geht uns nichts an, wir geben ſchon heut ihren Müttern. Denn die größte Freude einer Mutter iſt doch ihren Kindern ſelbſt einzubeſcheeren, das Chriſtbäumchen zu putzen, und zu arbeiten, was die Kleinen grade bedürfen. Dieſe Freude ſoll man ihr nicht nehmen, und deßhalb wird ihnen der Stoff unverarbeitet geſchenkt. Auch die Weihnachtsbäumchen kaufen ſie am liebſten allein, jede nach ihrem Geſchmack; die hier ſtehen, ſind nur für ſolche Kinder, denen die Mutter fehlt. Und dieſe Bäumchen werden auch von uns ausgeputzt. Heut zum Feierabend wird Alles aus dem Haus getragen, damit die Leutchen zu guter Zeit das Ihre erhalten und ſich danach einrichten.“

Der Prinz ſah auf den Kammerherrn. „Würden Sie uns erlauben,“ begann er zögernd, „auch etwas für die Beſcheerung zu kaufen?“

„Sehr gern,“ erwiederte Ilſe freudig. „Wenn Hoheit befehlen, kann unſer Diener das ſogleich beſorgen. Er weiß Beſcheid und iſt zuverläſſig.“

„Ich möchte ſelbſt mit ihm gehen,“ ſagte der Prinz. Der Kammerherr hörte verwundert auf dieſen Einfall ſeines jungen Herrn, da der Einfall aber löblich und nicht gegen die Inſtruction war, ſo lächelte er reſpectvoll. Gabriel wurde gerufen. Der Prinz ergriff freudig ſeinen Hut. „Was ſollen wir kaufen?“ frug er aufbrechend.

„Kleine Wachsstöcke fehlen uns," versetzte Ilse, „dann von Spielzeug Puppen, für die Knaben Bleisoldaten und für die Mädchen ein Kochgeschirr, aber Alles hübsch handfest und sparsam." Gabriel verließ mit einem großen Korbe hinter dem Prinzen das Haus.

„Sie haben gehört, was die gnädige Frau befohlen hat," sagte der Prinz auf der Straße zu Gabriel. „Zuerst die Wachsstöcke, Sie suchen aus, und ich bezahle, wir sollen sparsam einkaufen, geben Sie Achtung, daß wir nicht betrogen werden."

„Das haben wir nicht zu fürchten, Ew. Hoheit," versetzte Gabriel tröstend. „Und wenn wir ja einmal einige Pfennige zu viel bezahlen, das kommt wieder andern Kindern zu gut."

Nach einer Stunde kehrte der Prinz zurück, Gabriel mit hochbeladenem Korb, auch der Prinz trug unter beiden Armen Puppen und große Düten mit Naschwerk. Als der junge Herr so belastet eintrat, mit gerötheten Wangen, selbst glücklich wie ein Kind, sah er so gut und liebenswerth aus, daß sich Alle über ihn freuten. Emsig packte er seine Schätze vor der Frau Professorin aus und schüttete zuletzt die Zuckerdüten auf den Tisch.

Seine Befangenheit war verschwunden, er spielte in kindlichem Behagen mit den hübschen Dingen, wies den Andern die kunstvolle Arbeit an Marzipanpflaumen, bat Laura einen Tempelherrn aus Zucker für sich zu behalten und wirthschaftete zierlich und behend um den Tisch, bis die Andern ihm bewundernd zusahen und in seine Kinderscherze einstimmten. Als die Frauen den Ausputz der Fichtenbäumchen begannen, erklärte der Prinz, auch er werde dabei helfen. Er setzte sich vor die Untertasse mit Eiweiß, ließ sich die Handgriffe zeigen und wälzte die bestrichenen Früchte in Gold- und Silberblättchen. Ilse setzte als Preis für den Herrn, der am meisten und besten arbeiten würde, eine große Dame von Pfefferkuchen mit Reifrock und Glasaugen, und es entstand ein löblicher Wetteifer unter den Herren, die besten Stücke zu liefern. Der Professor und der Kammerherr wußten alte Kunstfertigkeit zu verwenden,

der Prinz aber arbeitete als Neuling etwas lüderlich, es blieben einzelne leere Stellen, und an andern bauſchte das Schaumgold. Er war mit ſich unzufrieden, aber Ilſe ermunterte ihn: „Nur müſſen Ew. Hoheit ſparſamer mit dem Golde ſein, ſonſt reichen wir nicht.“ Zuletzt erhielt der Kammerherr die Dame im Reifrock, und der Prinz als außerordentliche Belohnung für ſeine Strebſamkeit ein Wickelkind, das aber auch durch zwei Glaskorallen in die Welt ſtarrte.

Draußen auf dem Weihnachtsmarkt ſtanden die kleinen Kinder um die Tannenbäumchen und Weihnachtsbuden und ſchauten ahnungsvoll und begehrlich auf die Schätze, und in Ilſe's Zimmer ſaßen die großen Kinder am Tiſche, ſpielend und glücklich; auch hier kam kein kluges Wort zu Tage, und der Prinz malte ſich zuletzt mit Eiweiß die Umriſſe eines Geſichtes auf die Handfläche und vergoldete ſie mit den Metallblättchen.

Als der Erbprinz aufbrach, frug der Profeſſor: „Darf ich fragen, wo Ew. Hoheit den Weihnachtsabend verbringen?“

„Wir bleiben hier,“ verſetzte der Prinz.

„Da ſeltene Muſikaufführungen in Ausſicht ſtehen,“ fügte der Kammerherr hinzu, „hat des Fürſten Hoheit auf die Freude verzichtet, den Prinzen zum Feſt in ſeiner Nähe zu haben, wir werden alſo ſtille Weihnacht im Quartier halten.“

„Wir wagen nicht einzuladen,“ fuhr der Profeſſor fort, „falls aber Ew. Hoheit an dieſem Abend nicht in anderer Geſellſchaft verweilen, würde uns große Freude ſein, wenn die Herren bei uns vorlieb nähmen.“

Ilſe ſah dankbar auf den Gatten, und der Prinz überließ diesmal nicht dem Kammerherrn die Antwort, ſondern nahm mit Wärme die Einladung an. Als er mit ſeinem Begleiter durch die gefüllten Straßen ſchritt, begann er vorſichtig: „Irgend etwas werden wir doch auch zu dem Weihnachtstiſch beiſteuern.“

„Ich habe ſoeben daran gedacht,“ verſetzte der Kammer-

herr, „wenn Ew. Hoheit den wackern Leuten die Ehre erweisen und den Abend bei ihnen zubringen, so bin ich nicht sicher, wie der Fürst eine Beisteuer meines gnädigsten Prinzen zu diesem Weihnachtsbaum auffassen wird."

„Nur nichts von Brochen oder Ohrringen aus dem langweiligen Kasten des Hofjuweliers," rief der Prinz mit ungewohnter Energie, „es darf nur eine Kleinigkeit sein, am liebsten ein Scherz."

„Das ist auch meine Ansicht," bestätigte der Kammerherr. „Aber es ist doch rathsam, den Entscheid darüber dem durchlauchtigsten Herrn anheim zu geben."

„Dann bleibe ich lieber zu Hause," versetzte der Prinz erbittert, „ich will nicht mit einem dummen Cadeau in der Hand eintreten. Läßt sich nicht machen, daß der Besuch ganz zwanglos erscheint, wie auch die Einladung war?"

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Wenige Tage nach dem Fest wird der ganzen Stadt bekannt sein, daß Ew. Hoheit dem Professor Werner diese ungewöhnliche Ehre erwiesen haben. Ohne Zweifel wird das Ereigniß von irgend einem Unberufenen nach der Residenz geschrieben. Hoheit wissen besser als ich, wie der Fürst eine solche Nachricht aufnehmen mag, die ihm zuerst von Fremden kommt."

Dem Prinzen war die Freude verdorben. „So schreiben Sie meinem Vater," rief er zornig; „aber stellen Sie die Einladung dar, wie sie vorgebracht wurde, und sprechen Sie sich gegen jedes gnädige Geschenk aus. Es würde diese Familie nur verletzen."

Der Kammerherr freute sich über den Takt seines jungen Herrn und versprach den Brief nach Wunsch einzurichten. Das versöhnte den Prinzen und er begann nach einer Weile: „Ich habe mir ausgedacht, Weidegg, was wir geben dürfen. Frau Professorin ist vom Lande, ihr schenke ich als Attrape die Maschine, die ich neulich gekauft habe, und ich lege hübsche Bonbons oder so etwas hinein."

Jetzt will er die unnütze Spielerei wieder los werden, dachte der Kammerherr. „Das geht unmöglich," erwiederte er laut. „Ew. Hoheit sind gar nicht sicher, daß Frau Professorin den Scherz so auffassen wird, wie er gemeint war. Und verzeihen Ew. Hoheit die Bemerkung: es ist sehr mißlich, in solche Geschenke etwas zu legen, was Mißdeutungen unterliegen kann. Ew. Hoheit vollends dürfen dergleichen niemals wagen. Wenn auch die liebenswürdige Frau selbst nichts darin findet, in ihrem Kreise wird viel besprochen werden, daß ein solcher Scherz von Ew. Hoheit gemacht ist, und man würde darin leicht eine ironische Anspielung auf ein gewisses ländliches Benehmen finden, welches der Dame unleugbar recht gut steht, aber doch hier und da Veranlassung zu leisem Lächeln sein kann."

Dem Prinzen fror das Herz, er war wüthend auf den Kammerherrn, und erschrak auch wieder bei dem Gedanken, daß er Frau Ilse verletzen könnte; die Poesie des Festes war ihm gründlich verdorben, er ging stumm in sein Quartier.

Auf den Brief des Kammerherrn kam die Antwort, daß der Fürst gegen einen gelegentlichen Besuch des Erbprinzen trotz der nahe liegenden Inconvenienz nichts einwenden wolle, und daß, wenn eine Aufmerksamkeit überhaupt unvermeidlich sei, dieselbe von einem Gärtner und Conditor beschafft werden müsse. Es wurde also eine Menge von Blumen und Confitüren durch den Kammerherrn eingekauft und vor dem Prinzen aufgesetzt. Dieser aber sah kalt und schweigend über den fröhlichen Farbenglanz. Zwei Lakaien trugen die Sachen gegen Abend zum Rector mit einem kleinen Billet des Kammerherrn, welcher im Namen seines durchlauchtigsten Prinzen bat, die Sendung zum Ausputz des Weihnachtstisches zu verwenden. Unterdeß stand der Prinz finster vor dem landwirthschaftlichen Mechanismus und haderte bitter mit seiner fürstlichen Würde.

Als er zur geziemenden Stunde bei Werners eintrat, war die Bescheerung vorüber, der Christbaum ausgelöscht. Ilse

hatte das so gewollt, „es ist nicht nöthig, daß die fremden Herrschaften sehen, wie wir uns über die Geschenke freuen.“ Der Prinz empfing den Dank Ilse's über den prächtigen Schmuck ihres Tisches mit Zurückhaltung und saß schweigend und zerstreut vor dem Theekessel. Ilse dachte: Ihm thut es weh, daß er keinen frohen Weihnachtsabend hat, das ärmste Kind ist lustig vor seinem Fichtenbäumchen, und er sitzt wie ausgeschlossen von den Freuden der Christenheit. Sie winkte Laura und sagte dem Prinzen: „Wollen Ew. Hoheit nicht unsern Christbaum ansehen? Die Lichter mußten gelöscht werden, sonst brannten sie auf einmal herunter. Ist's aber Ew. Hoheit recht, so zünden wir die ganze Herrlichkeit noch einmal an, und es wäre sehr gütig, wenn Hoheit uns dabei helfen wollten.“

Das war dem Prinzen doch willkommen, und er ging mit den Frauen in das Weihnachtszimmer. Dort erbot er sich den Stock zu nehmen, an dessen Spitze ein Wachsstockende befestigt war, um die höchsten Lichter des mächtigen Baumes zu erreichen. Während er geschäftig an dem Baum arbeitete, wurde ihm das Herz etwas leichter, und er sah mit Antheil auf die Geschenke, welche unter dem Baume lagen. „Jetzt aber haben Ew. Hoheit die Güte hinauszugehen,“ sagte Ilse, „und wenn ich klingle, so gilt es Ihnen und Herrn von Weidegg, das kann Ew. Hoheit nicht erspart werden.“ Der Prinz eilte hinaus, die Schelle tönte. Als die Herren eintraten, fanden sie zwei kleine Tische gedeckt, darauf angezündete Bäumchen, und unter jedem eine große Schüssel mit Backwerk, das man nur in der Landschaft zu backen verstand, welcher sie angehörten. „Das soll eine Erinnerung an unsere Heimath sein,“ sagte Ilse, „und auf dem Bäumchen sind die Aepfel und Nüsse, welche die Herren selbst vergoldet haben; die mit den rothen Flecken sind Ew. Hoheit Arbeit. Und dies ist eine respectvolle Sendung aus der Wirthschaft meines lieben Vaters. Ich bitte die Herren, die geräucherte Gänsebrust mit gutem Appetit zu verzehren; wir sind ein wenig stolz auf diese Lei-

stung. Hier aber, mein gnädigster Prinz, ist zur Erinnerung an mich ein kleines Modell von unserm Butterfaß, denn dabei habe ich als ein Kind vom Lande meine hohe Schule durchgemacht, wie ich neulich Ew. Hoheit erzählte." Und auf dem Platze des Prinzen stand wohlhäbig dies nützliche Werkzeug aus Marzipan gefertigt. „Unten auf dem Boden habe ich Ew. Hoheit mein Sprüchel von damals aufgeschrieben. Und so nehmen die Herrschaften mit dem guten Willen vorlieb."

Sie sagte das mit so inniger Fröhlichkeit und bot dem Kammerherrn dabei so gutherzig die Hand, daß diesem seine Anstandsbedenken ruinirt wurden und er ihr recht wacker die Rechte schüttelte. Der Prinz aber stand vor seinem Fäßchen und dachte: Jetzt ist der Augenblick oder er kömmt nie. Er las unten die anspruchslosen Worte: „Hat man sich mit Einem rechte Müh' gegeben, so bleibt es Segen für das ganze Leben." Da bat er ohne alle Rücksicht auf die dräuenden Folgen seines Wagnisses: „Darf ich Ihnen einen Tausch vorschlagen? Ich habe auch eine kleine Buttermaschine gekauft, sie ist mit einem Rade und einer Scheibe zum Drehen, und man kann sich darin jeden Morgen seinen Bedarf selbst machen. Es wäre mir große Freude, wenn auch Sie diese annehmen wollten."

Ilse verneigte sich dankend, der Prinz bat, den Diener sogleich in sein Quartier zu senden. Während der Kammerherr noch erstaunt den Zusammenhang überdachte, wurde der Mechanismus in das Zimmer getragen, der Prinz setzte ihn mit eigenen Händen auf eine Ecke des Tisches, erklärte der Gesellschaft die innere Einrichtung, und war sehr erfreut, als Ilse sagte, daß sie Zutrauen zu der Erfindung habe. Wieder wurde er das fröhliche Kind von neulich, trank lustig sein Glas Wein und brachte mit gefälligem Anstand die Gesundheit des Hausherrn und der Hausfrau aus, so daß der Kammerherr seinen Telemach gar nicht wieder erkannte. Und beim Abschiede packte er sich selbst den Marzipan ein und trug ihn in der Tasche nach Hause.

2.

Aus drei Cabinetten.

Das Jahr des Rectorats hatte auch Ilse's Haushalt und den Kreis ihrer Gedanken so umgeformt, daß sie dem Gatten erstaunt sagte: „Ich bin jetzt wie aus der Schule in das Getümmel der Welt versetzt.“ Die Tage ihres Felix waren mit zerstreuenden Geschäften belastet, schwierige Verhandlungen der Universität mit der Regierung, ärgerliche Vorfälle in der Studentenschaft nahmen einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch.

Auch die Abende verliefen nicht wie im ersten Jahr, wo Ilse der stillen Arbeit des Gatten zusah oder den Worten der Männer lauschte; denn viele Abende waren dem Professor durch Sitzungen des Senats in Anspruch genommen und viele durch größere Gesellschaften, denen er als Rector sich nicht entziehen wollte. Wenn die Freunde zum Theetisch kamen, fehlte zuweilen der Hausherr.

Ilse hatte die Lehre des Vaters beherzigt. Sie lebte frisch darauf los und mied verwirrende Gedanken. Der Gatte selbst war ängstlich bemüht, Alles von ihr fern zu halten, was ihre Ruhe stören konnte, und die geistige Diät, welche ihr zu Theil wurde, that ihr sehr wohl. Wenn er sie in Gesellschaft sich gegenüber sah, wieder in voller Kraft und Gesundheit, die Wange leicht geröthet, um Augen und Lippen heiteres Leben, da war ihm, als sei seine Pflicht diese Seele für immer zu behüten vor dem übermächtigen Einbruch kämpfender Gewalten, und ihm war ganz recht, daß sie auch durch häufigen Verkehr mit verschiedenartigen Menschen und durch die leichten Bande einer reichen Geselligkeit heimisch wurde in seinem Kreise. Und freudig sah er, daß ihre unbefangene Art Anerkennung fand, und daß sie nicht nur von den Männern mit Auszeichnung behandelt wurde, auch den Frauen gefiel.

Doch das Privatissimum, wie Ilse nach Universitätsgebrauch die Stunde nannte, wo sie die lehrenden Worte des Gatten vernahm, wurde unter allen Störungen fortgesetzt; darauf hielt die Hausfrau mit eiserner Strenge, und wenn ein Tag versäumt war, mußte das Verlorene am nächsten eingebracht werden. Aber auch in diese Stunden war ein anderer Inhalt gekommen. Der Professor las jetzt mit ihr kleine Stücke alter Schriftsteller, welche in Vers und Prosa die graziöse Schönheit des antiken Lebens abspiegelten. Die unschuldige Seele der Frau fand sich in der heitern Sinnlichkeit dieser fremden Welt arglos zurecht, und die Eindrücke, welche sie erhielt, stimmten vortrefflich zu der Weise, in der sie sich jetzt das eigene Leben zurecht legte. Der Professor erklärte ihr einzelne Gedichte der griechischen Anthologie und des Theokrit, weniges aus der Lyrik der Römer, dazwischen aber zum Vergleich Gedichte des großen Deutschen, der in einziger Weise griechische Schönheit mit deutscher Empfindung zu vermählen gewußt. Wieder klangen in das Tagesleben der jungen Frau leise die Melodien des hellenischen Saitenspiels und der Rohrpfeife, wenn Laura über ihrem toten Kanarienvogel trauerte, oder wenn Ilse selbst mit Frau Günther traulich schwatzend nach dem städtischen Museum ging, dem Syrakusischen Weibe gleich, welches die Nachbarin abholt, um die reiche Ausstellung der Königin auf der Burg zu betrachten. Und als der Gatte sich einmal in später Stunde über ihr Antlitz beugte, um zu sehen, ob sie entschlummert war, da schlug sie die Augen zu ihm auf, und frug ihn, ob er etwa auf ihrer Schulter seine Versfüße abzählen wollte, und sie wand ihm ihre langen Haare um den Hals und lachte, als er darüber seine große Abhandlung von den Gladiatoren im Stich ließ, über welcher er in der Stille arbeitete.

Auch die Würde der Magnificenz erwies Ilse in großer Abendgesellschaft, alle Zimmer waren geöffnet, die schmucke Wohnung strahlte im Kerzenglanz, die Häupter der Universität

und Stadt mit ihren Frauen waren zahlreich erschienen, der Prinz und sein Kammerherr fehlten nicht. Laura half anmuthig die Honneurs machen und in der Stille die fremden Diener anweisen; Küche und Wein thaten geschmackvoll ihre Pflicht, die Gäste gebehrdeten sich artig und schieden fröhlich angeregt. Jetzt war der große Abend glücklich vergangen, auch der Doctor und Laura hatten sich entfernt; Ilse gab die letzten Aufträge an Gabriel und schritt noch einmal durch die Zimmer in dem frohen Gefühl, daß sie ihrem Felix und sich Ehre eingelegt hatte. Im Ankleidezimmer warf sie einen Blick in den Spiegel. „Du hast nicht nöthig, dich prüfend zu betrachten," sagte der Gatte, „es war Alles sehr schön, aber das schönste war die Frau Rectorin."

„Damon, mein Schäfer," versetzte Ilse, „wie bist du verblendet. Doch sagst du's auch nicht zum ersten Mal, ich höre solche Worte sehr gern, du kannst dasselbe mir noch recht oft erzählen. Aber Felix," fuhr sie fort, indem sie ihr Haar auflöste, „es ist immer etwas Festliches selbst bei solcher Gesellschaft, wo die Menschen nichts thun, als sich unterhalten. Man trägt von Keinem viel davon, und doch ist's ein hübsches Vergnügen unter ihnen umherzutreiben, Alle wollen artig sein und suchen sich auf's beste zu erweisen, und Jeder ist bemüht, sich den Andern ein wenig anzupassen."

„Nicht Jedem gelingt bei solcher Gelegenheit, seinen Inhalt gut darzustellen, am wenigsten uns Büchermenschen," versetzte Felix. „Aber es ist wahr, diese Gesellschaften geben Solchen, die in ähnlichen Lebenskreisen stehen, eine gewisse Gemeinsamkeit der Sprache und Haltung, zuletzt auch der Ideen. Und das ist sehr nöthig, denn im Grunde sind auch die, welche nahe an einander leben, in einem weiten Gebiet ihres Empfindens und Denkens oft so verschieden, als ob sie aus verschiedenen Jahrhunderten stammten. Wie hat dir der Kammerherr gefallen?"

Ilse schüttelte den Kopf. „Er ist der artigste und aufge-

weckteſte von Allen und weiß Jedem etwas Verbindliches zu ſagen; aber man möchte ihm doch nicht trauen, denn man hat wie bei einem Aal gar keinen Anhalt, und keinen Augenblick, wo man in ſein Herz ſieht. Da war mir unſer Prinz mit ſeinem ſteifen Weſen lieber. Er hat mir heut von ſeiner Schweſter erzählt, die muß ſehr geſcheut und liebenswürdig ſein. Aus welchem deiner Jahrhunderte ſtammt denn er?"

„Aus der Mitte des vorigen," verſetzte der Gatte lachend, „er iſt gute hundert Jahre jünger als wir, aus der Zeit, wo die Menſchheit in zwei Klaſſen zerfiel, in Hoffähige und in Sclaven. Aber wenn du dich in unſerer Nähe umſehen willſt, kannſt du größere Unterſchiede erkennen. Da iſt unſer Gabriel, eine Menſchenſeele, die in ihren Vorurtheilen und ihrer Poeſie um dreihundert Jahre jünger iſt als die Gegenwart. Seine Weiſe zu empfinden erinnert an die Zeit, in welcher die großen Reformatoren unſer Volk zuerſt zum Denken heranzogen. Dagegen die feindlichen Nachbarn ſind in mancher Hinſicht Repräſentanten von zwei entgegengeſetzten Richtungen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts neben einander liefen, in unſerm Hauſe eigenſinniger Rationalismus, bei den Alten drüben eine weiche Gefühlsſeligkeit."

„Und welcher Zeit gehöre ich an?" frug Ilſe ſich vor den Gatten ſtellend.

„Du biſt mein liebes Weib," rief er und wollte ſie an ſich ziehen.

„Ich will dir's ſagen," fuhr Ilſe zurückweichend fort, „nach eurer Meinung bin ich auch aus einer vergangenen Zeit, und das hat mich mehr geängſtigt, als ich jetzt ausſprechen will. Aber ich mache mir nichts mehr daraus. Denn wenn ich dich zwingen kann meine Hand zu küſſen, ſo oft ich dir's befehle — der Profeſſor war ſehr willig dazu —; wenn ich ſehe, wie es dich auch keine Ueberwindung koſtet mich einmal auf den Mund zu küſſen — es iſt nicht nöthig, daß du es jetzt verſuchſt, ich glaube dir; ferner, wenn ich merke, daß der gelehrte Herr

nicht abgeneigt ist, mir die Schlafschuhe zu reichen, und vielleicht gar mein Nachtkleid, — gut, ich will nicht, daß du dich weiter bemühst. Hier häkele mir die Ohrringe auf und mache das Kästchen hübsch zu; und wenn ich außerdem merke, daß dir viel daran gelegen ist mir zu gefallen, daß du auf meinen Wunsch die Consistorialräthin zu Tische geführt hast, die du gar nicht leiden kannst, und daß du mir dies prächtige Kleid gekauft hast, obgleich du vom Kaufen gar nichts verstehst; wenn ich ferner sehe, daß Magnificenz ganz in meiner Botmäßigkeit sind, daß ich die Schlüssel zum Brote habe und sogar deine Geldrechnung führe, und wenn ich mir endlich in das Gedächtniß zurückrufe, daß du guter, lieber Büchermann neben deinen Griechen und Römern auch Frau Ilse kleiner Abhandlungen würdigst, und daß dir eine Freude ist, wenn ich ein wenig von deiner gelehrten Schreiberei verstehe, so kommt mir die Meinung, daß du ganz mir angehörst, du und deine Zeit, und daß es mir ganz gleichgültig ist, aus welcher Periode der Weltgeschichte meine Gemüthsart stammt. Denn wenn ich zurückgebliebenes Kind aus entlegener Zeit dich in das Ohrläppchen zwicke, wie ich jetzt thue, so wird mir der große Herr der Gegenwart und Zukunft und sein Philosophiren über verschiedene Menschen nur lächerlich. Nachdem ich dir diesen Vortrag gehalten habe, kannst du ruhig einschlafen."

„Das wird schwer halten," versetzte der Professor, „wenn die gelehrte Hausfrau um das Lager herumwandelt und im Nachtkleide Reden hält, die langstieliger sind, als die eines römischen Philosophen. Und wenn sie darauf mit den Schrankthüren klappert und in den Zimmer umherfährt."

„Mein Tyrann fordert morgen früh seinen Kaffee, der muß heut herausgegeben werden, und ich kann nicht einschlafen, wenn ich nicht alle Schlüssel neben mir habe."

„Da hilft nichts," sagte der Professor, „als ernsthafte Beschwörung," und einen Vers des Theokrit parodirend, rief er: „Drehhals, wende dich um, und ziehe das Weib in die Kammer."

„Ich muß nachſehen, ob noch irgend ein Licht brennt,“ rief Ilſe hinein. — Aber gleich darauf kniete ſie an ſeinem Lager nieder und umſchlang ihn mit ihren Armen. „Es iſt ſo ſchön auf der Welt, Felix,“ rief ſie, „bitten wir demüthig, daß unſer Glück dauere.“

Ja du biſt glücklich, Frau Ilſe, aber wie dein Vater geſagt hat, du verdankſt dein Glück der Vorſicht, nicht der Tapferkeit.

Als Ilſe ihrem Vater ſchrieb, wie die große Abendgeſellſchaft verlaufen war, vergaß ſie nicht beizufügen, daß auch ihr künftiger Landesherr wieder unter den Gäſten geweſen war, und daß ſie ſich mit ihm recht verſtändig unterhalten habe. Der Vater ſchien ihr die letzte Mittheilung nicht recht zu würdigen, denn er antwortete ärgerlich: „Wenn du ſo einflußreiche Rathgeberin geworden biſt, ſorge lieber dafür, daß wir einen Anſchluß an die große Chauſſee erhalten; die Sache wird ſeit zehn Jahren von den Behörden hingezogen, ’es iſt eine Schande, daß wir von aller Welt ſo abgeſchnitten ſind. Der Schimmel hat das Bein gebrochen. Unſer Gut wäre an die zehntauſend Thaler mehr werth, wenn die Regierung nicht ſo ſaumſelig wäre.“

Ilſe las den Brief ihrem Gatten vor und ſagte: „Das mit der Chauſſee wollen wir dem Prinzen ſagen, der kann es bei ſeinem Vater durchſetzen.“ Der Gatte lachte. „Ich übernehme dieſen Auftrag nicht, der Prinz ſieht mir nicht aus, als ob er großen Einfluß auf die Regierung hätte.“

„Das wollen wir doch ſehen,“ verſetzte Ilſe fröhlich, „bei nächſter Gelegenheit ſpreche ich ihn darauf an.“

Dieſe Gelegenheit blieb nicht aus. Der Conſiſtorialrath, welcher jetzt theologiſcher Decan war, lud zu einem Thee. Es war eine vornehme und ehrwürdige Geſellſchaft, für Ilſe gar nicht behaglich, die Frömmigkeit des Decans war ihr längſt verdächtig, aus dem Frack des ſüßlichen Herrn ſah ſie oben

deutlich einen eingeknöpften Fuchsſchwanz herausragen, in den Reden der Frau Decanin war eine unbequeme Miſchung von Honig und Galle, die Räume waren enge und heiß und die Gäſte gelangweilt. Aber der Erbprinz mit ſeinem Kammerherrn hatte zugeſagt. Als er eintrat, ſtrebten der Hausherr und einige Gäſte, welche den Brauch der Höfe kannten, nach einer Aufſtellung mit Front, aber der Erfolg wurde durch die Unachtſamkeit oder auffäſſiges Weſen der Mehrzahl vereitelt. Der Prinz mußte ſich vom Hausherrn geleitet durch die Gruppen bis zur Frau Decanin durchkämpfen. Sein Blick prallte von ihren ſcharfen Zügen ab und irrte in ihrer Nähe umher, wo Ilſe ſtand, wie aus einem andern Planeten herabgeſtiegen. Sie war heut ſehr majeſtätiſch, der kleine Bandſchmuck ſaß wie ein Krönchen auf den lockigen Haaren, deren Fülle ihr Haupt mächtig umgab. Der Prinz ſah ſcheu auf ſie und konnte kaum die Worte finden, welche er ihr gönnen mußte. Als er ſich nach kurzem Gruß wieder zur Geſellſchaft wandte, war Ilſe unzufrieden, ſie hatte als gute Bekannte artigere Behandlung erwartet. Sie überlegte nicht, daß ſeine Aufgabe in der Geſellſchaft nicht die eines Privatmannes war, und daß er fürſtliche Pflichten zu erfüllen hatte, bevor er als Menſch unter den Andern umherlaufen konnte. Während er aber mit innerem Unwillen that, was ſeine Stellung erheiſchte, zuerſt langſam umherging, zu Ilſe's Gatten, dann zu den übrigen Würdenträgern, darauf feſte Stellung nahm, ſich Einzelne vorſtellen ließ und Fragen that, wie ſie für ſolche Fälle überlegt waren, wartete auch er ungeduldig auf den Zeitpunkt, wo ihm das Schickſal geſtatten würde, mit der Landsmännin ein wenig zu reden. Er hielt aber wacker Stand; der Profeſſor der Geſchichte ſprach ihm ſeine Freude aus, daß jetzt ältere Chroniken ſeiner Landſchaft herausgegeben würden, und ſuchte halb erzählend, halb belehrend die Bedeutung derſelben klar zu machen. Unterdeß bedachte der Prinz, daß die Frau Rectorin wenigſtens zu ſeiner linken Seite ſitzen werde, denn der Kammerherr hatte

ihn aufmerksam gemacht, daß die Decanin seine rechte Seite erhalten müsse.

Die Sache war zweifelhaft. Denn die Decanin war zwar Wirthin, aber der Abend hatte einen gewissermaßen officiellen Universitätsstrich, und Ilse war ohne Widerrede unter den gelehrten Damen die vornehmste. Jedoch dieser Zweifel wurde deßhalb unwesentlich, weil der Decan für zahlreiche Zusendung theologischer Werke und bewundernde Huldigungsbriefe von dem Fürsten bereits das Comthurkreuz seines Ordens erhalten hatte. Daß er bis zu diesem emporgeklettert, glich, wie der Kammerherr auseinandersetzte, den Würdenunterschied zwischen Magnificus und Decan so vollständig aus, daß die Decanin doch schließlich das beste Recht hatte. Nun war allerdings, wie der Kammerherr zugab, im Grunde gleichgültig, wie man hier durcheinandersaß, denn von einem Recht auf Rang konnte in dieser Gesellschaft überhaupt nicht die Rede sein. Doch war es angemessen, wenn der Prinz nicht ganz versäumte, zu distinguiren.

Also an seiner linken Seite wenigstens hoffte der Prinz Frau Ilse zu finden. Doch auch diese Erwartung wurde durch die Tücke der Decanin vereitelt. Denn in der Gesellschaft erschien die Frau eines Obersten, Mann und Frau von alter Familie, erst an den Ort versetzt. Beflissen führte die Decanin den Kammerherrn der eintretenden Frau Oberst zu, und bei der Begrüßung ergab sich zum Ueberfluß, daß beide gemeinsame Verwandte hatten. Dadurch wurde die Rangordnung des Soupers zerrüttet. Die Dame forderte ihr Recht der Vorstellung. Der Kammerherr führte sie dem Prinzen entgegen, der Prinz aber kam artig zuvor, und sprach seinen Wunsch aus, der Dame genannt zu werden. „Sie läßt sich einem Studenten vorstellen," sagte erstaunt die kleine Günther. — „Das ist eine Beeinträchtigung der socialen Vorrechte, welche die Frau dem Mann gegenüber zu behaupten hat," sagte unwillig die Strudelius.

„Sie macht es doch recht hübsch," erwiederte Ilse, „und wie sie sich mit ihm unterhält, gefällt mir." Die Frauen wußten nicht, daß der Gegenstand ihrer Bemerkungen in diesem Augenblick scheinbarer Erniedrigung den Triumph einer höhern Stellung freudig empfand. Der Prinz, die Oberstin und der Kammerherr bildeten für kurze Zeit eine Gruppe, von welcher das Licht des Abends ausstrahlte, alle drei in dem Bewußtsein, daß sie unter Fremden zusammengehörten.

Die Folge dieser Vorstellung war, daß die Frau Oberst an der linken Seite des Prinzen zu sitzen kam, und Ilse, von zwei Decanen eingefaßt, ihm gegenüber. Für den Prinzen wurde die Bewahrung fürstlicher Würde dadurch nicht leichter, daß er die Augen und das Lockenhaar seiner Landsmännin vor sich erblickte, so oft er die Augen erhob. Langsam schlich ihm die Abendstunde dahin, erst kurz vor dem Aufbruch fand er Gelegenheit, ungezwungen mit Frau Ilse zusammen zu treffen. Warte, dachte Ilse, die Chaussee soll dir nicht geschenkt sein.

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Vater und dem Gut?" begann der Prinz mit einer Frage, welche die Unterhaltung schon öfter eingeleitet hatte. — „Es ist keine gute Nachricht," erwiederte Ilse, „denken Ew. Hoheit, eines unserer Arbeitspferde hat den Fuß gebrochen. Es war ein Schimmel, den wir selbst gezogen, ein gutes frommes Thier, ich bin manchmal auf ihm geritten, obgleich der Vater das nicht gern sah. Denn sehen Ew. Hoheit, der Weg bei uns bis zu der größeren Marktstadt, wohin der Vater jedes Jahr das Getreide abliefern muß, ist unverantwortlich schlecht, es geschieht durch die Regierung gar nichts dafür. Seit zehn Jahren hängt die Sache, aber es kommt zu nichts. Wenn Ew. Hoheit etwas dazu thun könnten, daß uns eine Chaussee gebaut wird, so bitte ich sehr, Sie helfen der ganzen Gegend auf." Der Prinz sah ihr treuherzig in die Augen und sagte verlegen: „Das ist Sache der Regierung, ich glaube, mein Vater weiß davon nichts."

„Das glaube ich auch," erwiederte Ilse siegreich, „die Herren von der Regierung haben immer Gründe, nichts zu thun; Schwierigkeiten machen und kein Geld haben, das verstehen sie am besten." Der Kammerherr trat in die Nähe, und da die Unterhaltung einen unheimlichen politischen Anstrich erhalten, nahm der Prinz schnell seinen Rückzug mit den Worten: „Hoffen wir das Beste," lächelnd und sich verbeugend. Ilse sagte beim Herausgehen zu ihrem Manne: „Felix, ich hab's ihm gesagt, er ist ein gutes Kind, aber in Gesellschaft hat er nichts als Redensarten."

Der Zufall wollte, daß einige Wochen darauf der fürstliche Rath, welcher die oberste Verwaltung von Nassau hatte, nach der Universitätsstadt kam, den Kammerherrn besuchte und von diesem zum Prinzen geführt ward. Er wurde zum Mittagessen geladen, der Prinz zeigte ungewöhnlichen Antheil an den Verhältnissen der abgelegenen Gegend, erkundigte sich nach den Gütern und deren Besitzern und sagte endlich beim Kaffee, als er allein mit dem Rath am Fenster stand: „Wie kommt es, daß noch keine Chaussee in der Gegend ist? Könnten Sie nicht etwas dafür thun?" Der Beamte setzte die Schwierigkeiten gebührend auseinander. Der Prinz erwiederte endlich: „Ja, ich weiß, an Gründen fehlt es nicht, Sie würden mich aber verbinden, wenn Sie sich Mühe geben wollten, die Sache doch durchzusetzen."

Mit diesen Worten im Herzen reiste der Beamte nach Hause, höchlich aufgeregt durch diese Lebensäußerung seines zukünftigen Herrn. Er wälzte die Worte drei Tage lang im bekümmerten Gemüth, ihre Bedeutung wurde ihm immer größer, seine eigene Zukunft mochte davon abhängen. Endlich kam er zu der Ansicht, daß dies ein Fall sei, der einen außerordentlichen Entschluß nöthig mache, er setzte sich auf, fuhr nach der Residenz und legte die ganze Unterredung und ein dickes verstäubtes Aktenbündel, Chausseeangelegenheiten, vor seinem Minister nieder. Der Minister dankte ihm für die Mittheilung

und kam wieder zu der Ansicht, daß hier ein Incidentpunkt vorliege, bei dem es klug sei, Serenissimo Mittheilung zu machen. Am Ende eines Vortrags über Staatsangelegenheiten erwähnte er, daß im District von Rossau die Klagen über die schlechten Wege und das Verlangen nach einer Chaussee lebhaft würden und erzählte, bei welcher Gelegenheit der Erbprinz selbst sein Interesse an dem Bau ausgesprochen habe. Der Fürst erhob sich schnell von seinem Sessel. „Der Erbprinz? Was bedeutet das? — Es ist mir lieb, daß mein Sohn sich für Landesangelegenheiten interessirt," fügte er hinzu, „ich werde mir die Sache überlegen." Denselben Tag ging ein eigenhändiger Brief des Fürsten an den Kammerherrn ab: „Woher kommt das Interesse des Erbprinzen an dem Chausseebau bei Rossau? Ich fordere genauen Bericht." — Der Kammerherr gerieth in Verlegenheit, auch er fühlte seine Stellung durch ein Geheimniß gefährdet. Endlich wählte er, zwischen Vater und Sohn gestellt, den Weg offener Entfaltung vor der künftigen Sonne, und theilte dem Prinzen die Frage des Fürsten mit.

„Sie sehen, welche Wichtigkeit der Herr auf die Mittheilung legt, es wird unvermeidlich sein, ihm Näheres mitzutheilen."

Der Prinz war ebenfalls betroffen. „Es war ja nichts als ein hingeworfenes Wort," entgegnete er zögernd.

„Um so besser," sagte der Kammerherr, „es kommt nur darauf an, zu sagen, wie in Ew. Hoheit der Wunsch entstand. Dem Fürsten könnte auffallend sein, wenn sich Unterthanen oder Behörden an Ew. Hoheit, statt an ihn selbst gewandt hätten. Das war, soviel ich weiß, nicht der Fall."

„Nein," versetzte der Prinz, „ich habe bei dem Rector Magnificus davon gehört, ich habe ja nichts gethan, als den Rath, als er hier war, deßhalb gefragt. Ich wollte doch eine Antwort geben können," fügte er klug hinzu.

Beruhigt setzte sich der Kammerherr hin, rühmte in seinem Bericht den Professor und Ilse, welche ein angenehmes Haus

machten, und verfehlte nicht, zu bemerken, daß der Erbprinz gern dort sei. Und er war erfreut, als wenige Tage darauf einer geschäftlichen Mittheilung des Kabinetssecretärs eine eigenhändige Nachschrift seines Gebieters zugefügt war, in welcher dieser seine besondere Zufriedenheit mit dem Erbprinzen und Kammerherrn aussprach.

Nicht weniger erfreut war Ilse, als ihr der Vater schrieb: „Ilse, kannst du hexen? Es ist Befehl gegeben, die Chaussee sofort in Angriff zu nehmen, der Wegebaumeister ist bereits hier, die Straße abzustecken.“ Ilse brachte am Mittag den Brief vergnügt aus ihrer Rocktasche. „Lies, ungläubiger Mann, und sieh, was unser kleiner Prinz durchzusetzen vermag, wir haben dem guten Herrn doch Unrecht gethan. Mein armer Schimmel hat ihn gedauert, und er hat seinem lieben Vater Alles geschrieben.“

Als der Erbprinz wieder einmal in größerer Gesellschaft an Ilse trat, begann sie nach der ersten Begrüßung leise: „Meine Heimath ist Ew. Hoheit zu warmem Dank verpflichtet, Hoheit haben die Güte gehabt, sich für die Chaussee zu verwenden.“

„Wird sie gebaut?“ frug der Prinz überrascht.

„Und das wissen Ew. Hoheit nicht? Ihre Verwendung hat es doch bei Ihrem durchlauchtigsten Herrn Vater durchgesetzt.“

„Das würde wenig genutzt haben,“ fuhr der Prinz heraus, „nein, nein,“ setzte er eifrig ablehnend hinzu. „Ich habe deßhalb meinem Vater nicht geschrieben. Es ist ganz sein eigener Entschluß.“

Ilse schwieg, ihr war unbegreiflich, was den Sohn eines Fürsten verhindern könne, dem Vater offen eine geschäftliche Bitte vorzutragen, deren Erfüllung wohlthätig für Viele war. Und daß er jeden Antheil ablehnte, den er doch offenbar hatte, dünkte ihr eine sehr ungeschickte Bescheidenheit.

Der Kammerherr aber hatte in dem letzten Kabinetsschreiben eine Bestätigung seiner Ansicht gefunden, daß der Fürst

den Verkehr des Erbprinzen im Hauſe des Rectors nicht ungern ſehe. Er dachte zuweilen über den Grund dieſes hohen Intereſſes an Menſchen nach, welche ſo ſehr außerhalb der Sphäre fürſtlicher Beachtung ſtanden. Er kam darüber nicht recht auf's Reine. In jedem Fall war ſeine eigene Aufgabe, den Prinzen von dieſem Hauſe nicht zurückzuhalten und ſich ſelbſt dem Rector und ſeiner Hausfrau angenehm zu erweiſen. Dies Letztere that er gern und ehrlich, nicht nur, weil der Rector ein angeſehenes Haus machte. Er fand ſich zuweilen ohne den Prinzen bei dem Profeſſor ein, ließ ſich von ihm Bücher empfehlen, achtete ſehr auf ſein Urtheil über Menſchen, wählte, ſoweit ihn ſeine Inſtruction nicht band, auch die Lehrer des Prinzen nach ſeinem Rath. Die energiſche Wucht und das ſtolze wahrhafte Weſen des Gelehrten zogen den Hofherrn an, und Werner wurde ihm bald eine werthvolle Bekanntſchaft. Auch Frau Ilſe war er aufrichtig zugethan und auch ſie erlebte einige Augenblicke, wo etwas von dem Herzen des Kammerherrn zu ſehen war.

Aber obgleich der Kammerherr alle Fügſamkeit eines Hofmanns hatte und wußte, daß dem Fürſten und ſeinem jungen Herrn die Beſuche im Hauſe des Rectors willkommen waren, bewies er doch an ſeinem Prinzen wenig Zuvorkommenheit gegen höchſte Wünſche. Ja, er war geneigt, Schwierigkeiten aufzufinden, wenn einmal, was freilich ſelten geſchah, ſein Prinz eine Theeſtunde bei Werners vorſchlug. Er kam in ſchicklichen Zwiſchenräumen mit dem Prinzen an, aber er vermied ſeit der Chauſſeeangelegenheit für den Erbprinzen größere Annäherung. Dagegen ſuchte der Kammerherr den Prinzen in geeigneter Weiſe unter den Studenten einzubürgern. Von den Genoſſenſchaften welche ſich durch Farben, Bräuche und Statuten unterſchieden, war damals das Corps der Markomannen vor andern anſehnlich. Es war die ariſtokratiſche Verbindung, enthielt viele Söhne alter Familien, einige der beſten Schläger, ſeine Mitglieder trugen die bunte Mütze am

ſtolzeſten, ſie waren vielbeſprochen, nicht grade beliebt. Der Kammerherr fand in dieſem Corps einen Verwandten, und unter den Häuptern das wünſchenswerthe Verſtändniß für die ſociale Stellung des jungen Herrn.

So machte ſich's, daß der Prinz mit dieſer Verbindung näher bekannt wurde, er lud die Studenten in ſein Quartier, beſuchte zuweilen ihre kleinen Trinkabende, und wurde von ihnen in die Gewohnheiten des academiſchen Lebens behaglich eingeführt. Er nahm Fechtſtunde, erwies darin trotz ſeinem zarten und wenig geſtählten Körper einiges Geſchick, und die ſauſende Klinge des Rappiers gefährdete in ſeiner Wohnung alltäglich Spiegel und Kronleuchter.

Ilſe aber ſprach gegen den Gatten ihre Verwunderung aus, daß der Prinz ſich zuerſt ſo ſchnell und rückhaltlos aufgeſchloſſen hatte, und ſich ſeit dem großen Erfolg in Chauſſeeſachen ſo vorſichtig zurückhielt. „Bin ich ihm zu anmaßend erſchienen?" frug ſie bekümmert, „es war doch nur in guter Meinung geſagt. Aber ich merke, Felix, bei dieſen Herrſchaften iſt es nicht wie bei Unſereinem. Wo wir einmal gutes Zutrauen haben, da richten wir uns häuslich ein, ſie aber ſind wie die Vögel, ſie ſingen dicht beim Ohr ihr Lied, und huſch, fliegen ſie auf und ſuchen in der Ferne einen andern Ruheplatz."

„Im nächſten Jahr kommen ſie vielleicht wieder," erwiederte der Gatte, „wer ſie ſich an's Haus zähmen will, hat das Nachſehen. Wenn ihr luſtiger Pfad ſie in die Nähe führt, mag man ſich ihrer freuen, aber um die Sorgloſen ſoll man ſich nicht das Herz beſchweren."

Und Ilſe nickte und verſetzte: „Honig erfülle dir, Thyrſis, den Mund, ich höre und lerne."

Aber in der Stille ärgerte ſich Ilſe doch über die Untreue ihres kleines Singvogels.

„Heut treibt mich mein Pflichtgefühl zu Ihnen," begann

der eintretende Kammerherr zum Professor. „Unter den Vorträgen, welche für den Erbprinzen gewünscht werden, ist auch einer über Heraldik. Ich bitte Magnificenz, mir einen Lehrer dafür nachzuweisen, der wenigstens einige Stunden zu geben vermöchte. In der Residenz war keine geeignete Persönlichkeit, und ich gestehe ohne Erröthen, daß meine eigenen Kenntnisse viel zu dürftig sind, als daß ich dem Prinzen davon etwas ablassen könnte."

Der Professor dachte nach. „Unter meinen Collegen weiß ich Niemand, den ich dafür empfehlen könnte. Es ist möglich, daß Magister Knips auch darin Bescheid weiß. Er ist auf allen diesen Seitenpfaden der Wissenschaft gut orientirt, er ist aber in engen Verhältnissen aufgewachsen, und die Formen seiner Ergebenheit sind ein wenig altfränkisch."

Dem Kammerherrn erschien altfränkische Ergebenheit nicht als Hinderniß, und da er selbst die Gelegenheit benutzen wollte, über die Bedeutung einer räthselhaften Figur in seinem Wappen klar zu werden, welche einer Ofengabel sehr ähnlich sah, eigentlich aber ein celtischer Druidenstab war, so versetzte er: „Es würden doch nur wenige Lectionen werden, und ich könnte selbst dabei anwesend sein."

Magister Knips wurde gerufen, fand sich, wie immer auf der Stelle ein, und wurde dem Kammerherrn vorgestellt. Diesem erschien die groteske Gestalt allerdings in anderer Weise komisch, als mancher von den Herren Professoren, aber keineswegs ungeeignet. Die Bescheidenheit war unverkennbar, die Devotion konnte nicht größer sein, und wenn man seine Gestalt in einen erträglichen Frack einband, so durfte sie für den Nothfall neben dem Erbprinzen und Kammerherrn am Tische sitzend gedacht werden. Der Kammerherr frug also, ob Herr Knips im Stande sei, einige Vorträge über Heraldik zu halten.

„Falls Ew. Hoch- und Wohlgeboren gnädigst vorlieb nehmen wollten mit deutschem und französischem Blason, so

glaube ich, Denenſelben mein allerdings ungenügendes Wiſſen anbieten zu dürfen. In den engliſchen Wappen und Figuren dagegen iſt meine Kenntniß wegen mangelnder Gelegenheit nicht ausreichend. Dagegen würde ich Denenſelben über die neueren Unterſuchungen wegen der Ehrenſtücke Auskunft zu geben mich befleißigen."

„Das wird nicht einmal nöthig ſein," verſetzte der Kammerherr, und zum Profeſſor gewandt, bat er: „Würden Magnificenz mir erlauben, mit dem Herrn Magiſter das Nähere zu beſprechen?"

Der Profeſſor überließ die Beiden der geſchäftlichen Verhandlung, und der Kammerherr fuhr freier fort: „Ich will im Vertrauen auf die Empfehlung des Herrn Rector einen Verſuch machen, ob des Erbprinzen Hoheit Ihre Vorträge benutzen kann."

Knips wurde zuſehends kleiner und ſchwand faſt ganz in den Erdboden. Nur ſein Haupt neigte ſich von der Schulter andächtig nach dem Auge des Kammerherrn. Dieſer beſtimmte freigebig den Preis der Stunden, Knips lächelte, und drückte die Augen zuſammen. „Dagegen muß ich die Forderung ſtellen, Herr Magiſter, daß auch Sie nicht verſchmähen, ſich in Ihrem Aeußern ein wenig den beabſichtigten Vorträgen anzupaſſen. Schwarzer Frack und eben ſolche Beinkleider."

„Sie ſind vorhanden," erwiederte Knips in ſeinen höchſten Tönen.

„Weiße Weſte und weiße Cravatte," fuhr der Kammerherr fort.

„Ebenfalls vorhanden," flötete Knips wieder.

Der Kammerherr hielt doch für wünſchenswerth, ſich von dieſer Befähigung des Candidaten durch eigene Anſchauung zu überzeugen. „Ich erſuche Sie alſo, ſich auf geeignete Weiſe in der Wohnung des Erbprinzen einzufinden. Dort beſprechen wir das Nähere."

Knips erſchien am nächſten Morgen in ſeinem Staats-

kleid, das Haar durch ſtarke Bürſtenſtriche geglättet, mit Handſchuhen und rundem Hut; und der Kammerherr fand, daß der Mann gar nicht ſo übel ausſah. Er machte ihn alſo noch aufmerkſam, daß es hier nicht auf wiſſenſchaftliche Erörterung, ſondern vielmehr auf einen ſchnellen Ueberblick ankomme, und übergab, um Knipſens Luftſchicht zu weihen, beim Abſchiede noch eine Flaſche wohlriechendes Waſſer für ein weißes Taſchentuch.

Knips bereitete ſich für ſeine erſten Stunden vor, indem er zuerſt ſeinen Farbekaſten, dann einige Briefſteller und alte Complimentirbücher hervorzog. Mit Hülfe des Farbekaſtens malte er einige Wappen, aus den Büchern ſchrieb er die ehrfurchtsvollen Redewendungen ab, welche unſere demüthige Kanzleiſprache im Verkehr mit den Großen eingeführt hat, und lernte alle auswendig. Zur Stunde präſentirte er ſich dem Kammerherrn, glatt und duftend, einer Blume gleich, welcher durch den Strahl hoher Sonne die Kraft des Stengels genommen iſt. So wurde er vor die Augen des Prinzen geführt, welkte auch vor dieſem eine Weile dahin, bis er durch einen Stuhl Halt erhielt, und begann ſeinen Vortrag, indem er das fürſtliche Hauswappen und das Wappen des Kammerherrn aus einer kleinen Mappe zog, in tiefſter Ehrfurcht zu Füßen legte und daran die erſten Erklärungen knüpfte.

Sein Vortrag war nach den eigenen Worten des Kammerherrn ganz magnifique, ſeine unterthänigen Arabesken drehten ſich zwar wunderlich und weitſchweifig, aber durchaus nicht unangenehm, ſie waren poſſirlich, und ſie paßten ſehr zu dem ſchnörkelhaften Inhalt ſeiner Vorträge. Er brachte häufig kleine Zeichnungen, Wappenbücher und Kupferwerke von der Bibliothek zum Anſehen und erwies ſich gründlicher unterrichtet, als vielleicht nothwendig geweſen wäre. Wenn er ſich ja einmal auf hiſtoriſche Erörterungen einließ, die ihm intereſſanter waren als ſeinen Zuhörern, ſo hob der Kammerherr nur den Finger, und Knips flatterte ehrerbietig auf die Fahrſtraße

zurück. Die Herren fanden mehr Gefallen an ſeinem Vortrage als an manchem andern, den des Magiſters hohe Gönner hielten. Die Stunden wurden über das ganze Halbjahr ausgedehnt denn zufällig fand ſich, daß Knips auch in Turnieren, Ringelrennen, Faquins und anderen ritterlichen Ergötzlichkeiten Beſcheid wußte. Er erzählte dem Prinzen von alten Schauſeſten des eigenen hohen Hauſes, beſchrieb genau das Ceremoniel, und wußte ſogar die Namen der mitwirkenden Cavaliere anzugeben. Den Zuhörern erſchien dies Wiſſen ſtaunenswerth, ihn koſtete wenig Mühe, die Notizen aus Büchern zuſammen zu tragen. Und als er am Ende reichlich belohnt von dannen ſchied, war ſeinen Hörern leid, daß die luſtige Geſtalt nicht mehr ihre altfränkiſche und verkrauſte Weisheit vortragen ſollte.

„Mutter, ſieh her," rief Knips in ſeine Stube tretend, und holte eine kleine Geldrolle aus der Taſche, „das iſt die größte Summe, die ich je bei einem Geſchäft verdient." Die Mutter ſchlug mit den Händen auf die Schürze. „Da lobe ich mir die vornehmen Leute, die wiſſen meinen Sohn doch zu ſchätzen."

„Zu ſchätzen?" verſetzte Knips verächtlich, „die wiſſen gar nichts von mir und von dem was ich verſtehe. Und je weniger man ihnen beibringt, deſto lieber iſt es ihnen. Es macht ihnen Mühe, das nur aufzuſchlagen, was ſchon für alle Welt zugerichtet iſt, und was in hundert Folianten ſteht, war ihnen noch neu. Ich habe ſie behandelt wie kleine Jungen, und ſie haben es nicht gemerkt. Nein, Mutter, ſie verſtehen noch ſchlechter, mich zu benutzen, als hier das Profeſſorenvolk. Mich ehren nach meinem Wiſſen thut Niemand."

„Einer weiß es," murmelte er vor ſich hin, „aber der iſt hochmüthiger als der Kammerherr. Der Kammerherr thut, als wollte er über die alten Carrouſels und Maskeraden ſich ſelbſt unterrichten. Ich will ihm den kleinen Rohr zum Andenken ſchenken. Es ſteht grade ſo wenig darin, daß es für ihn gut genug iſt. Ich habe das Buch um vier Groſchen ge-

kauft, das Schweinsleder iſt noch ziemlich weiß, ich waſche es mit Salmiak und klebe ſein Wappen hinein. Wer weiß, wozu es nützen kann."

Er wuſch ab und fuhr mit dem Pinſel in ſeinen Muſcheln umher. „Die Welt iſt voll Schwindel, Mutter. Wer hätte gedacht, daß ich mit dem alten ſchlottrigen Unſinn dieſer Wappenzeichen ein Capital verdienen würde?" Und er zeichnete und tuſchte über dem Wappen: „Ich habe ſelten Gold in das Haus getragen, und dann war es immer für ſchlechtes Zeug, das mir keine Ehre gemacht hat." — Hier brach er ab. „Noch einmal ziehe ich meine Lohndienerkleidung an, wenn ich ihnen das Buch überreiche, dann ſchaff ſie mir aus den Augen."

In der Gegend von Roſſau ſteckten Wegebauer Meßſtangen auf und in der Univerſitätsſtadt legte Magiſter Knips den weißen Schweinslederband in die Hände ſeines hochgeneigten Gönners. Ilſe freute ſich, daß der Weg zum Gut ihres Vaters für Jedermann leicht fahrbar ſein würde, und der Profeſſor hörte mit Antheil, daß der Mann, den er empfohlen, ſich gut anſchickte, und er lächelte wohlwollend über die Dankſagungen des Magiſters. Aber für den Kunſtbau der neuen Straße und für die erprobte Kunſtfertigkeit des kleinen Mannes ſollte den beiden Glücklichen, welche die Empfehlung an die rechte Stelle gebracht, noch Dank werden, den ſie ſich nicht begehrten.

3.

Vielliebchen.

Ilſe ſtellte eines Abends die letzten Süßigkeiten der Weihnachtszeit auf den Tiſch. Laura klapperte mit einer Knackmandel und frug den Doctor ernſthaft, woher der ehrwürdige Gebrauch der Vielliebchen komme. Der Doctor beſtritt das Ehrwürdige, wußte aber im Augenblick den Urſprung des Spiels nicht anzugeben, und war über dieſe Unſicherheit ſichtlich betroffen. Er vergaß deßhalb ſeine Pflicht, zum gemeinſamen Gruß der Doppelmandel aufzufordern. Laura öffnete die Schale und legte nachläſſig zwei Mandeln zwiſchen ihn und ſich. „Da ſind ſie.“

„Soll's gelten?“ rief der Doctor erheitert.

„Meinetwegen,“ erwiederte Laura, „mit Geben und Nehmen, wie recht iſt. Aber es darf nur Scherz ſein,“ fügte ſie, des Vaters gedenkend, hinzu, „und kein Geſchenk.“ Beide aßen mit dem rühmlichen Entſchluß, das Spiel zu verlieren. Die Folge war, daß das Geſchäft nicht vorwärts gehen wollte. Laura überreichte dem Doctor in den nächſten Wochen Bücher, Theetaſſen, Teller mit aufgeſchnittenem Braten, er war wie ein Stock, niemals ſagte er: „Ich denke daran.“ Hatte er den Contract vergeſſen, oder war's gewöhnliche Ritterlichkeit? Laura aber durfte ihm ſeine Vergeßlichkeit gar nicht zu Gemüth führen, ſonſt gewann ſie das Vielliebchen. Sie wurde wieder einmal zornig auf ihn. „Mir reicht der gelehrte Herr gar nichts,“ ſagte ſie zu Ilſe, „er behandelt mich, als wäre ich eine Neſſel.“

„Das iſt Zufall,“ verſetzte Ilſe, „er hat's längſt vergeſſen.“

„Natürlich,“ rief Laura, „für einen hübſchen Scherz mit meiner unbedeutenden Perſon hat er kein Gedächtniß.“

„Mach' ein Ende,“ mahnte Ilſe, „erinnere du ihn daran.“

Es fügte ſich, daß der Doctor einmal nicht vermeiden konnte, ihr eine Scheere aufzuheben und in die Hand zu reichen. „Ich denke dran,“ ſagte Laura ſchnippiſch, „beſſer als Sie.“

Darauf bot ſie dem Doctor die Zuckerbüchſe, der Doctor holte ſich ehrbar ein Stück Zucker heraus und ſchwieg. „Guten Morgen, Vielliebchen,“ rief ſie verächtlich. Der Doctor lachte und erklärte ſich für überwunden. „Es iſt gar nicht ſchön,“ fuhr Laura eifrig fort, „daß Sie ſich ſo wenig um Ihr Vielliebchen bekümmert haben, ich werde nie wieder eines mit Ihnen eſſen; gegen Herren, die ſo zerſtreut ſind, iſt es keine Ehre zu gewinnen.“

Kurz darauf überreichte ihr der Doctor ein winziges gedrucktes Büchel in zierlichem Einband. Auf dem erſten Blatte ſtand: „Für Fräulein Laura,“ und auf dem zweiten: „Die Entſtehung der Vielliebchen, ein Märchen.“ Es war die Geſchichte der ſchönen Königstochter, welche ſehr gern Knackmandeln aß, aber nicht heirathen wollte. Deßhalb erfand ſie Folgendes. Sie ließ jedem Prinzen, der um ihre Hand warb — und es waren unzählige — die Hälfte einer Doppelmandel präſentiren und ſie ſpeiſte den andern Zwilling. „Und wenn Ew. Liebden mich von jetzt ab zwingen können, daß ich etwas aus Dero Hand nehme, ohne die Worte zu ſprechen: ich denke dran, ſo bin ich zu jeder Vermählung bereit; wenn ich aber Ew. Liebden verleiten kann, etwas aus meiner Hand zu nehmen, ohne daß Ihnen die klugen Worte einfallen, ſo werden Dieſelben an Dero fürſtlichem Haupte unbedingt kahl geſchoren und verlaſſen ſofort meine Länder.“ Es war aber eine Tücke bei dieſem Vertrage. Nämlich der ſchönen Prinzeſſin durfte nach Hofſitte überhaupt Niemand etwas in die Hand reichen, bei Todesſtrafe, ſondern er reichte es der Staatsdame und dieſe reichte es der Königstochter. Wenn aber die Königstochter ſelbſt etwas wegnehmen oder überreichen wollte, wer konnte ihr das wehren? Es war alſo für die Freiwerber ein bitteres Vergnügen. Denn wie ſie ſich auch mühten, die Prinzeſſin zu verleiten, daß ſie ohne Angebot etwas aus ihrer Hand nahm, immer fuhr die Staatsdame dazwiſchen und verdarb die beſten Pläne. Wenn aber die Königstochter einen Freier abſchaffen wollte, that ſie

einen Tag holdſelig gegen ihn, bis er ganz bezaubert war, und ſobald er neben ihr ſaß und bereits vor Freude taumelte, dann ergriff ſie wie von ungefähr etwas in ihrer Nähe, einen Granatapfel oder ein Ei, und ſagte leiſe: „Behalten Sie dies zu meinem Angedenken.“ Sobald nun der Prinz das Stück in die Hand nahm und vielleicht noch der rettenden Worte ein wenig gedachte, ſprang das Ding auseinander und ein Froſch, eine Horniſſe oder Fledermaus fuhr gegen ſeine Locken, daß er zurückſchreckte und im Schrecken die Worte vergaß. Und dann auf der Stelle geſchoren und fort mit ihm.

Das war durch Jahre gegangen, und in allen Königshäuſern trugen die Prinzen Perücken — auch dieſe ſind ſeitdem bräuchlich geworden — da traf ſich's, daß ein fremder Königsſohn zugereiſt kam in eigenen Geſchäften und aus Zufall die Mandelkönigin ſah. Er fand ſie ſchön, und er merkte die Tücke. Aber ihm hatte ein befreundetes graues Männchen einen Apfel geſchenkt, an den durfte er alle Jahre einmal riechen, dann kam ihm ein kluger Einfall. Und er war wegen der klugen Einfälle ſchon unter allen Königen ſehr berühmt geworden. Jetzt war grade die Zeit des Apfels gekommen, er roch und da fiel ihm ein: wenn du das Spiel mit Nehmen und Geben gewinnen willſt, darfſt du ihr niemals und unter keinen Umſtänden etwas geben oder nehmen. Er ließ ſich alſo die Hände feſt in den Gürtel binden, ging mit ſeinem Marſchall zu Hofe, und ſagte, er wollte auch gern ſeine Mandel eſſen. Der Prinzeſſin gefiel er ſehr und ſie ließ ihm die Mandel reichen. Die nahm ſein Marſchall und ſteckte ſie ihm in den Mund. Da fragte die Königstochter, was denn das vorſtelle, und überhaupt, warum er die Hände immer im Gürtel trage. Und er antwortete, bei ſeinem Hofe ſei der Brauch noch viel ſtrenger als bei ihrem, er dürfe mit ſeinen Händen gar nichts nehmen und geben, höchſtens mit den Füßen oder dem Kopfe. Da lachte die Prinzeſſin und ſagte: „Auf die Weiſe können wir ja niemals in unſerm Spiel zuſammenkommen.“ Er zuckte

die Achſeln und antwortete: „Nur wenn Sie geruhen wollten, etwas von meinen Stiefeln zu nehmen.“ „Das kann nie geſchehen,“ rief der ganze Hofſtaat. „Wozu ſind Sie hergekommen,“ rief die Prinzeſſin ärgerlich, „wenn Sie ſo dumme Gewohnheiten haben?“ „Weil Sie ſehr ſchön ſind,“ ſagte der Prinz, „wenn ich Sie auch nicht gewinnen kann, ich will Sie doch anſehen.“ „Dagegen kann ich nichts haben,“ verſetzte die Königstochter. Der Prinz blieb alſo am Hofe und gefiel ihr immer beſſer. Weil ſie aber auch ihre Bosheit hatte, ſuchte ſie ihn auf alle Art zu verführen, daß er die Hand aus dem Gürtel zog und doch etwas von ihr nahm. Sie unterhielt ſich immer mit ihm und ſchenkte ihm Blumen, Bonbons und Riechfläſchchen, und zuletzt gar ihr Armband, auch zuckte es ihm mehrmals in den Händen, aber da fühlte er die Bande und kam zur Beſinnung, nickte dem Marſchall und der ſammelte ein und ſagte: „Wir denken ſchon dran.“ Dabei wurde endlich die Prinzeſſin ungeduldig und ſie begann: „Mir iſt mein Taſchentuch herunter gefallen, Ew. Liebden könnten mir es aufheben.“ Der Prinz faßte das Tuch mit der Fußſpitze und ſchwenkte es gleichgültig, und die Prinzeſſin beugte ſich nieder, nahm das Tuch von ſeinem Fuß und rief zornig: „Ich denke dran.“ Darüber war ein Jahr vergangen, und die Königstochter ſagte zu ſich ſelbſt: So kann das nicht bleiben, hier muß Schicht gemacht werden, ſo oder ſo. Sie begann alſo zum Prinzen: „Ich habe den beſten Garten der Welt, den will ich morgen Ew. Liebden zeigen.“ Aber der Prinz roch wieder an ſeinen Apfel. Und als ſie in den Garten kamen, fing der Prinz an: „Hier iſt's wunderſchön. Damit wir aber in rechtem Frieden neben einander gehen und durchaus nicht durch unſer Spiel geſtört werden, bitte ich meine Herrin, daß dieſelbe nur auf eine Stunde meine Hofſitte annehme und ſich auch die Hände feſtbinden laſſe. Dann ſind wir eines des andern ſicher und uns kann nichts Aergerliches begegnen.“ Der Prinzeſſin war dies nicht recht, aber er bat und ſie wollte ihm doch die Klei-

nigkeit nicht abſchlagen. So gingen ſie allein mit einander, die Hände im Gürtel gebunden. Die Vögel ſangen, die Sonne ſchien warm und vom Baum hingen die rothen Kirſchen bis auf die Wangen herunter. Die Prinzeſſin ſah auf die Kirſchen und rief: „Wie ſchade, daß Ew. Liebden mir keine davon pflücken können!“ Der Prinz antwortete: „Noth kennt kein Gebot,“ er nahm eine Kirſche mit dem Munde und bot ſie der Königstochter. Der Prinzeſſin blieb nichts übrig, ſie mußte ihren Mund an den ſeinigen bringen, um die Kirſche zu faſſen, und da ſie die Frucht zwiſchen den Lippen hatte und ſeinen Kuß dazu, vermochte ſie nicht, im Augenblick zu ſprechen: „ich denke dran.“ Da rief er laut: „Guten Morgen Vielliebchen!“ zog die Hände aus dem Gürtel und fiel ihr um den Hals. Und wenn ſie nicht geſtorben ſind u. ſ. w. Dieſe Geſchichte hatte der Doctor luſtig ausgeführt und eigens für Laura drucken laſſen, ſo daß Niemand dies Büchel haben konnte, als ſie allein.

Laura trug das Märchen in ihr Geheimzimmer, ſah mit Stolz auf ihren gedruckten Namen und las immer wieder die kleine dumme Geſchichte. Und ſie ging nachdenkend auf und ab. Wenn ſie ſich ſo den ganzen Fritz Hahn überlegte, konnte ſie doch kein recht gutes Gewiſſen haben. Von klein auf hatte er ſie zu Danke verpflichtet, er war ſtets lieb und gut gegen ſie geweſen, und ſie, und ach noch mehr der Vater, hatten ihm immer wieder weh gethan. Reuevoll überdachte ſie alle Vergangenheit bis zu den Katzenpfoten; was ihr ſchon bei dem Vielliebchen in der Seele gelegen hatte, das wurde ihr jetzt deutlich, ſie konnte nicht unbefangen ſein, wie ſie doch ſollte, und nicht gleichgültig, wie ihr ganz recht geweſen wäre, weil ſie immer vor ihm in den eiſernen Banden einer Verpflichtung lag. „Ich muß mit ihm auf's Reine kommen!“ Ach, aber zwiſchen ihm und ihr ſtand als trennende Mauer das Verbot des Vaters. Sie überlegte, wie ſie, ohne jenem Befehl entgegen zu handeln, doch dem Doctor etwas Angenehmes erweiſen könne. Aehnliches hatte ſie ſchon einmal mit der Orange gewagt; wenn

drüben Niemand wußte, daß der Scherz von ihr kam, dann war keine Gefahr, es entstand kein zartes Verhältniß und keine Freundschaft, die der Vater doch nur vermeiden wollte. Sie eilte zu Ilse hinunter. „Die Verpflichtungen gegen den Doctor drücken mich mehr, als ich sagen kann, es ist unerträglich, immer in seiner Schuld zu sein. Jetzt habe ich etwas ausgedacht, was dies Verhältniß zum Ende bringt."

„Nimm dich nur in Acht," versetzte Ilse, „daß die Sache auch gründlich abgemacht wird."

Darauf schlüpfte Laura in das Arbeitszimmer des Professors und bat: „Helfen Sie mir zu einem Scherz gegen den Mann von drüben, er sammelt ja allerlei alte Sachen, ich möchte etwas Seltenes für ihn erwerben, was ihm lieb wäre. Aber keine Seele darf wissen, daß ich dabei im Spiele bin, und er am wenigsten."

Der Professor versprach auf etwas zu denken.

Einige Zeit darauf legte er in Laura's Hände einen kleinen zerrissenen Band, der jämmerlich herabgekommen aussah. „Es sind Einzeldrucke alter Volkslieder," sagte er, „die irgend einmal zusammengebunden sind, ich stieß durch einen glücklichen Zufall darauf. Das Büchlein ist theuer, für den Liebhaber ist sein Werth unverhältnißmäßig größer als der Preis. Nehmen Sie keinen Anstoß an dem schlechten Kleide, Fritz wird doch die einzelnen Lieder von einander lösen und in seine Sammlung ordnen. Ich bin überzeugt, Sie können ihm kein lieberes Geschenk machen."

„Er soll es erhalten," sagte Laura vergnügt, „aber er soll gequält werden."

Es war eine schöne Sammlung, sehr seltene Stücke darunter, ein ganz unbekannter Druck des Liedes vom Ritter Tanhäuser, das Lied vom Räuber Stürzebecher und andere erfreuliche Blätter. Laura trug das Buch herauf, und schnitt die gebundenen Bogen sorgfältig von dem Bindfaden, der sie locker zusammenhielt. Darauf setzte sie sich an den Schreibtisch

und fuhr in der anonymen Briefstellerei fort, welche ihr die Tyrannei des Vaters aufgenöthigt hatte, indem sie mit verstellter Hand Folgendes schrieb: „Lieber Herr Doctor, ein Unbekannter sendet Ihnen dies Lied für Ihre Sammlung, er hat noch dreißig ähnliche, welche Ihnen bestimmt sind, doch unter Bedingungen. Erstens: Sie bewahren gegen Jedermann, wer es auch sei, unverbrüchliches Schweigen. Zweitens: Sie senden für jedes Gedicht ein anderes, das Sie selbst gemacht haben, worüber es auch sei, unter Adresse O. W. auf die Stadtpost. Drittens: Wenn Sie bereit sind, in diesen Vertrag zu willigen, so gehen Sie an einem der drei nächsten Tage Nachmittags um drei Uhr an No. zehn der Parkstraße vorüber, etwas Blühendes am Knopfloch. Der Absender wird sich innig freuen, wenn Sie auf diesen kleinen Scherz eingehen. Ihr ergebener N. N.“ Diesem Briefe lag das Lied vom Stürzebecher bei.

Die Taschenuhr des Doctors zeigte, wie durch spätere Nachforschungen festgestellt wurde, neun Uhr fünf Minuten, als dieser Brief in sein Zimmer gebracht wurde: der Barometer war im Steigen, am Himmel leichtes Federgewölk, dazwischen die bleiche Mondsichel erkennbar. Der Doctor öffnete, ein alter Druckbogen stach gelblich vom grünen Postpapier eines Briefes ab. Er entfaltete hastig die gelben Blätter und las: „Stortebecker und Godeke Michael, de rowten alle beede.“ Kein Zweifel, der niederdeutsche Urtext des berühmten Liedes, den die Welt bis dahin vermißt hatte, lag leibhaftig vor ihm. Ihm wurde so wohl zu Muth, wie dem Kinde vor der Einbescheerung. Darauf las er den Brief, und als er am Ende angekommen war, las er ihn noch einmal. Er lachte. Offenbar war das Ganze eine Schelmerei. Aber von wem? Seine Gedanken flogen um Laura, aber sie hatte ihn erst gestern Abend durch kalte Nichtachtung verletzt. An Ilse war gar nicht zu denken, und dem Professor sah solch spielender Unfug vollends nicht ähnlich. Und was sollte das Haus No. zehn? Die junge Schauspielerin, welche dort wohnte, galt sehr dafür, eine liebens-

würdige und unternehmende Dame zu ſein. War es möglich, daß ſie ein Verſtändniß für Volkslieder hatte, und, das konnte der Doctor ſich nicht verbergen, auch ein zartes Verſtändniß für ihn ſelbſt? Dem ehrlichen Fritz begegnete, daß er einen Augenblick vor den Spiegel trat, aber er proteſtirte ſogleich innerlich und zog ſich lachend zu dem Schreibtiſche und dem Volksliede zurück. Er konnte auf den Scherz nicht eingehen, das war klar, aber es war ſehr ſchade. Er legte den Stürzebecher bei Seite und ergriff ſeine Arbeit. Aber nach einer Weile nahm er ihn wieder zur Hand. Dieſes Prachtſtück wenigſtens war ihm ohne demüthigende Bedingung geſandt, vielleicht mochte er doch dies eine behalten. Er öffnete eine Mappe ſeiner alten Volkslieder und ſuchte die Stelle, wo das Gedicht eingereiht werden mußte, wenn es in der That ſein Eigenthum wurde. Er legte den Schatz in die Reihe, ſtellte die Mappe wieder in den Bücherſchrank und dachte, es iſt ja gleichgültig, wo der Bogen liegt.

In dieſer Weiſe kämpfte der Doctor bis nach dem Mittagseſſen. Kurz vor drei Uhr war er zu einer ruhigen Auffaſſung gelangt. War es nur Scherz eines nahen Bekannten, ſo wollte er kein Spaßverderber ſein; hatte die Sendung irgend ein anderes Motiv, ſo mußte auch das zu Tage kommen. Unterdeß mochte er die ſeltenen Drucke wohl aufbewahren, aber er durfte ſie nicht als ſein Eigenthum behandeln, bis das Recht des Abſenders daran und der Zweck der Sendung deutlich war. Dies Bedenken mußte er dem Unbekannten zuerſt mittheilen. Nachdem er dieſen nothdürftigen Vergleich zwiſchen ſeinem Gewiſſen und ſeinem Sammeltrieb zu Stande gebracht, holte er aus der Blumenſtube des Vaters etwas Blühendes, ſteckte es in ſein Knopfloch und trat auf die Straße. Unſicher blickte er nach den Fenſtern des feindlichen Hauſes, aber Laura war nirgend zu finden, denn ſie lauſchte hinter der Gardine und ſchnippte, als ſie die Blumen im Knopfloch ſah, mit den Fingern über den gelungenen Scherz. Der Doctor wurde ver-

legen, als er in die Nähe der vorgeschriebenen Hausnummer kam. Die Lage war doch demüthigend und ihn reute seine Begehrlichkeit. Er sah in die Fenster des Unterstocks, und sieh! die junge Schauspielerin stand grade an den Scheiben. Er blickte auf ein gescheutes Gesicht mit einnehmenden Zügen, zog verbindlich seinen Hut, nicht ohne schwaches Erröthen; und das Fräulein dankte artig dem wohlbekannten Sohn des Nachbarhauses. Der Doctor ging noch ein wenig auf der Promenade umher, ihm erschien dies Abenteuer unheimlich. Es war doch nicht zufällig, daß die Künstlerin am Fenster stand und grüßte. Er wurde mit seinen Quergedanken nicht fertig, nur Eines war ihm ganz klar geworden, er behielt vorläufig den Stürzebecher.

Da seine Gewissensbisse nicht aufhörten, so rang er zwei Tage mit sich selbst, ob er sich auf weiteren Briefwechsel einlassen dürfe. Am dritten waren die letzten Bedenken zum Schweigen gebracht. Dreißig Volkslieder, sehr alte Drucke, die Versuchung war übermächtig! Er holte seine eigenen Verse heraus, Ergüsse seiner lyrischen Periode, musterte und verwarf; endlich fand er eine unschuldige Romanze, welche ihn in keiner Weise bloßstellte; sie wurde abgeschrieben und von einigen Zeilen begleitet, worin auch er seine Bedingung aussprach, daß er sich nur als Bewahrer der Lieder betrachten könne.

Einige Tage darauf erhielt er eine zweite Sendung, es war ein werthes Mönchslied, worin die gebratene Martinsgans gefeiert wurde, dabei lag ein Zettel, welcher die ermunternden Worte enthielt: „Nicht übel, fahren Sie fort."

Und wieder erhob sich Laura's Gestalt vor seinen Augen und er lachte die Martinsgans recht herzlich an. Das war auch ein alter Druck, der noch nirgend verzeichnet war! Er zog also diesmal eine Ode auf den Frühling aus seinen Poesien und adressirte diese mit den befohlenen Buchstaben O. W.

Der Professor wunderte sich, daß der Doctor über das

Liederbuch ſchwieg, und äußerte dies gegen Ilſe, welche ein wenig im Geheimniß war. „Er darf nicht ſprechen," ſagte dieſe, „ſie behandelt ihn ſchlecht. Da er es iſt, hat der Scherz für das kecke Mädchen keine Gefahr."

Laura aber war ſelig über dies Schachſpiel mit verdeckten Zügen. Sie hob die Gedichte des Doctors ſorgfältig in ihrem Geheimbuch auf, und ſie fand, daß die Poeſie der Hahns gar nicht ſo ſchlecht war, ja ſie war ausgezeichnet. Aber faſt noch lockender als die Correſpondenz wurde ihrem Uebermuth der Gedanke, dem Doctor ein kleines artiges Verhältniß zu der Schauſpielerin aufzuzwingen. Als ſie wieder mit ihm bei Ilſe zuſammentraf und einer der Anweſenden das Talent der jungen Dame rühmte, erzählte ſie unbefangen und gar nicht zum Doctor gewandt, was die Straße von bizarren Einfällen der Schauſpielerin wußte, daß ſie einſt ihr Hündchen mit einer Nachthaube an's Fenſter geſetzt, als ihr ein widerwärtiger Verehrer ein Ständchen angekündigt hatte, und daß ſie eine Vorliebe für bettelnde Handwerksburſchen habe und ſich mit ihnen meiſterhaft im Dialekt ihrer Landſchaft zu unterhalten wiſſe.

Der argloſe Doctor wurde nachdenklich. Sollte in der That die Schauſpielerin mit ihm in Correſpondenz ſtehen, ohne daß er es wußte? Und Fritz begann der Dame eine gewiſſe ruhige Beachtung zu gönnen.

Als Laura einſt auf dem abonnirten Platz ihrer Mutter ſaß und einer Rolle der Künſtlerin zuſah, erkannte ſie in der Loge gegenüber Fritz Hahn, ſie beobachtete, daß er durch ſein Opernglas angeſtrengt auf die Bühne ſtarrte und einige Mal lebhaften Beifall zu erkennen gab. — Nun, der war glücklich auf falſche Fährte gebracht.

Indeß er mußte doch auch erfahren, daß der unbekannte Correſpondent mehr verſtand, als Adreſſen zu ſchreiben. Laura durchſuchte die Lieder, ſtudirte lange über dem Text des alten Gedichtes vom Ritter Tanhäuſer, der bei Frau Venus

im Berge verweilt, und ſandte das Lied mit folgenden Zeilen:

„Während ich das Gedicht durchleſe, überkommt mich Rührung und Schreck vor dem Sinn dieſer alten Poeſie. Was wird nach der Meinung des Dichters aus der Seele des armen Tanhäuſers? Er hat ſich von Frau Venus losgeriſſen und kehrt reuig zum Chriſtenglauben zurück, und als ihm der harte Papſt ſagt: „ſo wenig der Stock, den ich in der Hand halte, grün werden kann, ſo wenig kannſt du noch ſelig werden," da wankt er aus trotziger Verzweiflung zur Venus in den Berg zurück. Darauf erſt ergrünt der Stab in der Hand des Papſtes und vergebens ſendet dieſer ſeine Boten, den Ritter zurückzuholen. Wie verſteht der Sänger den Rückfall des Tanhäuſers? Wird die ewige Liebe und Barmherzigkeit dem Armen auch jetzt noch verzeihen, obgleich er ſich der Teufelin zum zweiten Mal ergiebt? Iſt alſo dieſer alte Dichter ſo frei und groß geſinnt, daß er auch noch die Rückkehr zur Heidenfrau für verzeihlich hält? Oder iſt Tanhäuſer jetzt in ſeinen Augen für ewig verloren, und ſoll der grünende Stab nur anzeigen, daß der Papſt die Schuld trägt? Es würde mich freuen, darüber von Ihnen Aufklärung zu erhalten. Das Gedicht finde ich ſehr ſchön und ergreifend, und in den einfachen Worten, wenn man ſich erſt hineingeleſen hat, gewaltige Poeſie. Aber ich habe Angſt um das Schickſal des Tanhäuſers. Ihr N. N."

Der Doctor antwortete ſogleich: „Es iſt zuweilen ſchwer, aus der tiefen Empfindung und dem knappen Ausdruck alter Gedichte die Grundidee des Dichters zu verſtehen. Am ſchwerſten vor einem Gedichte, welches, durch Jahrhunderte vom Volksmunde fortgetragen, zuverläſſig in Wortlaut und Inhalt Aenderungen erfahren hat. Das erſte Motiv des Liedes, daß Sterbliche bei den alten Heidengöttern im Innern der Berge weilen, beruht auf einer Anſchauung, die noch aus der Heidenzeit ſtammt. Die Idee, daß der Chriſtengott milder iſt

als ſein Stellvertreter auf Erden, wurde ſeit der Hohenſtaufenzeit in Deutſchland heimiſch. Man darf den Urſprung des Gedichtes wohl auf dieſe Zeit zurückführen. In den uns überlieferten Formen mag es etwa aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ſtammen, wo die Oppoſition gegen die Hierarchie in Deutſchland bei Hoch und Niedrig allgemein war. Der hohe Gedanke dieſer Oppoſition war: nicht der Prieſter kann die Sünden vergeben, nur Reue, Buße, Erhebung des eigenen Herzens. Der Druck, welchen Ihre Güte mir überſandt hat, ſtammt aus der erſten Zeit Luthers, aber wir wiſſen, daß das Lied älter iſt, und wir beſitzen verſchiedene Texte, von denen einige noch ſtärker hervorheben, daß Tanhäuſer auch nach ſeinem Rückfall der göttlichen Gnade vertrauen dürfe. Zuverläſſig hielt der Sänger des überſandten Textes den armen Tanhäuſer für verloren, wenn dieſer ſich nicht wieder von Frau Venus frei machte. In dieſem Fall nicht. Der Volksſage nach iſt Tanhäuſer bei ihr geblieben. Aber den großen Gedanken, der auch unſer Leben adelt, daß der Menſch, ſolange Geiſt und Gemüth ihm nicht ausgebrannt ſind, in ſich ſelbſt die Kraft zur Erhebung über begangenes Unrecht trage, dürfen wir auch in dieſem Gedicht erkennen, deſſen poetiſchen Werth ich würdige wie Sie."

Als Laura dieſe Antwort erhielt — Gabriel war auch hier der vertraute Bote — ſprang ſie vor Freude von ihrem Arbeitstiſch hoch auf. Sie hatte mit Ilſe die Leiden Tanhäuſers beklagt und der Freundin eine Abſchrift des Gedichtes gegeben, jetzt lief ſie mit den Zeilen des Doctors hinunter, ſtolz, daß ſie durch den kindiſchen Scherz, über welchen Ilſe den Kopf geſchüttelt hatte, zu einer geheimen wiſſenſchaftlichen Erörterung gekommen war. Von dieſem Tage erhielt die geheime Correſpondenz für Laura und Fritz eine Bedeutung, an welche keines von beiden im Anfang gedacht hatte. Denn Laura wagte jetzt, wenn ſie über etwas nicht mit ſich auf's Reine kommen konnte, oder wenn ein ſtilles Intereſſe ſie be-

ſchäftigte, ihre Gedanken, die bis dahin im Schreibtiſch verſchloſſen wurden, dem Nachbar mitzutheilen, und der Doctor ſah mit Erſtaunen und Freude ein weibliches Gemüth von kräftigem und originellem Empfinden, das bei ihm Klarheit ſuchte und mit ungewöhnlichem Vertrauen ſich aufſchloß. Dieſe Stimmung war auch aus ſeinen Gedichten zu erkennen, ſie waren nicht mehr aus der Mappe herausgeholt, ſondern erhielten einen gewiſſermaßen perſönlichen Charakter. Und Laura wurden die Augen feucht, als ſie ein Blatt in der Hand hielt, welches in Verſen ſeine Spannung und Ungeduld ausſprach, den unbekannten Correſpondenten kennen zu lernen. Es war ſo reine Empfindung in den Zeilen, und man ſah daraus ſo deutlich den guten und feinen Mann, daß man ein recht herzliches Zutrauen zu ihm haben mußte. Die alten Volkslieder, zuerſt die Hauptſache, wurden allmälig nur die Begleiter des ſtillen Briefwechſels, und Laura's enthuſiaſtiſche Seele ſchwebte beflügelt über goldumſäumte Wolken, während unten Herr Hummel grollte und Herr Hahn mißtrauiſch neue Angriffe des Feindes erwartete.

Aber dies poetiſche Verhältniß zum Nachbarſohn, welches Laura's Unternehmungsgeiſt geſchaffen hatte, litt an derſelben Gefahr, welche allen poetiſchen Stimmungen droht, die rauhe Wirklichkeit konnte es jeden Augenblick zerſtören. Niemals durfte es der Doctor wiſſen, daß ſie es war, die Tochter der Feinde, ſein alltäglicher Anblick, das kindiſche Mädchen, das in Ilſe's Zimmer mit ihm um Butterbrote und Knackmandeln zankte. Wenn ſie mit ihm Auge gegen Auge zuſammentraf, war er ihr der Doctor mit der Brille von ſonſt und ſie die kleine borſtige Hummel, welche mehr von der Unart ihres Vaters hatte, als Gabriel zugeben wollte. Das Schmollen und die Neckerei des Tages lief zwiſchen beiden fort wie früher. Dennoch war unvermeidlich, daß zuweilen aus Laura's Augen ein Strahl warmer Empfindung brach, und daß ſich der freundliche Humor, mit dem ſie den Doctor im Innern be-

trachtete, einmal durch flüchtige Worte verrieth. Fritz wandelte deßhalb in einer Unsicherheit dahin, über die er im Stillen, lachte, und die ihn doch quälte. Immer sah er Laura vor sich, wenn er einige Zeilen der gut verstellten Hand auf seinem Zimmer las, doch sobald er die Nachbarin beim Freunde traf, sorgte sie durch eine spöttische Bemerkung und durch spröde Zurückhaltung dafür, daß er wieder unsicher wurde. Sie zwang die Noth zu solcher Koketterie, er aber wurde immer auf's Neue kühl davon angeweht, und dann fiel ihm auf's Herz: sie ist es doch nicht, kann es denn die Schauspielerin sein?

Am Theetisch entstand allgemeines Erstaunen, als der Doctor einst fallen ließ, er sei zu einem Maskenball eingeladen und nicht abgeneigt, sich in das Getümmel zu stürzen. Der Ball wurde von einer großen Ressource ansehnlicher Bürger gegeben, zu welcher auch Herr Hummel gehörte, die Gesellschaft war dafür bekannt, daß die ersten Schauspieler der Stadtbühne sich dort als willkommene Gäste im Kreise ihrer Verehrer bewegten. Da der Doctor sonst nie für diese Art geselliger Unterhaltung ein Herz bewiesen hatte, sah auch der Professor verwundert auf den Freund, nur Laura ahnte den Zusammenhang, aber Alle ließen sich schweigend die Ankündigung eines bevorstehenden Excesses gefallen.

Herr Hummel war nicht der Ansicht, daß ein Maskenball die Stätte sei, wo die Tüchtigkeit des deutschen Bürgers Triumphe feiert, er hatte widerwillig den schmeichelnden Bitten seiner Frauen nachgegeben und stand jetzt unter den Masken im Saale. Den kleinen schwarzen Domino hatte er wie ein Priestermäntelchen nachlässig auf den Rücken geschoben, den Hut in die Augen gedrückt, sein breites Gesicht überragte auf allen Seiten den Florbart der Seidenlarve und war so unverkennbar wie ein Vollmond hinter dünnem Gewölke. Spöttisch sah er in das Gedränge der Masken, welche bei einander vorbeistrichen, etwas weniger behaglich und etwas schweigsamer,

als ſie ohne Larve und bunten Rock geweſen wären. Und vor Andern zuwider waren ihm die eingeſtreuten Harlekine, welche beim Beginn des Feſtes eine Ausgelaſſenheit heuchelten, die ihnen nicht natürlich war. Herr Hummel hatte gute Augen, nur ging es ihm wie Andern auch, wenn Jemand maskirt war, vermochte er ihn nicht zu erkennen. Aber alle Welt erkannte ihn. Hinten zupfte etwas. „Was macht Ihr Hund Speihahn?“ frug mit einer Verbeugung ein Herr in Rococco. Hummel verneigte ſich wieder. „Danke für gütige Nachfrage, ich hätte ihn mitgebracht, Sie in Ihre Waden zu beißen, wenn Sie mit dieſem Artikel verſehen wären.“ — „Kann dieſe Hummel auch ſtechen?“ frug ein grüner Domino im Falſet. „Erſparen Sie ſich Ihre Bemerkungen, Fiſtulant,“ entgegnete Herr Hummel grollend, „Ihre Stimme iſt ja in's Weibliche umgeſchlagen, ſollte Ihnen etwas fehlen, ſo bedaure ich aufrichtig Ihre Familie.“ Er ſteuerte weiter. „Kaufſt du eine Partie Haſenhaare, Bruder Hummel?“ frug ein wandernder Tabuletkrämer. „Ich danke, Bruder,“ verſetzte Hummel grimmig, „du kannſt mir aber die Eſelshaare ablaſſen, welche dir deine Frau beim letzten Zanke ausgeriſſen hat.“

„Das iſt der grobe Filz,“ rief naſeweis ein kleiner Pierrot und ſchlug Herrn Hummel mit der Pritſche über den Bauch. Das war Herrn Hummel zu viel, er faßte den Pierrot beim Kragen, nahm ihm die Pritſche weg und hielt den Widerſetzlichen an ſein Knie. „Warte, mein Söhnchen,“ rief er, „dir wäre jetzt gut den Filz anderswo zu tragen als auf dem Kopfe.“ Aber ein beleibter Türke fiel ihm in den Arm. „Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, meinen Sohn anzufallen?“ „Iſt dieſes Beſteck ihre Arbeit?“ frug Herr Hummel zornig, „ſchämen Sie ſich. Ihre löſchpapierne Phyſiognomie iſt mir nicht bekannt. Wenn Sie ſich als Türke der Anfertigung von ungezogenen Hanswürſten widmen, ſo müſſen Sie ſich auch türkiſchen Bambus auf dem Rücken Ihrer Produkte gefallen laſſen, das iſt Völkerrecht. Sollten Sie dieſes nicht verſtehen,

ſo melden Sie ſich morgen auf meinem Comptoir, ich werde Sie darüber in's Klare ſetzen und Ihnen eine Rechnung überreichen wegen des Uhrglaſes, das mir das Subject aus Ihrem Harem in der Taſche zerbrochen hat.“ Und damit warf er den Pierrot dem Türken in die Arme, die Pritſche auf die Erde und ſchritt ſchwerfällig durch die Masken, welche ihn umringten. „Keine menſchliche Seele,“ grollte er vor ſich hin, „man iſt wie Robinſon unter den Wilden.“ Er bewegte ſich in den Tanzſaal, unbekümmert um die weißen Schultern und blitzenden Augen, welche neben ihm auftauchten und wieder verſchwanden. Endlich erblickte er zwei graue Fledermäuſe, die er perſönlich zu kennen glaubte, denn es ſchienen ihm die Masken ſeiner Frau und Tochter. Er ging auf ſie zu, ſie aber wichen ihm ſcheu aus und verloren ſich im Gedränge. Es waren allerdings die Frauen ſeines Hauſes, aber ſie hatten die Abſicht unerkannt zu bleiben, und ſie wußten, daß das neben Herrn Hummel unmöglich ſei. So wandte ſich der verlaſſene Hausherr kurz um, ging in ein Nebenzimmer, ſetzte ſich einſam an einen der leeren Tiſche, nahm die Larve ab, beſtellte eine Flaſche Wein, frug nach dem Tageblatt und zündete eine Cigarre an. „Vergebung, Herr Hummel,“ rief ein kleiner Kellner, „hier wird nicht geraucht.“

„Auch du?“ verſetzte Herr Hummel trübe, „du ſiehſt, es wird geraucht. Dies iſt auch ein Maskenſcherz. Denn heut wird alle Humanität und menſchliche Rückſicht aus Langerweile mit Füßen getreten, und das iſt's grade, was man bal masqué nennt.“

Unterdeß ſchlüpfte Laura unter den Masken umher, ſie ſuchte den Doctor. Auch Fritz Hahn war für ſcharfe Augen leicht erkennbar, er trug über der Larve gemüthlich ſeine Brille. Er ſtand als blauer Domino neben einer eleganten Dame in rothem Mantel. Laura drängte ſich in die Nähe. Fritz ſchrieb der Dame etwas in die Hand, jedenfalls ihren Namen, denn ſie nickte gleichgültig, darauf ſchrieb er wieder etwas in ihre

Hand und wies auf ſich ſelbſt, wahrſcheinlich war es ſein eigener Name, denn die Dame nickte und Laura glaubte zu erkennen, wie ſie unter ihrem Flor lachte. Und Laura hörte, wie der Doctor die Dame mit dem Namen der Rolle anredete, in welcher er ſie neulich auf der Bühne geſehen hatte, und außerdem mit du. Das war zwar Maskenrecht, aber nöthig war es nicht. Der Doctor aber ſprach ſeine Freude aus, daß die Künſtlerin bei der Balkonſcene ſo gut verſtanden habe die aufglühende Empfindung in den ſchwierigen Verſen darzuſtellen. Der rothe Mantel wurde aufmerkſam, wandte ſich ganz dem Doctor zu und begann über die Rolle zu ſprechen. Die Dame ſprach eine Weile, und dann wieder Doctor Romeo und noch länger. Dabei trat die Schauſpielerin einige Schritte zurück an einen Pfeiler, der Doctor folgte ihr dahin, und Laura ſah, wie der rothe Mantel einige andere Herrenmasken kurz abfertigte und ſich wieder zum Doctor wandte. Endlich ſetzte ſich die Künſtlerin gar hinter den Pfeiler, wo ſie wenig von fremden Blicken geſehen wurde, und der Doctor ſtand an den Stein gelehnt neben ihr und ſetzte die Unterhaltung fort. Laura ſchob ſich zu dem Pfeiler und hörte, wie lebhaft die Unterhaltung von beiden geführt wurde. Es war von Leidenſchaft die Rede. — Nun, es war noch nicht die Leidenſchaft, welche beide für einander entflammte, ſondern vorläufig die der Bühne — aber auch das war mehr, als ein Freund des Doctors billigen konnte.

Laura trat raſch hervor, ſtellte ſich neben Fritz Hahn und hob warnend den Finger in die Höhe. Der Doctor ſah verwundert auf die Fledermaus und zuckte die Achſeln. Da ergriff ſie ſeine Hand und ſchrieb ſeinen Namen ein. Der Doctor machte eine Verbeugung, darauf hielt ſie ihre Hand hin. Wie konnte er ſie in der entſtellenden Hülle erkennen? Er gab ſtarke Zeichen ſeiner vollen Unwiſſenheit und wandte ſich wieder zu der Dame im rothen Mantel. Laura trat zurück und ihre Schläfe rötheten ſich unter der Maske. Auch im Zorn auf ſich ſelbſt! Denn ſie hatte dem Unglücklichen

dieſe Gefahr gebracht, und ſie hatte darauf beſtanden, den Ball heimlich vor ihm und in einer Tracht zu beſuchen, welche das Erkennen ſo ſchwer machte.

Sie zog ſich zu ihrer Mutter zurück, welche endlich das Glück gehabt hatte, in der Frau Pathe eine Geſellſchafterin zu finden, und eine Ecke des Maskenſaales benutzte, um Beobachtungen über die körperliche Entwicklung des getauften kleinen Fritz auszutauſchen. Laura ſetzte ſich neben die Mutter und ſah theilnahmlos auf die tanzenden Masken. Plötzlich ſprang ſie wie von Federn geſchnellt in die Höhe, denn Fritz Hahn tanzte mit der Dame im rothen Mantel vorüber. War das möglich? Längſt hatte er das Tanzen abgeſchworen, mehr als einmal hatte er Laura wegen ihrer Freude daran verſpottet, auch ſie ſelbſt hatte vor ihrem Geheimbuch Stunden gehabt, wo ihr dieſe einförmige kreiſende Bewegung kindiſch und mit einer edleren Auffaſſung des Lebens unverträglich erſchien. Und jetzt drehte er ſich wie ein Kreiſel. „Was ſehe ich?“ rief auch ihre Mutter — „iſt das nicht — und die rothe iſt ja gar —“ „Es iſt gleichgültig, mit wem er tanzt,“ unterbrach Laura, um nicht die verhaßte Beſtätigung zu hören.

Aber ſie kannte Fritz Hahn und ſie wußte, daß dieſer Walzer etwas zu bedeuten hatte. Julia gefiel ihm ſehr, ſonſt hätte er's nicht gethan, ihr ſelbſt war dieſe Auszeichnung nie zu Theil geworden. Der alte Komiker der Stadtbühne trat als Pantalon zu ihnen, er hatte endlich die zwei einflußreichen Damen aufgefunden, er trippelte, machte groteske Verbeugungen und fing an die Mama mit kleinem Geklätſch zu unterhalten. Und eine ſeiner erſten Bemerkungen war: „Man hört, der junge Hahn wird zum Theater gehen, er ſtudirt mit unſerer Primadonna ſeine Liebhaberrolle ein.“ Laura wandte ſich mit Widerwillen von der platten Bemerkung ab.

Ihre letzte Hoffnung war die Zeit des Demaskirens, ungeduldig erwartete ſie den Augenblick. Endlich trat eine Pauſe ein, die Larven fielen. Sie nahm den Arm der Mutter, mit

ihr durch den Saal zu gehen und die Bekannten zu grüßen; es dauerte lange, bis sie in die Nähe von Fritz Hahn kamen, und er sah nicht einmal nach ihnen hin. Laura zuckte mit der Hand, ihn leise anzurühren, aber sie preßte die Finger fest und ging aus großen Augen auf ihn blickend vorüber. Jetzt endlich that er, was längst seine Schuldigkeit gewesen wäre, er erkannte sie. Sie sah die Freude auf seinem Gesicht und ihr wurde leichter zu Muth. Sie blieb stehen, während er sich vor der Mutter verbeugte und einige höfliche Worte mit dieser wechselte, und sie wartete, daß er anerkennen werde, wie sie ihn bereits gegrüßt. Er aber sprach kein Wort von der Begegnung. Hatten ihm so Viele den Namen in die Hand geschrieben, daß er eine einzelne arme Fledermaus nicht im Gedächtniß behalten konnte? Und als er sich zu ihr wandte, lobte er die Ballmusik.

Das war die Beachtung, die er ihr gönnte! Mit Julia hatte er gesprochen, was zwischen freien Seelen der Rede werth ist, und ihr gegenüber schnurrte eine gleichgültige Phrase. Ihre Augen bekamen den düstern Hummelblick, als sie antwortete: „Sie hatten sonst wenig Sympathie mit dem großen Hackebrett dort oben, das die Puppen hüpfen macht.“ Der Doctor lächelte befangen und bat um den nächsten Tanz. Das war so ungeschickt als möglich. Laura antwortete bitter: „Die graue Fledermaus war bereits so dreist an Romeo heran zu flattern, damals hatte er keinen Tanz für sie frei, jetzt thun ihr von dem hellen Licht die Augen weh.“ Sie neigte ihr Köpfchen wie eine Königin, nahm den Arm ihrer Mutter und ließ ihn hinter sich zurück.

Was noch kam, war eitel Herzeleid. Noch einmal tanzte der Doctor mit der Dame im Mantel, und Laura sah jetzt, wie freundlich die Verführerin ihn anlachte, und er tanzte sonst mit Niemanden. Um sie aber kümmerte er sich nicht weiter; und es war ein Glück, daß bald darauf Hummel zu den Seinen trat und sagte: „Es hielt schwer, euch zu finden. Erst als

ich die Leute nach den zwei häßlichſten Verputzungen frug, wurde auf euch gewieſen. Es wäre mir lieb, wenn ihr morgen ohne Kopfſchmerz erwachtet, wir haben heut des Vergnügens genug ausgeſtanden.“ Laura war froh, als der Wagen an der Hausſchwelle hielt, ſie ſtürzte in ihr Zimmer, riß ihr Buch aus der Schublade und ſchrieb mit fliegender Haſt hinein: „Fluch meiner That und Fluch dem frevelhaften Scherz! Die Drachenzähne hab' ich mir in's Land geſtreut. In Waffen wächſt ein Heer von Feinden und bedreut Mit ſcharfem Stahle mir das warme Herz.“ Und ſie wiſchte dabei über den Thränen, die ihr auf das Papier rollten.

Das klare Licht des nächſten Morgens übte auch auf ihre ſcheu flatternden Gedanken ſeine beruhigende Macht. Dort drüben lag Fritz Hahn wohl noch in ſeinem Bett. Der gute Junge war geſtern müde geworden. Es mochte doch noch mancher Tropfen Waſſer zum Meere fließen, bevor Freund Fritz ſich entſchloß, ſein Geſchick mit dem einer tragiſchen Künſtlerin zu verbinden. Sie holte ihren Vorrath von alten Druckbogen heraus und wählte. Da war ja ein recht luſtiges Lied: die Käferhochzeit, worin der Käfer auf dem Zaune die Jungfer Fliege auffordert ihn zu heirathen. Viele kleine Vögel bemühen ſich ernſthaft um die Hochzeit, dieſe aber wird zuletzt durch ein unrühmliches Privatvergnügen des Bräutigams verdorben. „Gut,“ ſagte Laura, „mein Käfer Fritz, ehe du die leichte Fliege Juliette heirathеſt, ſollen noch andere Vögel ihr Stimmchen dazu geben.“ Sie legte das Lied zuſammen und ſchrieb dazu auf einen kleinen Zettel: „Sie vermuthen falſch. Der dies ſendet, war niemals Julia.“ Als ſie den Brief ſchloß, ſagte ſie beruhigt zu ſich ſelbſt: „Wenn er jetzt nicht merkt, daß er im Irrthum war, ſo muß man an ſeinem Urtheil verzweifeln.“

Der Doctor ſaß noch ein wenig betäubt bei ſeinen Büchern, als dieſer Brief bei ihm einfiel. Er warf einen Blick auf die Käferhochzeit; alte Einzeldrucke davon waren ihm überhaupt noch nicht vorgekommen und er ſah ſchon bei ſchnellem Ueberfliegen, daß manche Verſe ganz anders lauteten, als in unſerm

landläufigen Text. Dann nahm er den Zettel und ſuchte den Orakelſpruch deſſelben zu verſtehen. Allerdings jetzt war unzweifelhaft, daß die Sendung von der Schauſpielerin kam, denn wer ſonſt konnte wiſſen, daß er ſie mit Julia angeredet hatte, und daß lange von dieſer Rolle die Rede geweſen war. Aber was ſollten die Worte: Sie vermuthen falſch? Auch darüber ging ihm ein blendendes Licht auf. Er hatte behauptet, daß die Darſtellung der Leidenſchaft dem Künſtler nur bis zu einem gewiſſen Grade möglich ſei, wenn ihm nicht einmal das Leben ſelbſt eine ähnliche Kette von Empfindungen durch die Seele gezogen hätte. Das hatte die Schauſpielerin geleugnet und ſie hatten ſich darüber zu vereinigen geſucht. Ihre Worte bedeuteten alſo offenbar, daß ſie die Julia gegeben, ohne je eine große Leidenſchaft gefühlt zu haben. Nun dies war ein Geſtändniß, das wieder viel Vertrauen zeigte, ja vielleicht noch mehr. Der Doctor ſaß lange vor dem Blatt. Aber er wurde jetzt ziemlich ſicher, mit wem er Briefwechſel führe, und die Entdeckung machte ihn nicht froh. Denn wie er ſich auch mit verſtändigen Gründen geſträubt hatte, es waren doch immer Laura's Augen geweſen, die ihm von dem Papier entgegenſtrahlten, freilich ein ganz anderer Blick, als ſie ihm geſtern vergönnt hatte. Er legte die Käferhochzeit ſtill zu den andern Liedern, und wieder frug er ſich, ob er den Briefwechſel jetzt noch fortſetzen dürfe. Endlich packte er als Antwort die fällige Abgabe ein, etwas aus dem verblühten Vorrath ſeiner Mappe, und ſchrieb nichts weiter dazu.

Einige Tage darauf ging der Profeſſor mit Ilſe durch die Straße, und als ſie bei der Wohnung der Schauſpielerin vorbeikamen, ſahen beide den Freund am Fenſter der Heldin ſtehen, und Fritz nickte ihnen hinter den Scheiben zu.

„Wie kommt er zu dieſer Bekanntſchaft?“ frug der Profeſſor, „gilt die junge Dame nicht für ſehr emancipirt?“ „Ich fürchte,“ antwortete Ilſe bekümmert.

Zu Madame Hummel aber kam Frau Knips, welche der

Schauspielerin gegenüber wohnte, mit noch feuchter Wäsche gelaufen und erzählte, daß am Abend zuvor ein ganzer Korb Champagner zu dem Fräulein geschafft worden sei, und daß man in der Nacht den lauten Gesang einer wilden Gesellschaft über die ganze Straße gehört habe und der junge Herr Hahn sei mitten darunter gewesen!

Am Sonntag war der Komiker zum Mittagsbraten des Herrn Hummel geladen, und eine seiner ersten Anekdoten war, daß er von einer lustigen Gesellschaft erzählte, die bei der Schauspielerin gewesen war. Mit der Bosheit, welche auch Genossen derselben Kunst einander zu Theil werden lassen, setzte er hinzu: „Sie hat einen neuen Verehrer gefunden, den Sohn von drüben. Nun das Geld seines Vaters wird doch auf diesem Wege der Kunst zu Hülfe kommen.“ Herr Hummel machte große Augen und schüttelte den Kopf, sagte aber weiter nichts als: „Also auch Fritz Hahn ist unter die Schauspieler gegangen und lüderlich geworden, er wäre der letzte gewesen, dem ich so etwas zugetraut hätte.“ Frau Hummel aber suchte ihre Erinnerungen vom Ball zusammen und fand darin traurige Bestätigung, als Laura, welche heut sehr bleich und schweigsam da saß, gegen den Mimen heftig herausfuhr: „Ich leide nicht, daß Sie an unserm Tische in solchem Ton vom Herrn Doctor sprechen. Wir kennen ihn gut genug, um zu wissen, daß er in Benehmen und Grundsätzen ein edler Mensch ist. Er ist Herr über sein Thun, und wenn ihm das Fräulein lieb geworden ist und er sie zuweilen besucht, so geht das keinen Dritten etwas an. Und es ist boshafte Verleumdung zu sagen, daß er dort etwas Unehrenhaftes begehen wird, und Geld ausgeben, das ihm nicht gehört.“

Dem Komiker kam vor Schrecken eine Brotkrume in die falsche Kehle, er versank in den heftigsten Bühnenhusten seines Lebens, die Mutter aber versetzte, um den genialen Mann zu entschuldigen: „Du selbst hast zuweilen gefühlt, daß das Benehmen des Doctors nicht das richtige war.“

„Wenn ich in thörichtem Unmuth so etwas gesagt habe," rief Laura, „war es ein Unrecht und es schmerzt mich sehr; ich habe nur die Entschuldigung, daß es niemals böse gemeint war. Von Andern aber ertrage ich keine Kränkung unseres Nachbars." Und sie stand vom Tische auf und verließ das Zimmer.

Der Komiker rechtfertigte sich gegen die Mutter, Herr Hummel aber faßte an sein Weinglas und sagte mit zugedrückten Augen seiner Tochter nachsehend: „Sie ist bei trübem Tageslicht gar nicht von mir zu unterscheiden."

Die Missethaten des Doctors machten ihm selbst wenig Kummer. Er hatte seiner Tänzerin vom Ball einen Besuch gemacht, denselben, wobei er am Fenster gesehen wurde. Einer seiner Schulfreunde, jetzt zweiter Tenor der Bühne, war dazu gekommen und hatte mit der Künstlerin beschlossen, an ihrem nahen Geburtstage ein kleines Pickenick einzurichten, so war Fritz aufgefordert worden Theil zu nehmen. Es war eine lustige Gesellschaft gewesen, der Doctor hatte sich unter den leichtbeschwingten Vögeln der Bühne sehr gut unterhalten und mit der Humanität eines Weisen über den guten Takt gefreut, welcher in der zwanglosen Weise ihres Verkehrs sichtbar wurde. Auch manches verständige Wort wurde den Abend gesprochen, und er ging mit der Ansicht nach Hause, daß es für Seinesgleichen recht erfrischend sei, sich einmal zu der lustigen Kunst zu gesellen. Aber er versuchte an demselben Abend auch durch eine Kriegslist seine unbekannte Correspondentin zu ermitteln. Als man kleine Lieder sang und mit munterer Grazie komische Reime recitirte, hatte er das Käferlied auf das Tapet gebracht und ehrbar intonirt: „Der Käfer auf dem Zaune saß, brum, brum, die Fliege, die darunter saß, sum, sum." Einige hatten eingestimmt, die Dame im Mantel aber kannte das Lied gar nicht, nur ein ähnliches aus einer alten Rolle, und als der Bassist dem Doctor die Melodie aus dem Munde nahm und bei den folgenden Versen jeden der auftretenden Vögel durch

Geberde und komiſche Veränderungen der Melodie zu porträtiren wußte, da hatte die Wirthin ſo unbefangen gelacht und ſich vorgenommen das Lied zu lernen, daß der Doctor wieder ſehr zweifelhaft wurde, bei der Heimkehr auf ſeiner Hausſchwelle ſtehen blieb und bedeutſam nach dem Hauſe des Herrn Hummel hinüber ſah. Und wer genau unterſucht hätte, weßhalb er nach dieſem Käferlied ſelbſt laut und übermüthig wurde wie die Andern, der hätte vielleicht gefunden, daß ihm durch jene Unbefangenheit der Schauſpielerin ein kleiner Stein vom Herzen geſchnellt war.

Aber das Alles half ihm wenig gegenüber Brumm und Summ der Nachbarn. Die Parkſtraße hatte ihrem Fritz Hahn in der letzten Zeit erhöhte Beachtung gegönnt, ſein Bild war unter die ernſten Gelehrten ihres Albums eingereihet, welche ſie täglich betrachtete und beſprach. Jetzt ſchien ein fremder Zug in das bekannte Geſicht gekommen, und die Straße wollte nicht dulden, daß eines ihrer Kinder einmal anders ausſah, als ihr geläufig war. Deßhalb fand viel Raunen und Kopfſchütteln ſtatt, Herr und Frau Hahn erfuhren das, nicht zuletzt der Doctor. Er lachte darüber, aber ganz recht war es ihm nicht.

„Tanhäuſer, edler Rittersmann, du liegſt in Frau Venus Banden, ich ſelbſt war der arge Papſt Urban, ich häufte dir Jammer und Schanden.“ So klagte Laura in ihrem Zimmer, aber ſie verbarg den großen Schmerz, auch gegen Ilſe ſprach ſie kein Wort über die Gefahren des Doctors, und als dieſe einmal eine leiſe Anſpielung auf die neue Verbindung des Freundes wagte, zerriß Laura den Faden ihrer Stickerei und ſagte, während ihr das Blut heiß zum Herzen drang: „Warum ſoll der Doctor nicht hinübergehen? Er iſt ein junger Mann, dem es gut thut, verſchiedene Menſchen zu ſehen, er ſitzt ohnedies zu viel in der Stube und bei ſeinen Eltern, wäre ich ein Mann wie er, ich hätte längſt mein Bündel geſchnürt und wäre in die Welt gelaufen, denn dieſe engen Hausmauern machen kleinmüthig und pedantiſch.“

Am Theetisch brachte einer der Anwesenden das Gespräch auf die Schauspielerin und zuckte die Achseln über ihr freies Wesen. Laura empfand die Pein des Doctors: da saß der arme Fritz und mußte das verwerfende Urtheil anhören, die näheren Bekannten schwiegen und sahen bedeutsam auf ihn, seine Lage war schrecklich, denn jeder Narr benutzte des Fräuleins schutzlose Stellung, um sich als Cato zu erweisen. „Ich wundere mich," rief sie, „daß die Herren so strenge über kleine Streiche einer Künstlerin urtheilen, das sollten sie doch uns überlassen. Einer solchen Dame darf man noch viel mehr zu gut halten, denn ihr fehlt aller Schutz und alle Freude, welche uns die Familie giebt. Ich bin überzeugt, daß sie ein wackeres und feinfühlendes Mädchen ist."

Der Doctor sah dankbar zu ihr hinüber und bestätigte ihre Worte. Er merkte nichts, aber es war gekommen wie in seinem Kindermärchen, Laura bog sich bereits zu seiner Fußspitze herab und hob das Taschentuch auf.

Noch mehr wurde ihr zugemuthet. Der Monat März begann in der Welt seine Theaterstreiche. Erst hatte er eine Schneelandschaft aus grauen Wolkensoffitten heruntergelassen, Dächer mit Eiszapfen, weiße Crystalle an den Bäumen und wildes Sturmgeheul hinter der Scene, plötzlich war Alles verwandelt, ein lauer Südwind wehte, die Knospen der Bäume schwollen, auf den Wiesen hob sich junges Grün über die dürren Stiele; die Kinder liefen in den Stadtwald und trugen große Bündel der ersten Frühlingsblumen heim, fröhliche Menschen zogen in unabsehbarer Wallfahrt durch die Parkstraße dem warmen Sonnenschein entgegen.

Auch über Herrn Hummel kam das Frühlingsahnen. Dies äußerte sich jährlich dadurch, daß er Farbe für den Kahn mischte und an einem kluggewählten Nachmittag mit Frau und Tochter in einen entlegenen Kaffeegarten lustwandelte. Für Laura war die festliche Reise ein mäßiges Vergnügen, denn Herr Hummel spazierte den Frauen mit starken Schritten vor-

aus, er freute ſich ganz in der Stille darüber, wie Alles in der alten Natur wieder in Stand kam, und gönnte den Seinen nur dann eine Bemerkung über die Schulter, wenn ihn eine Veränderung der Vegetation ärgerte. Aber Laura wußte, daß der Vater auf dieſe Märzfreude hielt, und eilte auch in dieſem Jahre neben der Mutter hinter ihm her, einem einſamen Dorfe zu, wo Herr Hummel ſeine Pfeife rauchte, die Hühner fütterte, den Kellner abkanzelte, mit dem Wirth ein Geſpräch über die Saaten führte, und der Sonne geſtattete, ſich auch ihrerſeits über das gute Ausſehen ihres alten Bekannten Hummel zu freuen. Denn Herr Hummel, ſonſt keineswegs menſchenſcheu, liebte in der Natur allein zu ſein, und haßte die Sammelplätze der Städter auf dem Lande, wo das Aroma von friſchem Kuchen und gebackenen Kräpfeln alle Natur wegräucherte.

Als er mit ſeinen Frauen den Kaffeegarten betrat, ſah er unzufrieden, daß bereits andere Gäſte vorhanden waren. Er warf einen zweiten tadelnden Blick auf die luſtige Geſellſchaft, welche ſeinen gewöhnlichen Platz in Beſitz genommen hatte, und erkannte die junge Schauſpielerin, andere Mitglieder der Bühne, mitten unter ihnen den Sohn ſeines Gegners. Da wandte er ſich zu ſeiner Tochter und ſagte blinzelnd: „Heut wirſt du recht zufrieden ſein, hier haſt du ja außer dem Naturgenuß auch noch die Kunſt zur Hand.“ Laura erſchrak vor der harten Zumuthung, welche ihrer Kraft geſtellt wurde, aber ſie hob ſtolz das Haupt und ſchritt mit den Eltern in eine andere Ecke des Gartens. Dort ſetzte ſie ſich mit dem Rücken gegen die Fremden. Dennoch merkte ſie mehr von ihrem Treiben, als für die Faſſung gut war, ſie vernahm Lachen und luſtiges Gebrumm der Käferaſſemblee: je weniger ſie ſah, um ſo peinlicher wurde der Lärm, und jedes Geräuſch wurde in der tiefen Stille fühlbar, denn auch Ohr und Auge der Mutter hing geſpannt an der andern Geſellſchaft. Nach einer Weile brach die laute Unterhaltung der Künſtler ab, aus den leiſen Reden glaubte ſie ihren Namen zu hören. Gleich dar-

auf knirſchte hinter ihr der Kies, ſie dachte ſich, daß der Doctor in ihrem Rücken war.

Er trat an den Tiſch, grüßte ſtumm den Vater, machte der Mutter eine freundliche Bemerkung über das Wetter und war grade im Begriff ſich an Laura zu wenden, mit einem Zwange, den ſie ihm wohl anſah, als Herr Hummel, der bis dahin den Einbruch des Feindes ſchweigend ertragen hatte, die Pfeife aus dem Munde nahm und mit ſanfter Stimme begann: „Iſt denn möglich, was man über Sie hört, Herr Doctor? Sie wollen ſich verändern?“ Laura fuhr mit dem Sonnenſchirm heftig in den Kies.

„Ich weiß nichts davon,“ verſetzte der Doctor kühl.

„Es geht das Gerücht,“ fuhr Herr Hummel fort, „Sie wollen Ihren Büchern Valet ſagen und dramatiſcher Künſtler werden. Sollte dieſes doch der Fall ſein, ſo bitte ich Sie freundlich, auch meines kleinen Geſchäftes zu gedenken. Jede Art von künſtleriſcher Kopftracht, für Liebhaberrollen feiner Biber, für Lakaien mit Treſſen, und wenn Sie einmal den Bajazzo machen, eine weiße Filzmütze. Aber Sie werden lieber Clown heißen wollen. Es iſt jetzt eine gute Carriere geworden, Hanswurſt iſt aus der Mode, man wird Sie auch Herr Clown anreden.“

„Ich habe nicht die Abſicht zur Bühne zu gehen,“ erwiederte der Doctor. „Wenn ich ja auf den Einfall käme, würde ich Sie nicht um die Kunſtwerke Ihrer Fabrik bitten, ſondern um eine Unterweiſung in dem, was Sie für gute Lebensart halten. Ich würde dann auf der Bühne wenigſtens wiſſen, was ſich unter Männern von Anſtandsgefühl nicht ſchickt.“ Er grüßte die Frauen und entfernte ſich.

„Immer Humboldt,“ ſagte Herr Hummel ihm nachblickend.

Laura rührte ſich nicht, aber ihre dunklen Augenbrauen zogen ſich ſo drohend zuſammen, daß auch Herr Hummel davon Kenntniß nahm. „Ich bin ganz deiner Meinung,“ ſagte er behaglich zu ſeiner Tochter, „es iſt Schade um ihn, wäre

er nicht in dieſer Strohhütte verdorben, es hätte wohl etwas aus ihm werden können. Der iſt nun auch dahin.“ Dabei nahm er Kuchenbrocken und bot ſie einem Löwenhündchen, welches vor ihm auf den Hinterbeinen ſaß und die Vorderpfoten bittend auf und ab bewegte.

„Billy,“ rief eine Frauenſtimme durch den Garten. Aber Hund Billy achtete nicht darauf, ſondern fuhr fort, Herrn Hummel ſeine Ergebenheit zu beweiſen, und dieſer, der für Thiere ein weicheres Gemüth hatte als für Menſchen, fütterte den Kleinen.

Die Schauſpielerin kam eilig heran. „Bitte geben Sie dem unartigen Thiere keinen Kuchen, es ſind Mandeln darin,“ bat die Künſtlerin und wehrte dem Hündchen.

„Ein hübſcher Hund,“ verſetzte Herr Hummel ſitzend.

„Wenn Sie erſt wüßten, wie geſcheut er iſt,“ ſagte das Fräulein, „er verſteht alle Kunſtſtücke. Zeige dem Herrn, was du gelernt haſt.“ Sie hielt den Sonnenſchirm hin, Billy ſprang eifrig darüber weg und ſofort mit einem Satze auf den Schooß des Herrn Hummel, dort wedelte er mit dem Schweif und verſuchte ihm das Geſicht zu lecken.

„Er will Sie küſſen,“ ſagte die Schauſpielerin, „darauf dürfen Sie ſich etwas einbilden, denn das thut er gar nicht Jedermann.“

„Es iſt auch nicht Jedermanns Sache,“ verſetzte Herr Hummel, und ſtreichelte den Kleinen.

„Sei dem Herrn nicht läſtig, Billy,“ ſchalt das Fräulein.

Herr Hummel ſtand auf und präſentirte den Hund, der auf ſeinen Kuß nicht verzichten wollte und immer noch nach dem Geſicht des Hausbeſitzers züngelte. „Er iſt treuherzig,“ ſagte Herr Hummel, „und hat ganz die Farbe des meinigen.“

Das Fräulein liebkoſte den Kleinen. „Der Schelm iſt leider ſehr verzogen; er kriecht in meinen Muff ſo oft ich in das Theater gehe, und ich muß ihn mitnehmen, obgleich das nicht geſchehen ſoll. Erſt neulich ſtand ich ſeinetwegen Todes-

angſt aus, denn während ich als Clärchen unter den Bürgern jammerte, war Billy aus der Garderobe gelaufen, wedelte zwiſchen den Couliſſen und machte mir Männchen."

„Es war ein ergreifendes Spiel," begann Frau Hummel.

„Ich fuhr wohl mehr umher als ſonſt," erwiederte die Schauſpielerin, „denn ich mußte bei jeder Wendung in die Couliſſe rufen: Kuſch, Billy!"

„Gut," nickte Herr Hummel, „immer Beſonnenheit."

„Heut aber bin ich dem Unartigen dankbar," fuhr das Fräulein fort, „denn er verſchafft mir hier auf dem Lande die Freude, meine Nachbarn zu begrüßen. Herr Hummel, wie ich höre."

Herr Hummel verneigte ſich ſchwerfällig. Die Schauſpielerin wandte ſich mit einer Verbeugung zu den Damen, welche ſtumm ihren Gruß erwiederten.

An der Dame war Manches, was Herrn Hummel gefiel. Sie war hübſch, ſah aus geſcheuten Augen fröhlich in die Welt und trug etwas auf dem Kopf, was er perſönlich kannte. Er ergriff alſo einen Stuhl und ſagte mit einer zweiten Verbeugung: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen?" Die Fremde nickte ihm zu und wandte ſich an Laura. „Ich freue mich, Sie endlich ſo nahe zu ſehen, Sie ſind mir keine Fremde mehr, ich habe manchmal an Ihnen rechte Freude gehabt, und es iſt mir lieb, daß ich Ihnen heut dafür danken kann."

„Wo war das doch?" frug Laura beklommen.

„Wo Sie gewiß nicht daran dachten," verſetzte die Andere „Ich habe ein ſcharfes Auge und erkenne über die Lampen jedes Geſicht der Zuſchauer. Sie glauben nicht, wie ſehr das zuweilen peinigt. Da Sie einen feſten Platz haben, iſt mir oft Erholung geweſen, auf Ihren Zügen auszuruhen und den lebendigen Ausdruck zu betrachten. Und mehr als einmal habe ich, ohne daß Sie es wußten, für Sie allein geſpielt."

„Ha," dachte Laura, „das iſt keine Fliege, das iſt Frau

Venus.“ Aber ſie fühlte eine Saite angeſchlagen, die reinen Ton gab. Sie ſagte der Schauſpielerin, wie ungern ſie eine ihrer Rollen verſäume, und daß in ihrem Hauſe die erſte Frage vor dem neuen Theaterzettel ſei, ob auch das Fräulein mitſpiele.

Dies gab der Mutter Gelegenheit ſich an der Unterhaltung zu betheiligen. Dagegen rühmte die Schauſpielerin, wie gütig man ihr überall entgegen gekommen ſei. „Denn das Reizvollſte unſerer Kunſt,“ fuhr ſie fort, „ſind die ſtillen Freunde, welche wir in den Stunden des Spieles gewinnen, Menſchen, die man ſonſt vielleicht nie ſieht, deren Namen man nicht weiß, und welche doch unſer Leben mit Theilnahme begleiten. Lernt man bei Gelegenheit einmal dieſes Wohlwollen Fremder kennen, ſo wird es reiche Entſchädigung für die Leiden unſeres Berufes, unter denen die zudringliche Huldigung gemeiner Menſchen vielleicht das größte iſt.“

Nun die Huldigung des Doctors durfte ſie zu dieſen Leiden ſicher nicht zählen.

Während die Frauen in ſolcher Weiſe mit einander ſprachen und Herr Hummel beifällig zuhörte, traten auch einzelne Herren dem Tiſch näher. Frau Hummel begrüßte zuvorkommend den zweiten Tenor, der im Hauſe der Frau Pathe bisweilen ein Lied ſang, und der würdige Vater der Bühne, welcher Herrn Hummel aus der Reſſource kannte, begann mit dieſem ein Geſpräch über den Bau eines neuen Theaters. Darüber hatte Hummel als Bürger ſehr beſtimmte Anſichten, welche mit denen des würdigen Vaters ganz übereinſtimmten.

So verſchmolzen die beiden getrennten Geſellſchaften, und der Tiſch des Herrn Hummel wurde ein Mittelpunkt, den die Kinder Thalia's umſchwärmten. Während die Schauſpielerin mit Frau Hummel recht ehrbar und hausmütterlich die Uebelſtände ihrer Wohnung beſprach, ſah Laura nach dem Doctor. Er ſtand mehre Schritte von der Geſellſchaft an einem Baum und ſah nachdenkend vor ſich hin. Schnell trat

Laura zu ihm und begann mit fliegender Eile: „Mein Vater hat Sie beleidigt, ich bitte Sie um Verzeihung.“

Der Doctor ſah auf. „Es that nicht weh,“ ſagte er gutherzig, „ich kenne ja ſeine Art.“

„Ich habe ſie geſprochen,“ fuhr Laura mit bebender Stimme fort, „ſie iſt geſcheut und liebenswürdig und hat eine unwiderſtehliche Freundlichkeit.“

„Wer?“ frug der Doctor, „die Schauſpielerin?“

„Verſtellen Sie ſich nicht gegen mich,“ fuhr Laura fort, „das iſt zwiſchen uns unnöthig, es giebt Niemand auf Erden, der Ihr Glück ſo von Herzen wünſcht als ich. Betrüben Sie ſich nicht über das Kopfſchütteln Anderer; wenn Sie der Liebe des Fräuleins ſicher ſind, iſt alles Uebrige Nebenſache.“

Der Doctor erſtaunte immer mehr: „Ich will ja aber das Fräulein gar nicht heirathen!“

„Leugnen Sie nicht, Fritz Hahn, das ſteht Ihrem wahrhaften Weſen ſchlecht,“ rief die leidenſchaftliche Laura wieder. „Ich merke wohl, wie ſehr das Fräulein zu Ihnen paßt. Seit ich ſie geſehen, bin ich überzeugt, für alles Gute und Große finden Sie bei ihr Verſtändniß. Bedenken Sie ſich nicht und wagen Sie muthig, Ihrem Herzen zu folgen. Denn ſehen Sie, Fritz, eine Sorge habe ich um Sie. Ihr Gefühl iſt warm und Ihr Urtheil iſt ſicher, aber Sie hängen zu feſt in den Banden Ihrer Umgebung. Ich zittere davor, daß Sie darnm unglücklich werden können, weil Sie vielleicht nicht in der rechten Stunde einen Entſchluß faſſen, der Ihrer Familie ungewöhnlich erſcheint. Ich kenne Sie von meiner erſten Kindheit, und weiß ſehr gut, daß Ihre Gefahr immer war, ſich ſelbſt für Andere zu vergeſſen. Darüber können Sie zu einem opfervollen Daſein kommen, und der Gedanke iſt mir ſchrecklich. Denn ich möchte, daß Ihnen alles Gute zu Theil wird, was Ihr redliches Herz verdient.“ Die Thränen liefen ihr über die Wangen, als ſie ihn liebevoll anſah.

Jedes Wort, das ſie ſprach, klang dem Doctor wie Ler-

chentriller und Geschwirr der Heimchen. Leise sprach er: „Ich liebe das Fräulein nicht, ich habe nie den Gedanken gehabt, ihre Zukunft an die meine zu fesseln.“

Laura trat zurück, über ihr Antlitz zog hohe Röthe.

„Es ist eine flüchtige Bekanntschaft, nichts weiter für jene und mich, ihr Leben gehört der Kunst und schwerlich jemals ruhiger Häuslichkeit. Wenn ich für mich ein Herz zu begehren wagte, so wäre es nicht das ihre, sondern ein anderes.“ Er sah nach dem Tisch hinüber, wo grade ein lautes Lachen Herrn Hummel andeutete, und sprach die letzten Worte so leise, daß sie kaum bis in Laura's Ohr drangen, dabei blickte er schmerzlich vor sich hin auf die Knospe des Fliederstrauches, in welcher noch die junge Blüthe verborgen lag.

Laura stand unbeweglich wie vom Stabe eines Zauberers berührt, aber die Thränen liefen noch immer von ihrer Wange herab. Sie war nahe daran, die Kirsche ihres Vielliebchens mit den Lippen zu fassen.

Da summten die lustigen Käfer heran, die Schauspielerin winkte ihr lächelnd zu, der Vater rief, das Märchen war zu Ende. Laura hörte noch, wie das Fräulein siegreich zum Doctor sagte: „Er hat mir doch einen Stuhl angeboten, er ist gar kein Brummbär, er war sehr gut gegen Billy.“

Als Fritz in seine Wohnung kam, schleuderte er Hut und Ueberrock von sich, sprang an den Schreibtisch und holte die kleinen Briefe der unbekannten Hand heraus. „Sie ist es,“ rief er laut, „ich Thor, nur einen Augenblick zu zweifeln.“ Er las jeden der Briefe wieder durch und nickte bei jedem mit dem Kopfe. Das war sein hochsinniges wackeres Mädchen; wie sie sich sonst auch stellte, heut hatte sie ihm ihr wahres Antlitz gezeigt. Er wartete ungeduldig auf die Stunde, wo er Laura bei den Freunden treffen würde. Sie trat spät ein, grüßte ihn ruhig und war den Abend schweigsamer und weicher als sonst. Wenn sie sich an ihn wandte, sprach sie zu ihm ernsthaft wie zu einem bewährten Freunde. Sehr

gut ſtand ihr die milde Ruhe. Jetzt gab ſie ſich ihm wie ſie war, ein begeiſtertes Fühlen, ein reiches Gemüth. Sprödigkeit und neckende Laune, die alten Schalen, welche den ſüßen Kern verdeckt hatten, waren zerbrochen. Auch die ruhige Vorſicht freute ihn, mit der ſie unter den Freunden ihre Empfindung barg. Wenn die nächſte Liederſendung kam, dann ſprach ſie zu ihm, wie jetzt beiden um's Herz war, oder ſie gab doch ihm das Recht, offen an ſie zu ſchreiben. Der Doctor zählte am nächſten Morgen die Minuten, bis der Briefträger ſein Haus betrat. Er riß die Thür auf und eilte dem Manne entgegen. Fritz hielt einen neuen Brief in der Hand, er löſte ungeduldig das Couvert, keine Zeile des Abſenders lag dabei, er entfaltete den alten Druckbogen und las die Worte des groben Liedes:

„Hei ha ho. Steck an den Schweinenbraten, darzu die Hühner jung! darauf mag uns gerathen ein friſcher freier Trunk. Hol Wein, ſchenk ein, trink mein liebes Brüderlein, heute muß Alles verſchlemmet ſein," und der ehrliche einfältige Doctor frug wieder: iſt ſie es? oder wäre möglich, daß ſie es nicht iſt?

4.

Unter den Studenten.

Wer dem Profeſſor von Herzen gut werden wollte, der mußte ihn ſehen, wenn er im Kreiſe ſeiner Zuhörer ſaß, der gereifte Mann unter der aufblühenden Jugend, der mittheilende Lehrer vor bewundernden Schülern. Denn des academiſchen Lehrers ſchönſtes Vorrecht iſt, daß er nicht nur durch ſein Wiſſen, auch durch ſeine Perſönlichkeit die Seelen der nächſten Generation adelt. Aus den Vielen, welche einzelne Vorträge hören, ſchließt ſich ein gewählter Kreis enger an den Gelehrten,

im persönlichen Verkehr schlingt sich ein Band um Lehrer und Schüler, leicht gewebt, aber dauerhaft, denn was den Einen an den Andern fesselt, oft den Fremden nach wenig Stunden zum Vertrauten macht, ist ihr frohes Bewußtsein, daß beide dasselbe für wahr, groß, gut halten.

Dieses Verhältniß, reizvoll und fruchtbar für beide Theile ist die edle Poesie, welche die Wissenschaft ihren Bekennern gönnt. Fremde und spätere Menschen, welche den Werth eines Mannes nur nach seinen Büchern beurtheilen, sie erhalten, wie hoch auch der Gelehrte selbst diese Art von Ueberlieferung schätzen möge, doch nur ein unvollständiges Bild des Entfernten; weit anders wirkt der lebendige Quell schöpferischer Kraft auf die Seelen solcher, welche von Lippe und Auge des Lehrers sein Wissen empfangen. Nicht nur der Inhalt seiner Lehre bildet sie, mehr noch seine Methode zu suchen und darzustellen, am meisten sein Charakter und die originelle Weise des Vortrags. Denn diese erwärmen dem Hörer das Herz und senken ihm Achtung und Neigung in das Gemüth. Solcher Abdruck eines menschlichen Lebens, der in vielen zurückbleibt, ist für Methode und Charakter der Jüngeren oft wichtiger, als der Inhalt empfangener Lehre. In den Schülern arbeitet das Wesen des Lehrers neues Leben schaffend fort, seine Vorzüge, zuweilen auch Eigenheiten und Schwächen. In jedem Hörer nüancirt sich anders das charakteristische Bild seines starken Meisters, und doch ist in jedem der Bildner, der an dieser Seele formte, vielleicht bis zur kleinen Absonderlichkeit erkennbar.

Die Lehrstunde, welche Felix für seine Frau festgesetzt hatte, war nicht die einzige, welche er in seinem Hause gab. Ein Abend jeder Woche gehörte seinen Studenten. Da kamen zuerst Einzelne, welche für ihre Arbeiten einen Wunsch hatten, mit Anfrage und Bitte. Später sammelte sich eine größere Zahl, auch Ilse's Zimmer wurde geöffnet, Gabriel bot Thee und einfaches Abendbrot, eine Stunde verlief in zwangloſem Gespräch und einzelnen Gruppen; bis sich allmälig die Getreuen

in das Arbeitszimmer des Lehrers zogen und den Kreis dichter um sein geehrtes Haupt schlossen. Dann saß der Professor inmitten seiner Schüler, und das Zimmer wurde zuweilen enge. Auch hier formlose Unterhaltung, bald ein launiger Bericht über Erlebtes, bald eingehende Erörterung, wobei der Professor seine jungen Freunde zu thätiger Theilnahme anzuregen wußte; dazwischen schnelle Urtheile über Menschen und Bücher in schlagender Rede und Antwort, wie solchen natürlich ist, die aus flüchtigem Anschlage eine lange Melodie erkennen. Felix erschloß in diesen Stunden sein Inneres mit einer Offenheit, die er in seinen Collegien nicht zeigte, er sprach über sich und Andere ohne Rückhalt und verhandelte behaglich, was ihm grade auf der Seele lag. Aber wie verschieden die Unterhaltung dieser Abende dahinlief, immer waren es Männer derselben Wissenschaft, welche einander im Großen und Kleinen verstanden und selbst im Scherze ernster Geistesarbeit gedachten.

Auch Frau Ilse blieb dieser vertrauten Gesellschaft keine fremde Erscheinung. Die Theilnehmer, sämmtlich ernsthafte Männer, ältere Studenten oder junge Doctoren, freuten sich der ansehnlichen Hausfrau, welche in ihrer einfachen Weise gern mit den Einzelnen verkehrte. Im Jahre vorher war einmal ihre Freude an der Odyssee zu Tage gekommen, als sie die Herren zum Genuß einer Hinterkeule des erdaufwühlenden Ebers aufgefordert und den wohlthuenden Wunsch ausgesprochen hatte, die Gesellschaft möge nicht verschmähen, ihre Hände nach dem bereiteten Mahle auszustrecken. Seitdem hieß sie in dem Kränzchen Frau Penelope, und sie wußte, daß dieser Beiname sich auch über die Wände des Hauses in die Studentenschaft verbreitet hatte.

Nun hatte Ilse auch unter den jungen Gelehrten ihre Lieblinge. Zu diesen gehörte ein wackerer Student, nicht der bedeutendste von den Zuhörern des Professors, aber einer der fleißigsten. Er war ihr Landsmann und Ilse hatte zuerst an ihm erkannt, daß auch zarte Empfindung in der Brust eines

Studenten zu finden sei. Unser Student hatte in den letzten Jahren mit Erfolg daran gearbeitet, den Krater seines Innern durch Collegienhefte auszufüllen. Seiner Lyrik aber hatte er ziemlich entsagt; denn damals, wo der Professor ihm seine Gedichte zurückschickte, war er sehr in sich gegangen und hatte demüthig um Entschuldigung gebeten; war auch seitdem mit Hülfe eines guten Stipendiums, das ihm Felix verschafft, zu einer weniger menschenfeindlichen Auffassung bürgerlicher Verhältnisse durchgedrungen. Er bewährte sich als ein treuer und anhänglicher Bursch und trug jetzt würdig den Titel Docterandus, welcher nach Angabe unsrer Grammatiker einen Mann bedeutet, der zum Doctor gemacht werden soll oder muß. Dabei hatte er auch bei der Studentenschaft eine gewisse Geltung, er bekleidete in der großen Verbindung Arminia ein Ehrenamt, trug noch immer ihre Farbenmütze und wurde dort zu den bevorzugten Weisen gerechnet, welche an Trinkabenden von lästiger Verpflichtung befreit sind, und die Pausen, in denen stürmische Jugend Athem holt, durch ernstes Gespräch über Menschentugend ausfüllen.

An einem Studentenabend brodelte die Unterhaltung schon in Ilse's Zimmer sehr laut und warf wissenschaftliche Blasen. Eine interessante Handschrift war in entlegener süddeutscher Bibliothek aufgefunden. Ueber den Fund und den Herausgeber wurde verhandelt und Felix zählte behaglich mit einigen Auserwählten alle ähnlichen Entdeckungen auf, welche in den letzten zwanzig Jahren gemacht waren. Da begann unser Student, der grade durch Frau Ilse eine Tasse Thee erhalten hatte, mit dem Löffel rührend, recht gemüthlich: „Dürfte nicht auch in der Nähe noch manches zu finden sein? So steht in meiner Heimath eine alte Kiste, welche Bücher und Papiere aus dem Kloster Rossau enthalten soll. Es ist nicht unmöglich, daß darunter etwas Werthvolles steckt."

Das sprach der Student und rührte mit dem Löffel, dem

Knaben gleich, welcher den brennenden Span in einer gefüllten Bombe herumdreht.

Der Professor fuhr von seinem Stuhl in die Höhe und warf dem Studenten einen Flammenblick zu, daß dieser erschrak und die Tasse schnell hinsetzte, um bei dem, was kommen mußte, nichts zu beschütten. „Wo soll die Kiste stehen?"

„Wo? weiß ich nicht," versetzte der Student betreten, „vor einigen Jahren hat mir ein Landsmann davon erzählt, er war in der Gegend von Nossau geboren" — der Student nannte den Namen und Ilse kannte die Familie. „Aber in unserm Fürstenthum muß es sein, denn er hat dort als Hauslehrer an mehren Orten gelebt."

„War er denn Philolog?" frug ein älterer Hörer eben so sehr im Jagdeifer als der Professor.

„Er war Theolog," versetzte unser Student.

Ein bedauerndes Geräusch ging durch das Zimmer. „Dann ist die Nachricht doch unsicher," schloß der Kritiker.

„Hat der Mann die Kiste selbst gesehen?" frug der Professor.

„Auch darüber bin ich nicht sicher," erwiederte der Student, „ich hatte damals noch kein rechtes Verständniß für den Werth dieser Mittheilung. Aber er muß sie doch selbst gesehen haben, denn ich erinnere mich, er sagte, sie wäre dick mit Eisen beschlagen."

„Unglücksmann," rief der Professor, „schaffen Sie uns Kunde von diesem Kasten." Er ging heftig im Zimmer auf und ab, die Studenten machten seiner Aufregung ehrerbietig Platz. „Die Nachricht ist wichtiger, als ich Ihnen jetzt sagen kann," begann der Professor vor dem Studenten anhaltend. „Suchen Sie zunächst Ihre Erinnerungen zu sammeln. Hat Ihr Bekannter die Kiste offen gesehen?"

„Wenn ich mir Alles zusammenhalte," versetzte der Student, „möchte ich glauben, er hat selbst gesehen, daß alte Klostersachen darin liegen."

„Dann war sie also nicht mehr verschlossen?" frug der Professor weiter. „Und wo ist jetzt Ihr Freund?"

„Er ist voriges Jahr mit einer Brauerstochter nach Amerika gegangen. Wo er sich aufhält, weiß ich nicht, das wird aber bei seinen Verwandten zu erfahren sein."

Wieder ging ein mißbilligendes Geräusch durch das Zimmer.

„Ermitteln Sie den Aufenthalt des Mannes, schreiben Sie ihm und fordern Sie genaue Auskunft," rief der Professor. „Sie können mir keinen größern Dienst erweisen."

Der Student versprach das Menschenmögliche. Als die Herren sich entfernten, richtete Gabriel dem Studenten eine heimliche Einladung zu nächstem Mittag aus. Ilse wußte, daß ihrem Felix jetzt die Nähe des Vertrauten wohlthun werde, der einen Bekannten besaß, der den Kasten gesehen hatte, der die Bücher von Rossau enthielt, unter welchen allerdings die Handschrift des Tacitus liegen konnte, wenn sie nicht irgendwo anders war.

Aber sie selbst hörte ohne Freude von der geheimnißvollen Kiste. Denn Ilse war leider in Sachen der Handschrift immer noch ungläubig, sie hatte einigemal den Gatten durch ihre Gleichgültigkeit verletzt und mied seit dem Unglück des Struvelius jede Erwähnung der verlorenen. Dazu hatte sie noch einen besonderen Grund. Sie wußte, wie sehr der Gedanke und jede Erörterung ihren Felix aufregte. Er fuhr dann in die Höhe, sprach in heftigen Worten, und seine Augen blitzten wie im Fieber. Zwar bändigte er sich selbst nach wenigen Augenblicken, und lachte wohl über seinen Eifer, aber der Hausfrau war solcher Ausbruch geheimer Leidenschaft unbehaglich, denn sie empfand bei dem plötzlichen Auflodern, daß der Gedanke an den Codex die Seele des geliebten Mannes wund drückte, und sie argwöhnte, daß er in der Stille oft darüber träumte und Feindseliges gegen die Mauern des Vaterhauses sann.

Auch heut hatte unser Student den Sturm aufgeregt. Noch spät wurde der Doctor gerufen, lange wurde erörtert und gestritten, Ilse war erfreut, daß der Doctor auf die Kiste nicht

viel gab und durch verständige Einwürfe auch dem Professor wieder eine launige Bemerkung über seine heiße Jagdlust abnöthigte.

Als der Student am nächsten Mittag die Briefe, welche er geschrieben hatte, als Zeichen seines Eifers mitbrachte, behandelte der Professor die Nachricht ruhiger. „Es ist eine unsichere Notiz," sagte er, „selbst wenn der Erzähler Wahrheit sprach, mag noch jeder einzelne Umstand, sogar der Name des Klosters, unrichtig sein." Als vollends aus der Heimath des Studenten die Kunde einlief, der Theolog habe sich irgendwo im Staate Wisconsin als Apotheker niedergelassen, und der Brief des Studenten in eine unsichere Ferne gesandt werden mußte, da ermäßigte sich der Strudel, welchen die auftauchende Kiste erregt hatte, zu gefahrlosen kleinen Wellen.

Der größte Vortheil erwuchs aus diesem Vorfall zunächst unserm Studenten. Denn der Professor theilte die Nachricht dem Kammerherrn mit und gönnte diesem eine Andeutung, daß in dem Kasten Sachen von hohem Werth verpackt sein könnten. Der Kammerherr hatte früher einmal durch mehre Jahre die Geschäfte eines Schloßhauptmanns besorgt und war mit dem Inventarium einiger fürstlichen Schlösser bekannt, wußte jedoch auf keinem Boden etwas Verdächtiges zu finden. Da ihm aber der Student als Günstling des Hauses vor Augen trat, wollte er an dem jungen Mann seine Geneigtheit erweisen, und forderte denselben auf, sich als Landeskind dem Erbprinzen vorzustellen. Das geschah. Eine Folge der Vorstellung war, daß unser Student zu einem Abend eingeladen wurde, an welchem der Prinz mehre academische Bekannte bei sich empfing.

Es war für den Studenten ein bangsamer Abend, und der Armine hatte allerlei Ursache argwöhnisch zu sein. Denn in diesem Jahr stürmte es heftig in der Studentenschaft. Grade die Händel zwischen dem Corps der Markomannen und der großen Genossenschaft Arminia hatten den Sturm erregt. Und die letzte Veranlassung des Unwetters war seltsam und

lehrreich für Jeden, der die geheime Verknotung irdiſcher Ereigniſſe beachtet. Jener Zwiſt der Profeſſoren, welcher die Vertreter der Alterthumswiſſenſchaft von einander ſchied, der Kampf zwiſchen Werner und Struvelius, hatte zu ſeiner Zeit die academiſche Jugend durchaus nicht aufgeregt. Aber kurz darauf war unter den Studenten ein Lied aufgetaucht, in welchem die Abenteuer des Struvelius reſpectwidrig beſungen wurden. Dies Lied war als Kunſtwerk ſchwächlich, es lief im Bänkeltone und war mit einem Refrain verziert, welcher lautete: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus, wer ſich verbrennt, der hat Verdruß.“ Der Dichter iſt nie ermittelt worden. Wenn man aber erwägt, daß dieſes Lied, ſoweit ſein poſſenhafter Inhalt erkennen ließ, feindſelig gegen Struvelius und zu Werners Ruhm gedichtet war, und wenn man ferner erwägt, daß es zuerſt unter den Arminen aufkam, und daß unter den Kindern Armins einer mit lyriſcher Vergangenheit war, daß dieſer Eine zu Werners Kränzchen gehörte, und daß im Kränzchen das Pergament einigemal verächtlich als Fidibus behandelt wurde, ſo kann man die vorſichtige Vermuthung nicht unterdrücken, daß unſer Student ſeine ſcheidende Muſe, als ſie grade zur Thür hinausgehen wollte, noch zu dieſer niedrigen Leiſtung entwürdigt habe.

Das leichtfertige Lied war bei den Arminen heimiſch, ſein Refrain wurde zuweilen in ſtiller Nacht auf der Straße gehört, es war den Profeſſoren ſehr ärgerlich, und nicht zuletzt dem Theetiſch Werners, aber mit Gewalt ließ ſich nicht dagegen ankämpfen. Den Markomannen und ihren Bundesgenoſſen blieb das Lied und ſeine Veranlaſſung gleichgültig, aber ſie ſangen die Verſe nicht, weil dieſe einem Trinkliede der Arminen nachgebildet waren. Grade da Werner ſein Rectorat antrat, ſaßen in einer Reſtauration Studenten aller Parteien durcheinander. Als ein Markomanne ſeine Pfeife an der Gasflamme anzündete und ſich dabei das Corpsband verſenkte, ſangen einige Arminen höhnend den Refrain. Die Markomannen

ſprangen auf und geboten Schweigen. Die natürliche Folge waren zahlreiche Forderungen. Leider blieb es dabei nicht. Ein Haufe Arminen war vor das Lager der Markomannen gezogen und hatte auf der Heerſtraße dieſelbe unfreundliche Weiſe angeſtimmt, es war zu bedauerlichen Conflicten zwiſchen den Parteien und der Stadtpolizei gekommen, Unterſuchungen und ernſte Strafen waren die Folge geweſen. Werner ſelbſt hatte in vertraulicher Beſprechung mit einzelnen Häuptern Alles gethan, das leidige Lied zu dämpfen, und ſeinem Anſehen war gelungen, den Geſang wenigſtens auf der Straße zu bändigen. Aber der Groll war in den Herzen zurückgeblieben. Durch allerlei widerwärtige Vorfälle wurde bemerkbar, daß die academiſchen Bürger uneiniger als gewöhnlich und in widerſetzlicher Stimmung waren.

Dies Alles wälzte der Armine in beſorgtem Gemüth, als er im Vorzimmer des Prinzen ſeine Mütze neben die Kopfzierden großer Markomannenhäuptlinge hing. Indeß verlief der Abend beſſer als er dachte. Die Markomannen beobachteten in dem geweihten Raume anſtändige Höflichkeit. Ja, das Zuſammentreffen erhielt eine Bedeutung. Denn grade in dieſer Zeit war Veranlaſſung, ein Feſt der Univerſität durch ſolennen Commers zu feiern. Aber wie häufig große Angelegenheiten unſerer Nation, drohte auch dieſes Trinkfeſt durch den Zwiſt der Stämme vereitelt zu werden. Jetzt, wo der Armine unter den Markomannen Eispunſch trank, äußerte der Erbprinz, daß er gern einmal einen feierlichen Commers anſehen würde, und Beppo, Führer der Markomannen, ſprach gegen den Arminen eine Anſicht aus, wie der Zwiſt beigelegt werden könnte. Der Armine erbot ſich, dieſe Vorſchläge ſeinem Stamme zu überbringen. Als der Kammerherr Bedenken gegen eine Theilnahme des Erbprinzen am Commers erhob, verſicherte der Sohn Armins, von Punſch und Geſpräch begeiſtert, daß auch ſein Volk gemüthlich die Ehre empfinden werde, die der Erbprinz dem Feſt durch ſeine Gegenwart erweiſe.

Die Bemühungen unſeres Studenten hatten Erfolg; das Kriegsbeil wurde begraben, die academiſche Jugend rüſtete ſich zu einem gemeinſamen Feſte. Ein großer Saal, reich verziert mit den Farben aller Genoſſenſchaften, welche an dem Commers Theil nahmen, war mit langen Tafeln beſetzt. An den Enden ſtanden im Feſtſchmuck die Präſiden mit ihren Schlägern, auf den Stühlen ſaßen mehre Hundert Studenten nach Verbindungen gereiht; unter den Markomannen der Prinz und ſein Kammerherr, und der Prinz trug heut der Verbindung zu Ehren ihre Abzeichen. Rauſchende Muſik trug den vollen Klang der Lieder weit in die Runde, es war ein guter Anblick, ſo viele Männer, Hoffnung und Kraft der nächſten Generation, in feſtlichem Geſange und den alten Bräuchen der Academie bei einander zu ſehen. Ohne Störung verlief das Feſt bis gegen das Ende. Als der Kammerherr bemerkte, daß die Wangen glühten, der Geſang wilder dahinfuhr, und die Muſik dem academiſchen Pulsſchlag nicht ſchnell genug tönte, mahnte er in der Pauſe zum Aufbruch. Der Prinz erhob ſich, ſelbſt erregt durch Geſang und Wein, vor ihm ſchritt der geſammte Adel der Markomannen, das wogende Volk zu theilen. Sie mußten ſich durch die Menge drängen, welche von den Stühlen aufgeſtanden war und durch einander ſchwirrte. So geſchah es, daß der Prinz von ſeinem academiſchen Hofſtaat abgeſchnitten wurde und mit einem trotzigen Arminen zuſammenſtieß, der durch Wein geſtärkt, und durch unſanfte Berührung der Vorausſchreitenden erbittert, den Weg nicht räumte, ſondern mit den Ellbogen unbillig verengte, und den Rauch ſeiner Pfeife ruhig vor ſich hin blies, ſo daß der Dampf dem Prinzen um den kleinen Bart fuhr. Da hatte der Prinz die Unbeſonnenheit, den Studenten anzuſtoßen und zu ſagen: „Sie ſind ein unverſchämter Wicht.“ Und der Armine ſprach mit lauter Stimme das verhängnißvolle Wort aus, welches nach academiſcher Sitte ein Duell, oder Ehrloſigkeit des Geſchmähten zur Folge hat. Er war im Nu von den düſtern Geſtalten der

Markomannen umdrängt, und daſſelbe Schmähwort regnete von allen Seiten wie Hagel gegen ſeine dreiſte Stirn. Er aber zog höhnend ſeine Schreibtafel und rief: „Einer nach dem Andern, daß keiner von dem Hofſtaat fehlt, wie der Herr, ſo das Geſinde.“ Und da der Andrang größer wurde, ſchrie er hinter ſich: „Hierher ihr Arminen!“ und begann im wilden Baſſe den Schlachtruf ſeines Stammes: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus!“ Im Saale brach das Getümmel los, über Stuhl und Tiſch ſprangen die Arminen ihrem gefährdeten Krieger zu Hülfe; nicht mehr einzeln, ſondern wie Heckenfeuer flogen die ſchmähenden Worte der Forderungen hin und her. Vergebens forderten die Präſiden zu den Plätzen, vergebens fiel die Muſik ein, zwiſchen das Geſchmetter der Fanfare klangen die zornigen Rufe der ſtreitenden Parteien. Zwar eilten die Präſiden auf einen Hauf zuſammen und trennten, im Zuge dazwiſchen fahrend, die Zankenden. Aber auf das wilde Toben folgten leidenſchaftliche Erörterungen, die Verbindungen ſtanden getrennt, die einzelnen Haufen verhöhnten einander und ſuchten nach altem Kriegsbrauch die Gegner allmälig bis zum äußerſten Worte zu treiben, ſchon waren einige Ausdrücke gefallen, welche durch den Sittencodex der Academie gänzlich verboten ſind, die Schläger blitzten in der Luft und mehr als eine Fauſt packte ſtatt der Waffe die Weinflaſche. Die Muſik ſtimmte das Vaterlandslied an, doch die Weiſe klang den Empörten widerwärtig in ihren Zorn, von allen Seiten donnerte der Ruf: „Aufhören.“ Die verſchüchterten Muſiker ſchwiegen und der neue Ausbruch eines ungeheuren Tumultes ſchien unvermeidlich. Da ſprang ein alter Häuptling der Teutonen, der ſein Volk kannte, auf das Orcheſter, ergriff eine Geige, ſtellte ſich als Dirigent hoch auf einen Stuhl und begann die kindiſche Melodie: „Ach, du lieber Auguſtin, Alles iſt hin.“ Die Muſik fiel in klagenden Tönen ein. Jeder ſah nach der Höhe, man erkannte den anſehnlichen Mann, der angeſtrengt auf der Geige kratzte, die Stimmung ſchlug plötzlich

um, es entstand ein allgemeines Gelächter. Die Präsiden schmetterten mit ihren Klingen auf die Tische, daß mehr als eine zersprang, und geboten Ruhe, die Führer aller Verbindungen traten zusammen, erklärten den Commers für aufgehoben und forderten ruhigen Heimgang der Stämme, weil sie selbst alles Weitere in die Hand nehmen würden. Zornig drängte die Studentenschaft zum Saale hinaus und zerstreute sich zu ihren Sammelplätzen. Aber in jedem Haufen wurden die Vorfälle mit leidenschaftlicher Erbitterung besprochen und eilige Gesandtschaften schritten durch die Nacht von einem Lager zum andern.

Den Prinzen hatte der Kammerherr nach dem ersten Zusammenstoß aus dem Gewühl gerettet. Der Prinz saß in seinem Zimmer bleich und entsetzt über den Unfall und die Folgen, die er zu haben drohte. Auch der Kammerherr war bestürzt, denn auf sein Haupt fiel die Verantwortung für diesen Scandal. Dabei sah er mit wirklicher Theilnahme auf den jungen Fürsten, der die Kränkung seiner Ehre so tief empfand, und wie gebrochen vor sich hinstarrte, unempfänglich für den Trost, daß der Plebejer seine fürstliche Ehre so wenig zu kränken vermöge, wie der Sperling auf dem Baum.

Nach einer schlaflosen Nacht empfing der Prinz die Aeltesten der Markomannen, welche kamen, um den Beschluß ihres Stammes zu verkünden. Sie erklärten, daß ihr erster Häuptling Beppo erwählt sei, die Stelle des Prinzen bei den weiteren Verhandlungen mit dem Arminen zu vertreten, und der Senior bat ritterlich, ihm diese Ehre zu bewilligen. Er fügte hinzu: nach der Meinung seiner Genossenschaft habe der Armine überhaupt keine Ansprüche auf den Vorzug, daß dem verruchten Schmähwort eine Forderung folge, und wenn der Prinz jedes weitere Eingehen verweigere, würden die Markomannen alle Folgen auf ihre Genossenschaft nehmen. Aber sie wollten nicht verbergen, daß sie mit dieser Ansicht allein stünden, ja daß sie in ihrem eignen Corps Widerspruch gefunden hätten. Und

Alles erwägend hielten sie für die beste Auskunft, wenn der Prinz dem academischen Brauch ein Zugeständniß mache, dessen Größe sie allerdings tief empfänden.

Der Prinz war noch fassungslos, der Kammerherr bat die Herren, Sr. Hoheit einige Stunden Zeit zur Erwägung zu lassen.

Unterdeß trug unser Student, den die Rücksicht auf seine Dissertation gebändigt und vor persönlichen Verwickelungen bewahrt hatte, die Kunde des Unheils bestürzt an den Doctor, da er sich in dieser Angelegenheit vor den Rector nicht traute. Der Doctor eilte zum Freunde, der bereits durch die Pedelle und Berichte der Polizei von dem unerfreulichen Ereigniß wußte. „Ueber den persönlichen Conflikt des Prinzen ist mir bis jetzt keine Anzeige geworden, es ist vielleicht für ihn selbst und für die Universität wünschenswerth, daß eine solche nicht erfolgt. Ich werde wachsam sein und weitere Folgen zu verhüten suchen, und ich werde meine Amtspflicht nach jeder Richtung auf das Strengste thun, sorgt aber dafür, daß ich über diese Angelegenheit nur erfahre, was mir Grundlage zu amtlichem Einschreiten werden kann."

Fast in derselben Lage wie unser Student war der Kammerherr, auch er stellte sich sorgenvoll beim Doctor ein, erzählte den Streit und frug, was der Doctor von der Verpflichtung des Prinzen halte, sich durch seinen Stellvertreter auf ein Duell einzulassen. Der Doctor erwiederte mit Zurückhaltung: „Jedes Duell ist Unsinn und Unrecht. Wenn der Erbprinz von dieser Ansicht durchdrungen ist und die Consequenzen derselben für sein Leben und dereinst für seine Regierung auf sich nehmen will, so werde ich der letzte sein, der gegen dies Martyrium etwas einwendet. Steht aber Ihr junger Herr nicht so sicher und frei über den Vorurtheilen seines Kreises, und ist auch ihm die stille Ansicht eingepflanzt, daß es für Cavaliere und Militärs eine bestimmte Ehre giebt, welche noch etwas Anderes bedeutet als die Ehre eines Ehrenmannes, und

welche in gewiſſen Fällen ein Duell nöthig macht, ſollte Ihr Prinz nach ſolchen Anſchauungen urtheilen und dereinſt regieren wollen, ſo will ich Ihnen allerdings bekennen, daß ich ihm das Recht nicht zugeſtehe, den Ehrbegriffen unſerer academiſchen Jugend entgegenzutreten."

„Sie ſind alſo der Meinung," frug der Kammerherr, „daß der Prinz ſich auf die angebotene Stellvertretung einlaſſen müſſe?"

„Ich habe weder Recht noch Wunſch hier eine Meinung auszuſprechen," verſetzte der Doctor. „Ich kann nur ſagen, daß mir die Stellvertretung auch nicht gefällt. Mir ſcheint die Sache ſo zu liegen: entweder Vernunft oder wenigſtens perſönlicher Muth."

Der Kammerherr ſtand ſchnell auf. „Das iſt ganz unmöglich; es wäre nicht nur eine unerhörte Abweichung von dem Herkommen und würde für den Prinzen neue peinliche Verwickelungen herbeiführen, es iſt auch ſo vollſtändig gegen meine Ueberzeugung von dem, was einem Fürſten erlaubt iſt, daß davon unter keinen Umſtänden die Rede ſein kann."

Der Kammerherr entfernte ſich, nicht angenehm von der radikalen Auffaſſung des Doctors berührt. Nach der Heimkehr ſagte er dem Prinzen: „Die Angelegenheit muß ſchnell beendet werden, bevor der Fürſt davon erfährt. Höchſtderſelbe wird bei der Perſönlichkeit des Gegners Ew. Hoheit jede Conceſſion auf das Strengſte unterſagen; und doch ſehe ich, daß die Beziehungen meines gnädigſten Prinzen zu der Studentenſchaft und vielleicht ſogar andere perſönliche Verhältniſſe auf das Aeußerſte gefährdet ſind, wenn es nicht gelingt, den hier üblichen Anſichten einigermaßen zu entſprechen. Darf ich deßhalb Ew. Hoheit einen Rath geben, ſo iſt es immer der, daß Höchſtſie der Atmoſphäre, in welcher wir einmal leben, eine große Bewilligung machen und Herrn von Halling als Vertreter annehmen."

Der Prinz ſah gedrückt vor ſich nieder und ſagte endlich: „Das wird wohl das Beſte ſein."

Der große Häuptling Beppo, eine der beſten Klingen der

Universität, sollte sich also für den Erbprinzen schlagen. Nun erwies sich aber, daß die Arminen mit dieser Vertretung keineswegs zufrieden waren, sondern den unverschämten Anspruch erhoben, den Prinzen selbst in Faustschuhen und Batisthemd vor sich zu sehen. Namentlich Ulf der Dicke, Urheber des ganzen Scandals, erklärte, daß er den Markomannenführer ohnedies in seiner Brieftasche finde und nicht auf die fröhliche Aussicht verzichten wolle, mit ihm in Privatangelegenheiten einen Gang unter kleinen Mützen abzumachen.

Das war nicht zu leugnen; indeß ein großer Rath aller Senioren, welchen die Markomannen schnell zusammenriefen, entschied dafür, daß der Stellvertreter anzunehmen sei. Dagegen wurde die listige Forderung der Markomannen abgelehnt, daß der Armine zuerst gegen ihre Corpsgenossen auf die Kreide trete. Sie wollten dadurch den Prinzen der ganzen Sache überheben, da anzunehmen war, daß auch die stämmige Kraft des Arminen lange beseitigt sein würde, bevor nur die Hälfte der Namen in seiner Brieftafel getilgt war. Es blieb also nichts übrig, als daß die beiden Kämpfer zu zwei verschiedenen Malen auf einander los hieben, der Markomanne zuerst im Namen des Prinzen. „Wir wollen uns beide Mühe geben, daß das zweite Mal nicht nöthig wird," sagte der Markomanne beim Aufbruch bedeutsam zum Vertreter des Arminen.

Jede Vorkehrung war getroffen, den verhängnißvollen Zweikampf geheim zu halten, nur die Betheiligten wußten die Stunde, selbst den Stammgenossen wurde von anderen Tagen gesprochen, denn die Pedelle waren wachsam, die Universität bereits von der höchsten Behörde aufgefordert, mit allen Mitteln weitere Folgen zu verhindern.

Am Mittag vor dem Zweikampf lud der Prinz die Markomannen zu Tische, es war dabei so viel von ähnlichen Geschäften die Rede, daß selbst dem Kammerherrn unheimlich wurde. Kurz vor dem Aufbruch stand der Prinz mit dem Senior in einer

Fensternische, plötzlich faßte er die Hand des jungen Mannes, hielt sie fest und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihm die Glieder. Bewegt sah der tapfere Knabe auf den Prinzen: „Es wird Alles gut gehen, Hoheit," sagte er tröstend.

„Für dich, aber nicht für mich," erwiederte der Prinz und wandte sich ab.

Als gegen Abend der Erbprinz unstät durch die Zimmer ging, machte der Kammerherr, der selbst trübe Gedanken loswerden wollte, den Vorschlag, heut Abend das Haus des Rectors zu besuchen. Dies war der einzige Ort, wo er sicher war, nichts von der widerwärtigen Geschichte zu hören, und er war scharfsinnig genug zu ahnen, daß auch dem Prinzen dieser Besuch am ersten wohlthun werde.

Ilse wußte Alles. Unser Student, der wider Willen die Elster gespielt hatte, welche Unheil stiftend zwischen den Parteien auf- und ablief, umkreiste immer noch ängstlich das Haus des Rectors, er wagte an einem Studentenabend bei Frau Penelope zurückzubleiben, als sich die Anwesenden in das Zimmer des Rectors zogen, erzählte der Fragenden den ganzen Streit, schilderte die gefährliche Lage des Prinzen und flehte, Sr. Magnificenz nichts von dem Vorfall zu sagen. Als heut der Prinz eintrat, war unter den Anwesenden eine Spannung bemerkbar, welche solchen, die in gefährliche Geschäfte verstrickt sind, die Unbefangenheit nicht zu erhöhen pflegt. Der Kammerherr war liebenswürdiger als je und erzählte hübsche Hofgeschichten, aber er machte keine Wirkung. Der Prinz saß verlegen auf seinem Platz neben Frau Ilse, auch aus ihren freundlichen Worten fühlte er den Ernst, er sah wie ihr Blick traurig auf ihm ruhte und sich schnell abwandte, als er die Augen aufschlug. Endlich begann er mit unsicherer Stimme: „Sie haben mir früher die Köpfe berühmter Männer gezeigt, darf ich Sie bitten mir den Band noch einmal zu weisen?"

Ilse sah ihn an und stand auf. Der Prinz folgte ihr wie neulich zu der Lampe des Nebenzimmers. Sie legte den

Band vor ihn, er ſah theilnahmlos darüber weg und begann endlich leiſe: „Mir lag nichts an den Köpfen, nur mit Ihnen allein zu ſein. Ich bin hülflos und ſehr unglücklich. Ich habe keinen Menſchen auf Erden, der mir ehrlich räth, was ich thun ſoll. Ich habe einen Studenten gekränkt und bin ſchwer von ihm beleidigt. Jetzt ſoll ein Anderer für mich den Streit ausfechten.“

„Arme Hoheit!“ rief Ilſe.

„Sprechen Sie nicht ſo zu mir, gnädige Frau, wie ein Weib das anſieht, ſondern als ob Sie mein Freund wären. Daß ich Ihnen mit meiner Angſt zur Laſt falle, macht mich in dieſem Augenblicke vor mir ſelbſt verächtlich, und ich fürchte, ich werde es auch Ihnen ſein.“ Er ſah finſter vor ſich nieder.

Ilſe ſprach leiſe: „Ich kann nur reden, wie mir um's Herz iſt, haben Hoheit ein Unrecht gethan, ſo bitten Sie es ab, ſind Sie beleidigt worden, ſo verzeihen Sie.“

Der Prinz ſchüttelte das Haupt. „Das würde nichts nutzen, es würde mich auf's Neue beſchimpfen vor allen Andern und vor mir ſelbſt. Nicht darum frage ich Sie. Nur Eines will ich wiſſen, darf ich einen Andern meinen Streit auskämpfen laſſen, weil ich ein Prinz bin? Alle ſagen mir, ich müßte es thun, ich habe zu Keinem Zutrauen, nur zu Ihnen.“

Ilſe ſtieg das Blut in das Antlitz: „Ew. Hoheit legen eine Verantwortung auf meine Seele, vor der ich erſchrecke.“

„Sie haben einmal zu mir die Wahrheit geſprochen,“ ſagte der Prinz finſter, „wie noch niemals ein Menſch auf Erden, und jedes Wort aus Ihrem Munde war gut und herzlich. Und deßhalb fordere ich auch, daß Sie mir heut Ihre wahre Meinung ſagen.“

„Dann alſo,“ rief Ilſe ihn groß anſehend, und das alte Sachſenblut wallte in ihr auf, „wenn Ew. Hoheit Streit angefangen, ſo müſſen Sie ihn auch ſelbſt als Mann zu Ende führen, und Sie ſelbſt müſſen dafür ſorgen, daß es in ehrenvoller Weiſe geſchehe. Ew. Hoheit dürfen nicht zugeben, daß

ein Anderer um Ihres Unrechts willen Ihrem Gegner trotzt und seine gesunden Glieder in Gefahr setzt. Denn einen Fremden zu Unrecht verleiten und in Gefahr stürzen und dabei ruhig zusehen, das ist das Schrecklichste von Allem."

Der Prinz versetzte kleinlaut: „Er ist muthig und dem Gegner überlegen."

„Und wie dürfen Ew. Hoheit Ihren Gegner einer fremden Kraft preisgeben, die stärker ist als die Ihre? Wenn Ihr Stellvertreter gewinnt oder verliert, Sie werden ihm mehr schuldig als man einem Fremden schuldig sein darf, und durch Ihr ganzes Leben wird Sie der Gedanke drücken, daß er Muth bewiesen hat, wo Sie ihn nicht gezeigt haben."

Der Prinz wurde bleich und schwieg. „Ich fühle ebenso," sagte er endlich.

„Furchtbar ist Alles, was auf diesem Wege liegt," fuhr Ilse mit gerungenen Händen fort, „Frevel hier und dort und blutdürstige Rache. Aber ist Ihnen unmöglich, ein Unrecht zu verhindern, so besteht doch Ihre Pflicht zu sorgen, daß es nicht größer werde und daß seine Folgen nicht auf Anderer Haupt sinken, nur auf das Ihre. Und Alles in mir ruft: Sie selbst müssen thun, wo nicht, was Recht ist, doch was am wenigsten Unrecht ist."

Der Prinz nickte mit dem Kopfe und saß wieder schweigend. „Ich darf keinem von meiner Umgebung etwas sagen," begann er endlich, „am wenigsten dem dort," er wies auf den Kammerherrn. „Wenn ich verhindern soll, daß ein Anderer an meiner Statt den Streit ausficht, so muß das in den nächsten Stunden geschehen. Wissen Sie Jemand, der mir dabei helfen würde?"

„Meinem Mann verbietet sein Amt in dieser Sache etwas für Ew. Hoheit zu thun. Der Doctor aber."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Unser Student," rief Ilse, „er ist Ew. Hoheit aufrichtig ergeben, er ist ein Landsmann und fühlt großen Kummer über die Sache."

Der Prinz überlegte. „Wollen Sie mir Ihren Diener für einige Stunden dieses Abends erlauben, sobald Sie seiner nicht mehr bedürfen?“

Ilse rief Gabriel, der am Tische beschäftigt war, in das Zimmer und sagte zu ihm: „Thun Sie, was Se. Hoheit aufträgt.“ Der Prinz trat an das Fenster und sprach leise mit dem Diener.

„Verlassen sich Ew. Hoheit ganz auf mich,“ sagte Gabriel und ging zu seinen Tassen zurück.

Der Prinz trat zu Frau Ilse, welche unbeweglich da saß und auf das Buch starrte. „Ich habe die Köpfe angesehen,“ sagte er ruhiger als er noch den Abend gewesen war, „und ich habe gefunden, was ich suchte. Ich danke Ihnen.“

Ilse erhob sich und kehrte mit ihm zur Gesellschaft zurück.

Die Gäste hatten sich entfernt und Ilse saß allein in ihrem Zimmer. Was hatte sie gethan! Vertraute eines Mannes bei blutigem Beginnen, geheime Beratherin bei gesetzloser That! Sie, ein Weib, war Verbündete eines Fremden, sie, die Gattin des Mannes, der jetzt ein Wächter des Gesetzes sein sollte, war Helferin bei einem Verbrechen geworden. Welcher finstere Geist hatte ihr die Sinne bethört, als sie vertraulich der Rede des Andern antwortete und flüsternd mit ihm verhandelte, was sie dem eigenen Mann nicht zu gestehen wagte?

Nein, der sie verlockt hatte, ein Fremder war er nicht. Seit ihrer Kindheit hatte sie mit innigem Antheil von ihm gehört, er war der künftige Gebieter ihrer Heimath, einst Herr über Leben und Tod auf dem Felsen, von dem sie hinabgestiegen war in die Fremde. Seit er zuerst vor sie trat, so rührend in seiner freudelosen Jugend, in der weichen Hülflosigkeit seines Standes, hatte sie zärtlich um ihn gesorgt, und was er ihr erwiesen hatte seit demselben Tage, war ein liebenswerthes, lauteres Gemüth. Jetzt faßte sie bebende Angst auch um ihn. Sie hatte ihn in sein Schicksal getrieben, sie

trug die Schuld eines Beginnens, das ſeinem Stande für ungeheuer galt. Wenn ihm zum Unheil wurde, was ſie gerathen, wenn der Gegner den armen ſchwachen Jüngling bis zum Tode traf, wie wollte ſie das ertragen in ihrem Gewiſſen?

Sie ſprang auf und wieder rang ſie die Hände. Der Gatte rief ihren Namen, ſie fuhr zuſammen, denn ſie fühlte ſich in einer Schuld gegen ihn. Und wieder frug ſie bange: „Welcher böſe Geiſt hat mich verwirrt? Bin ich nicht mehr, die ich war? Wehe mir, ich habe mich nicht gehalten, wie einer Chriſtin geziemt, nicht als eine beſcheidene Frau, die den Schrein ihrer Seele öffnen ſoll nur vor Einem. Dennoch aber," rief ſie ihr Haupt erhebend, „wenn er wieder vor mir ſtände und noch einmal früge, ob er als Mann handeln ſoll, oder als ein Schwächling, ich würde ihm wieder daſſelbe ſagen und immer wieder. Der Herr ſchütze mich!"

Als Krüger in das Schlafzimmer trat, den Prinzen auszukleiden, gab ihm dieſer in kurzem Ton Aufträge, welche den Lakaien höchlich befremdeten. Da er aber dadurch ſeine vertraute Stellung befeſtigt ſah, verſprach er Gehorſam und Schweigen. Er löſchte die Lampen und ging auf ſeinen Poſten. Nach einer Stunde führte er den Studenten, welcher von Gabriel abgeliefert wurde, durch eine Seitenthür in das Schlafzimmer des Prinzen. Dort fand eine leiſe Unterredung ſtatt, deren Folge war, daß der Student in großer Aufregung aus dem Hauſe eilte und dem harrenden Gabriel den Auftrag gab, zu früher Morgenſtunde eine Droſchke an die nächſte Straßenecke zu beſtellen.

In dem Saale eines abgelegenen Kaffeehauſes vor der Stadt war beim erſten Morgenlicht eine ernſte Geſellſchaft verſammelt, die Blüthe der Corps und Verbindungen, erprobte Geſellen von verwegenem Ausſehen, für jedes Studentenherz ein gewaltiger Anblick; heut ſollten nach einander mehre von den vielen Blutverträgen jenes Abends ausgeführt werden.

Das erſte Geſchäft ſollte der Studentenehre des Erbprinzen gelten. Die Kämpfer waren ausgezogen und in ihre Fechtertracht gekleidet; Jeder ſtand mit ſeinem Secundanten und Zeugen in einer Ecke des Saales, der Doctor — es war der alte Teutone von der Geige — hatte in einem Winkel ſeinen Apparat ausgebreitet und ſah mit grimmigem Behagen auf die bevorſtehende Arbeit, welche ihm neue lehrreiche Kuren verſprach. Aber die Arminen waren aufſäſſig, noch einmal traten ihre Secundanten vor den Unparteiiſchen und erhoben Beſchwerde, daß der Prinz nicht gegenwärtig ſei, um wenigſtens durch ſeine Anweſenheit den Vertreter zu beſtätigen. Sie forderten deßhalb, daß die bevorſtehende Affaire nicht für ihn gerechnet werde, ſondern als perſönlicher Kampf der beiden Studenten, welche mit einander in mehrfache zarte Beziehungen getreten waren. Da die Markomannen kein gutes Gewiſſen hatten, denn ſie hatten bei den Verhandlungen dieſen Punkt zweideutig zu umgehen gewußt, machten ſie jetzt den Vorſchlag, daß der Prinz nachträglich mit dem Arminen oder deſſen Secundanten am dritten Ort zuſammenkommen ſolle, damit zwiſchen beiden die gebräuchliche Verſöhnung ſtattfinde.

Noch wurde darum gehandelt, mit Erbitterung, aber in kurzen Worten, wie der Zwang dieſer Stunde gebot, da pochte der Fuchs, welcher die Wache an der Treppe hatte, — es war ein junger Armine — zweimal an die Thür. Alle ſtanden unbeweglich. Nur die Secundanten rafften die Schläger zuſammen und warfen ſie in eine finſtere Kammer, und unſer Student, der als Zeuge ſeinem Stammgenoſſen noch ſeidene Stränge über die Pulsadern der Hand legte, ſprang ſchnell an die Thür und öffnete. Eine kleine Geſtalt im Mantel und runden Hut trat herein, es war der Erbprinz. Er nahm den Hut ab, ſein Geſicht ſah etwas bleicher aus als gewöhnlich, aber er begann mit ruhiger Haltung: „Ich bin heimlich hergekommen; ich bitte die Anweſenden mir zu erlauben, daß ich mir ſelbſt Genugthuung hole, und ich bitte Sie Nachſicht mit

mir zu haben, wenn ich mich in dem Brauch ungeübt zeige, denn es ist das erste Mal, daß ich mich versuche."

Es entstand eine Stille, so tief, daß man das leise Schwirren des Rappiers hörte, welches in eine Ecke geschleudert war, alle Anwesenden empfanden, daß dies ein wackeres Thun war. Nur Beppo, der Markomanne, stand bestürzt und begann: „Schon deine Gegenwart genügt, die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen, ich bestehe darauf, daß nicht umgeworfen wird, was beschlossen ist," und leiser fügte er hinzu: „Ich beschwöre Ew. Hoheit, nicht das Unnöthige zu thun, es ladet uns allen eine Verantwortung auf, die wir nicht übernehmen dürfen."

Der Prinz erwiederte fest: „Du hast dein Versprechen erfüllt, ich werde dir für den Willen ebenso dankbar sein, als für die That. Aber ich bin entschlossen." Und er zog seinen Rock aus und sagte: „Legt mir die Binden an."

Der Secundant des Arminen wandte sich zum Unparteiischen. „Ich bitte, den Gegner zur Eile zu mahnen, wir sind nicht hier, um Artigkeiten zu wechseln; will sich der Prinz selbst Genugthuung holen, wir sind bereit." Die Markomannen rüsteten den Prinzen, und man darf den tapfern Gesellen das Zeugniß nicht versagen, sie thaten es mit so inniger Ehrerbietung und ängstlicher Sorgfalt, als ob sie in der That Krieger des Volksstammes wären, dessen Namen sie trugen, und ihr junges Königskind zum tödtlichen Einzelkampfe stellen sollten.

Der Prinz trat auf den Kreidestrich, seinem Secundanten, einem harten Balafré, zitterte die Waffe in der Hand, als er sich neben ihm auslegte. „Gebunden — Los!" Die Klingen sausten in der Luft. Der Prinz hielt sich nicht schlecht, eine lange Gewöhnung, sich vorsichtig zu beherrschen, kam ihm zu gut, er vermied, gefährliche Blößen zu geben, und sein Secundant zog sich eine herbe Warnung des Unparteiischen zu, weil er ohne Rücksicht auf seine eigenen Glieder im Bereich des

feindlichen Stahles lag. Der Armine war an Kraft und Kunst weit überlegen, aber er gestand später seinen nächsten Freunden, es sei ihm doch störend gewesen, das Fürstenkind leibhaftig im Bereich seines Schlägers zu sehen. Nach dem vierten Gange strömte das Blut von Ulfs breiter Backe auf das Hemd. Sein Secundant forderte Fortsetzung des Kampfes, der Unparteiische erklärte den Streit für beendet. Der Prinz stand still auf seinem Platze, jetzt entfiel der Schläger seiner Hand, und ein leises Zittern bewegte die Finger, aber sein Mund lächelte, und es war ein guter Ausdruck in den frohen Zügen. Ein Knabe hatte durch die ernste Viertelstunde das Selbstgefühl eines Mannes gewonnen. Bevor der Prinz sich zu seinem Gegner wandte, fiel er dem Markomannen um den Hals und sagte: „Jetzt kann ich dir von Herzen danken.“ Der Unparteiische führte ihn zum Gegner, der unwillig vor dem Doctor stand, und doch auch ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das ihm weh genug that, und beide reichten einander die Hände. Nun traten auch die Arminen grüßend zu dem Prinzen, während der Unparteiische in den Saal rief: „Zweiter Fall.“

Aber der Prinz, der seinen Mantel wieder umgethan hatte, ging zu dem Leiter des Zweikampfes und begann: „Ich kann nicht fortgehen ohne eine große Bitte auszusprechen. Ich bin unglücklicher Weise die Veranlassung des peinlichen Vorfalles gewesen, welcher jetzt die Studentenschaft entzweit, ich weiß wohl, daß ich gar kein Recht habe, hier einen Wunsch zu äußern, aber es wäre mir eine freudige Erinnerung für immer, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Versöhnung und Friede beschlossen würde.“

Von seinen Markomannen hätte er in diesem Augenblick das Schwerste fordern dürfen, aber auch die Andern standen unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen Erlebnisses. Ein beifälliges Murmeln ging durch den Saal, sogar der Unparteiische rief mit lauter Stimme: „Der Prinz hat ein gutes

Wort gesprochen." Die düstern Blicke Einzelner wurden nicht beachtet, die Secundanten und Senioren beriethen in der Mitte des Saales, das Resultat war, daß die schwebenden Forderungen zunächst zwischen den Anwesenden ausgeglichen und eine allgemeine Versöhnung eingeleitet wurde.

Der Prinz verließ, von den Markomannen umdrängt, das Haus und sprang in den Wagen, Krüger öffnete ihm die Thür des Schlafzimmers. Der Kammerherr war über die lange Ruhe seines jungen Herrn grade an diesem Morgen sehr verwundert; als er nach der Meldung des Kammerlakaien zum Frühstück eintrat, fand er seinen Prinzen behaglich am Tisch sitzen. Nachdem Krüger hinausgegangen war, begann der Prinz: „Das Duell ist abgemacht, Weidegg, ich habe mich selbst geschlagen." Der Kammerherr stand erschrocken auf. „Ich sage Ihnen das, weil es Ihnen doch kein Geheimniß bleiben würde. Ich hoffe, der Streit unter den Studenten wird damit abgemacht sein. Sprechen Sie mir nichts dagegen und regen Sie sich selbst nicht auf, ich habe gethan, was ich für recht hielt, oder doch für das kleinste Unrecht, und ich bin froher als ich seit langer Zeit war."

Die Häupter der Markomannen hatten von den übrigen Anwesenden das Wort erbeten, daß die einzelnen Vorgänge dieses Morgens nicht verbreitet werden sollten, und man muß annehmen, daß Jedermann sein Wort gehalten habe. Dennoch flog durch Universität und Stadt blitzschnell die Kunde, daß der Prinz selbst durch wackeres Verhalten die Händel ausgeglichen habe. Und der Kammerherr erkannte aus frohen Andeutungen der Markomannen und aus den freundlichen Grüßen, welche sein junger Herr auf der Straße erhielt, noch mehr aber aus der veränderten Haltung des Prinzen selbst, daß das heimliche Duell doch eine gute Seite gehabt hatte, und das versöhnte ihn ein wenig mit dem ärgerlichen Ereigniß.

Als der Prinz einige Zeit darauf das Haus des Rectors betrat, wurde er in das Arbeitszimmer geführt und Werner

begrüßte ihn lächelnd. „Ich war genöthigt, meiner Regierung über die letzten Vorfälle zu berichten und, gemäß der übereinstimmenden Aussage der vorgeladenen Studenten, beizufügen, daß Ew. Hoheit Dazwischentreten wesentlich dazu beigetragen hat, den Frieden wieder herzustellen. Mir ist der Auftrag geworden, Ihnen dafür warme Anerkennung der academischen Behörde auszusprechen. Persönlich erlaube ich mir dem Wunsch Worte zu geben, daß Alles, was Ew. Hoheit in diesen Tagen erlebt, Ihnen immer eine angenehme und fruchtbare Erinnerung sein möge."

Als der Prinz sich vor Frau Ilse verneigte, sagte er leise: „Es ist Alles gut gegangen, ich danke." Ilse sah stolz auf ihren jungen Herrn, und doch war die bange Unsicherheit der letzten Tage nicht ganz von ihr genommen, und sie war dem Prinzen gegenüber stiller als gewöhnlich.

5.

Alles gestört.

Der Frühling flog lustig durch das Land. Die Blüthensträucher und die Beete der Gärten prangten stolz in den Farben ihrer Verbindung, in diesem Jahre sangen wirklich Staare in den Kästen des Herrn Hahn, und auf der Waldwiese vor dem Garten des Herrn Hummel freuten sich Hahnenfuß und wilder Lauch der feuchten Wärme. Den academischen Bürgern wurde es eine behagliche Zeit, die Händel des Winters waren abgethan, die Pedelle zogen um zehn Uhr das Nachtcamisol an, und die Vorlesungen der Herren Professoren liefen gemüthlich nebeneinander hin wie Mühlräder bei hohem Stande des Wassers.

Auch der Rector genoß die Ruhe, und sie war ihm zu gönnen, denn Ilse sah besorgt, daß seine Wange hagrer war

als ſonſt, und daß am Abend zuweilen eine Ermüdung über ihn kam, die er früher nicht gekannt. „Er ſolle auf einige Monate ſein Arbeitszimmer verlaſſen," rieth der Arzt, „das würde ihm wieder für Jahre die Spannung geben, jedem Gelehrten thue zwei, drei Mal im Leben ſolche Erfriſchung noth, eine Reiſe wäre die beſte Cur."

Felix lachte dazu, aber die Hausfrau bewahrte den Rath in treuem Gemüth und ſuchte unterdeß den Gatten ſo oft als möglich von ſeinen Büchern in das Freie zu entführen. Auch heut zog ſie ihn am Arm durch Wald und grüne Wieſen. Sie wies ihm Schmetterlinge, die über den Feldblumen flatterten, und Vögelſchwärme, welche in der warmen Luft dahinzogen. „Jetzt iſt die Zeit deiner Unruhe, von der du mir einſt erzählt haſt, fühlſt du nichts davon?"

„Ja," ſagte der Profeſſor, „und wenn du mit mir ziehen willſt, ſo machen wir wenigſtens in Gedanken eine gemeinſame Reiſe in die Ferne."

„Du willſt mich mitnehmen?" rief Ilſe erfreut. „Ich bin wie ein Murmelthier, ich kenne nur die Höhle, aus welcher mein Herr mich geholt, und den Deckel des Kaſtens, in dem er mich füttert. Darf ich wünſchen, ſo fordere ich mir Eisberge, welche hoch über die Wolken ragen, und Abgründe, die ſteil in's Unermeßliche fallen. Aber aus den Bergen ſteige ich hinab zu Oelbaum und Orange, ſeit Jahren habe ich von den Menſchen gehört, welche dort gelebt haben, euch Allen lacht das Herz, ſo oft ihr von dem blauen Meer und der Herrlichkeit alter Städte redet. Das möchte ich ſehen, deine Worte dazu hören und die Freude fühlen, die du beim Wiederſehn von Allem haſt, was dir dort lieb geworden iſt."

„Gut," verſetzte der Profeſſor, „alſo die Alpen, dann bis Neapel. Ich habe nur zuerſt einige Wochen in Florenz für den Tacitus zu arbeiten."

Hui, dachte Ilſe, da iſt der Codex wieder!

Sie ſaßen unter der großen Eiche nieder, einem Rieſen

des Mittelalters, der das neue Baumgeschlecht im Stadtwald überragte, wie die Kuppel Sanct Peters die Dächer und Thürme der heiligen Stadt. Und unter dem hohen Laubgewölbe, zu dem Ilse gern die Schritte lenkte, machten sie lustige Reisepläne zu Pinien und Cactushecken.

Als sie aus dem Gehölz in die nahe Lichtung traten, sahen sie unter den Wiesenblumen die Livree eines Lakaien, sie erkannten den Prinzen mit seinem Begleiter, neben ihnen einen Wirth aus dem nächsten Dorfe. Die Herren traten grüßend heran. „Hier wird ein Anschlag gegen einige Stunden Ihrer Muße gemacht," rief der Kammerherr dem Professor zu, und der Prinz begann: „Ich habe den Wunsch, einige Herren und Damen von der Universität in's Freie zu bitten, da ich hier doch nicht die Freude haben kann, sie in eigenem Hause zu sehen. Es soll keine große Gesellschaft sein, und so ländlich als möglich. Wir haben an diesen Platz gedacht, weil die gnädige Frau ihn öfter gerühmt hat. Und ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir noch mit gutem Rath aushelfen wollen, wie die Sache am besten einzurichten ist."

„Wenn Ew. Hoheit den Frauen eine Freude machen will, so laden Sie auch die Kinder ein. Ist es zugleich ein Kinderfest, so sind Hoheit sicher, daß es Allen eine gute Erinnerung hinterläßt."

Das wurde angenommen. Es erschienen zierliche Einladungen, durch welche Rector und Decane und die Herren Professoren, mit denen der Prinz persönlich bekannt war, nebst ihren Familien für ein Fest im Freien geworben wurden. Der Gedanke fand bei Großen und Kleinen Beifall, und unter den Bekannten der Frau Professorin regte sich frohe Erwartung.

Auch Laura hatte eine Einladung erhalten, und ihre Freude war groß. Als sich aber am Abend ergab, daß der Doctor nicht eingeladen war, wurde sie unwillig.

„Mir fällt nicht ein, seinen Anwalt zu machen," sagte

ſie zu Ilſe, „doch er iſt genau in meiner Lage: wenn man mich um deinetwillen eingeladen hat, ſo mußte man deines Mannes wegen auch ihn auffordern. Daß man dies verſäumt hat, iſt eine Taktloſigkeit oder etwas Schlimmeres. Und da er nicht gebeten iſt, bin ich entſchloſſen, auch nicht zu gehen. Denn Fritz Hahn mag ſonſt ſein wie er will, eine Nichtachtung hat er von dieſen vornehmen Leuten nicht verdient.“

Vergebens ſuchte ihr Ilſe auseinander zu ſetzen, daß der Doctor dem Prinzen, von dem doch die Einladung ausgehe, keinen Beſuch gemacht. Laura blieb eigenſinnig und verſetzte: „Du biſt ein beredter Vertheidiger deines Prinzen und in den Gebräuchen vornehmer Leute beſſer bewandert, als ich dir zugetraut hätte. Ich aber werde zum Feſte ſchulkrank, darauf verlaß dich. Wenn nicht anging, den drüben zu laden, ſo geht es bei mir auch nicht an. Sage aber dem Doctor nichts davon, damit Fritzchen ſich nicht etwa einbildet, ich thäte es ihm zu Liebe, es iſt nicht Freundſchaft für ihn, ſondern Bosheit gegen die Hofherren.“

An einem Sonntag fuhr zuerſt ein großer Fourgon mit Krüger und einem Koch in die Nähe der großen Eiche, Equipagen des Prinzen holten die Herren und Damen, ein Omnibus mit Guirlanden und Kränzen verziert lud die Kinder der Familien zuſammen. Auf der Wieſe war ein Zelt errichtet, ſeitwärts durch Gebüſch verdeckt eine Bretterhütte mit improviſirtem Kochheerd; eine Muſikbande ſaß verſteckt im Walde und empfing die ankommenden Familien. Der Prinz und ſein Kammerherr begrüßten an der Waldecke und geleiteten zum Mittelpunkt des grünen Feſtraums, wo ein ungeheures Werkſtück höchſter Bäckerkunſt den Leuchtthurm bildete, in deſſen Nähe man ſich vor Anker legte. Bald verrieth Geklirr der Taſſen, daß man ſich der unvermeidlichen Vorbereitung zu gemüthvoller deutſcher Fröhlichkeit hingab. Im Anfang waren die Geladenen feierlich, das Ungewöhnliche des arrangirten Feſtes verurſachte Erwägung. Als aber Raſchke

ſeine Rockſchöße faßte und ſich im Graſe lagerte, als die andern Herren ihm folgten und dargebotene Cigarren anzündeten, bekam die Wieſe ein theokritiſches Ausſehen. Da ſaß der Rector auf dem Raſen, die Beine wie ein Türke zuſammen geſchlagen, daneben der Conſiſtorialrath auf einem Stuhle und etwas entfernt auf einem abgeſchlagenen Baumſtamm der immer noch feindliche Struvelius, mit ſeinem ſtarrenden Haar und der ſchweigſamen Weiſe, dem kummervollen Geiſt der alten Weide ähnlich. Abſeits von ihnen aber thronte auf einem alten Ameiſenhaufen, über den er ſein Taſchentuch gebreitet hatte, Magiſter Knips, er hielt ſeinen runden Hut ehrerbietig unter dem Arm und ſtand auf, ſo oft der Prinz in ſeine Nähe trat. Unterdeß war der Prinz bemüht, die Damen zu unterhalten, ſeit den letzten Vorfällen des Winters war er ohnedies Liebling der Frauen, heut eroberte er vollends durch verlegene Anmuth die Herzen der Mütter und Töchter. Er ſprach verbindlich mit jeder Einzelnen, winkte den Lakaien, wo es fehlte, war um Alles beſorgt und lachte über ſich ſelbſt, wenn er nicht Beſcheid wußte. Ilſe und er arbeiteten im ſtillen Einverſtändniß einander in die Hände, der Frauenwelt Liebenswürdiges zu erweiſen, Ilſe, gehoben von dem Gedanken, daß ihr Prinz den Leuten ſo gut gefalle, und der Prinz im Herzen ſelig über die kleine gemeinſame Arbeit, die er mit der Frau Rectorin beſorgte.

Noch nie hatte er ſich ihr ſo vertraulich nahe gefühlt, als heut. Er ſah nur ſie, er dachte nur an ſie. Im Geſchwirr der Redenden, unter den Klängen der Muſik lauſchte er auf jedes Wort aus ihrem Munde. So oft er zu ihr trat, empfand er das warme Leben der ſchönen Frau wie einen wonnigen Zauber. Sie faßte nach einem Baumblatt, ihr Spitzenärmel ſtreifte ſein Geſicht, und von der Berührung des feinen Gewebes röthete ſich ihm die Wange. Ihre Hand ruhte einen Augenblick auf der ſeinen, als ſie ihm einen bunten Käfer darbot, und er fühlte den flüchtigen Druck wie einen Schlag im Herzen. „Der Käfer weiß Ew. Hoheit Zukunft. Sie

dürfen ihn fragen: Liebes Marienvögelein, wie lange werd' ich luſtig ſein? ein Jahr, zwei Jahr und ſo fort, bis er entfliegt." Der Prinz begann den Spruch, aber er war noch nicht bis zum erſten Jahr gekommen, als der Käfer davonflog. „Das gilt nicht Ihnen," tröſtete Ilſe lachend, „der Kleine war noch böſe auf mich." „Lieber will ich das Unglück tragen," verſetzte leiſe der Prinz, „als daß es Ihnen naht." Da nun Ilſe, betroffen durch den innigen Klang ſeiner Worte, ſich zu den Frauen wendete, hob er verſtohlen das Tuch auf, welches ihr von der Schulter geglitten war, und drückte es hinter dem Baum an ſeine Lippen.

Lauter wurde die junge Welt, als aus der Hütte hinter dem Buſch zwei Männer heraustraten mit rothem Rock und Trommel und die Jugend zu einem Vogelſchießen einluden. Der Kammerherr nahm die Aufſicht über die Knaben, Ilſe über die Mädchen, Jäger und Lakai halfen bei den Armbrüſten, die Bolzen knallten ohne Aufhören gegen den Leib der aufgerichteten Vögel, denn das Treffen war bequem gemacht, und wer nicht grade ſchoß, konnte Preiſe bewundern, welche auf zwei Tiſchen ausgeſtellt waren. Es ging Alles ſchnell, wie bei einem Hoffeſt ſchicklich iſt, die Lakaien durchwanderten unaufhörlich die Geſellſchaft mit jeder denkbaren Erfriſchung, die Splitter der Vögel fielen wie Hagel, und der Prinz vertheilte die Preiſe an die Kinder, die ihn umdrängten. Bertha Raſchke wurde Schützenkönigin, ein kleiner Conſiſtorialrath ihr Mitregent. Jauchzend zogen die Kinder mit ihren Geſchenken hinter den Trommlern her bis zu einer langen Tafel, wo ihnen eine Mahlzeit bereitet war. Sie mußten nieder ſitzen, in der Mitte König und Königin. Jäger und Lakaien trugen die Gänge eines langen Soupers auf. Der Kammerherr hätte nichts Beſſeres erfinden können die Eltern zu verbinden, auch die Väter traten hinter die Stühle und freuten ſich innig, wie die Kleinen aus den Kryſtallgläſern unſchädlichen Wein tranken und ſelig aus roſigen Geſichtern die gemalten Teller und

ſilbernen Aufſätze der Tafel anſtaunten. Bald wurden ſie luſtig, zuletzt erhob ſich ſogar der kleine Conſiſtorialrath und brachte die Geſundheit des Prinzen aus, alle Kinder ſchrieen Hoch, die Trommler trommelten, die Muſik fiel ein und die Eltern umſtanden dankend den Feſtgeber. Ilſe aber brachte eine Schärpe getragen, welche die Frauen von Feldblumen geflochten hatten, und bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm die Schärpe anzulegen. Er ſtand unter den frohen Menſchen ſelbſt gehoben durch die harmloſe Freude, welche die Andern erfüllte, und durch die achtungsvolle Neigung, welche ihn aus allen Augen anſah. Mit ſtummem Dank blickte er zu Ilſe herüber und ohne Veranlaſſung wurden ihm die Augen feucht. Und wieder ſchrieen die Kinder ihr Hoch und die Trommler wirbelten.

Da ſprengte ein Reiter in fremder Livree aus dem Walde heran, der Kammerherr trat beſtürzt zu dem Prinzen und überreichte ihm einen Brief mit ſchwarzem Siegel. Der Prinz eilte in das Zelt, der Kammerherr folgte ihm.

Der junge Herr hatte bei Feldblumen kein Glück. Die Feſtfreude war dahin, die Geſellſchaft ſtand theilnehmend und unſicher in Gruppen um das Zelt. Endlich trat der Kammerherr heraus; während er ſich an den Rector wandte und die Anweſenden ihn umdrängten, ſah Ilſe den Prinzen an ihrer Seite, tiefe Trauer im Angeſicht. „Ich bitte Sie mich bei den Damen zu entſchuldigen, wenn ich mich ſogleich entferne. Der Gemahl meiner Schweſter iſt nach kurzer Krankheit geſtorben, und meine arme Schweſter iſt ſehr unglücklich geworden.“ Der Schmerz zuckte in ſeinem Geſicht, als er fortfuhr: „Ich ſelbſt habe meinen Schwager wenig gekannt, aber er war gegen meine Schweſter ſehr gut, und ſie fühlte ſich bei ihm glücklicher als je in ihrem Leben. Sie ſchreibt mir in Verzweiflung, und das Unglück iſt für ſie ganz unſäglich. Wie die Verhältniſſe ſind, wird ſie an ihrem jetzigen Wohnort nicht bleiben dürfen, ich ſehe voraus, daß ſie wieder zu uns zurück-

kehren muß. Das iſt unſer bitteres Schickſal, nirgend ruhig zu bleiben, immer wieder gewaltſam herausgeriſſen zu werden. Und ich weiß, mich wird ein ähnliches Unglück treffen. Ich fühle mich jetzt hier wohl, Ihnen darf ich das geſtehen, auch mir macht dieſer Todesfall Vieles unſicher, ich ahne, er wird auch mich von hier fortziehen. Ich reiſe morgen auf einige Tage zu meiner Schweſter, denken Sie mit Theilnahme meiner." Er verneigte ſich und trat in das Zelt zurück, in den nächſten Minuten rollte ſein Wagen der Stadt zu.

Ilſe eilte zu ihrem Gatten, den vom Kammerherrn die Bitte ausgeſprochen war, bei der Geſellſchaft ſeine Stelle zu vertreten. Man beſchloß ſogleich aufzubrechen. Die Kinder wurden in den Wagen geſetzt, die Erwachſenen kehrten in ernſtem Geſpräch zur Stadt zurück.

Unterdeß ſaß die ſchulkranke Laura in ihrem Stübchen und ſtöberte unter den alten Liederdrucken. Nach jener Begegnung im Dorfgarten war ſie mit Schrecken zu der Erkenntniß gekommen, daß die Tage ängſtlicher Sorge um den Doctor ihren Schatz ſehr vermindert hatten, wohl ein Dutzend — und nicht der ſchlechteſten — war leidenſchaftlich hinübergeſchleudert, die Schnüre, an welchen ſie das Sammlerherz drüben feſthielt, drohten dünn zu werden. Deßhalb war das Trinklied für längere Zeit die letzte Spende geblieben. Heut aber, wo Fritz eine Behandlung erfahren hatte, welche ihr mehr Kummer machte als ihm ſelbſt, mußte ſie auf einen kleinen Troſt für ihn denken.

Ein ſchwerer Tritt auf der Treppe ſtörte die Wahl. Laura hatte kaum Zeit ihren Schatz in die geheime Schublade zu werfen, als ſchon die ſchwere Hand des Herrn Hummel auf die Klinke drückte. Das war ein ſeltener Beſuch und Laura empfing ihn mit der Ahnung, daß er auch heut nicht ohne ernſte Veranlaſſung erfolge. Herr Hummel trat dicht vor ſeine Tochter und betrachtete ſie ſorgfältig, als wäre ſie eine neue pariſer Erfindung. „Du haſt alſo Kopfſchmerz und konnteſt

die Einladung nicht annehmen? Das bin ich an meiner Tochter nicht gewöhnt. Bei deiner Mutter kann ich nicht verhindern, daß ihr Gefühl zuweilen in das Gehirn ſteigt, von deinem Kopf fordere ich, daß er unter allen Umſtänden frei bleibe. Weßhalb biſt du alſo der Einladung nicht gefolgt?"

„Es wäre mir ein unerträglicher Zwang geweſen," ſagte Laura.

„Ich verſtehe," verſetzte Herr Hummel. „Ich bin nicht ſehr für Fürſten, ich bin auch nicht gegen ſie. Ich kann nicht finden, daß ſie einen größeren Kopf haben als andere Leute, und ich bin deßhalb veranlaßt, ſie als einfache Kunden der bürgerlichen Geſellſchaft zu betrachten, welche nicht immer Numero eins weder ſind noch tragen. Jedoch, wenn dich ein Prinz mit andern anſtändigen Perſonen zu einem ehrbaren Sommervergnügen einladet, und du dich weigerſt, ſo frage ich als Vater nach dem Grund, und zwiſchen dir und mir ſoll jetzt von Kopfſchmerz keine Rede ſein."

Laura erkannte an dem unwirſchen Blick des Vaters, daß er noch Anderes im Schilde führe. „Wenn du die Wahrheit wiſſen willſt, ich mache dir kein Geheimniß daraus. Ich bin nicht meiner ſelbſt wegen eingeladen, denn was liegt den Leuten an mir, ſondern als Tiſchinventarium unſerer Hausgenoſſen."

„Das wußteſt du doch auch, als die Einladung ankam, und damals fuhrſt du vor Freude in die Höhe."

„Mir iſt der Gedanke erſt nachher gekommen."

„Als du erfuhrſt, daß der Doctor von drüben nicht geladen war," ſagte Hummel. „Deine Mutter iſt eine ſehr brave Frau, vor der ich alle Hochachtung habe, aber ihr begegnet zuweilen, daß man ihr ein Geheimniß abſchrauben kann. Wenn du alſo etwas ſpintiſirſt, was weder die Welt noch dein Vater erfahren ſoll, ſo wird es klug ſein, das Niemandem anzuvertrauen, weder in unſerm Hauſe noch in einem andern."

„Gut alſo," rief Laura entſchloſſen, „wenn du es gemerkt haſt, ſo höre es noch einmal von mir. Ich bin ein Bürger-

kind wie Fritz Hahn drüben, er ist öfter als ich mit den Herren vom Hofe zusammengetroffen; daß man auf ihn keine Rücksicht nahm, hat mir klar gemacht, daß man meinesgleichen als eine überflüssige Zugabe betrachtet."

„Also der drüben ist deinesgleichen?" frug Herr Hummel, „das grade war es, was ich dir ausreden wollte. Ich möchte nicht, daß du deine Gefühle nach den Wettergläsern von dort drüben einrichtest. Ich möchte nicht, daß Hahn junior auf den Gedanken käme, einmal einen Schwibbogen über die Gasse zu bauen, und in Schlafschuhen von einem Haus in das andere zu wandeln. Der Gedanke gefällt mir nicht. Ich will dir nur einen Grund anführen, der mit meinem alten Zorn gar nichts zu thun hat. Er ist seines Vaters Sohn, und er hat keine rechte Courage für das Leben. Wer aushalten kann, Jahr für Jahr in dem Strohnest zu sitzen und Bücher aufzuklappen, der wäre, wenn ich mich als Mädchen betrachte, nicht mein Mann. Es ist möglich, daß er sehr gelehrt ist und grade die Dinge weiß, um die sich andere Menschen wenig kümmern, ich habe aber noch nicht gehört, daß er sich dadurch etwas Ordentliches verdient hat. Deßhalb, wenn geschehen könnte, was nicht geschehen wird, solange das Grundstück drüben ein Hühnerhof ist, wenn ich Heinrich Hummel zugeben wollte, daß mein einziges Kind vor der weißen Muse Strümpfe strickte, so wäre dies für mein Kind selbst ein Unglück. Denn du bist meine Tochter. Du bist innerlich eben so sehr ein Dickkopf wie ich von außen, und wenn du unter solche schwachherzige Leute geräthst, wirst du sie jämmerlich unterbuttern, und du selbst wirst darüber unglücklich werden. Deßhalb also bin ich der Meinung, daß dein Kopfschmerz eine Narrheit war, und ich wünsche nie wieder von Leiden dieser Art zu hören. Guten Tag, Fräulein Hummel." Er schritt zur Thür hinaus und brummte auf der Treppe: „Blühe, liebes Veilchen, das ich selbst erzog."

Laura saß am Schreibtisch und stützte das schwere Haupt

mit beiden Händen. Das war ein fürchterlicher Auftritt, die Reden des gewaltigen Vaters riſſen ihr die Seele wund. Aber in ſeiner höhnenden Betrachtung des Nachbarſohnes war doch eine Wahrheit, die ihr ſelbſt ſchon wie eine feindliche Spinne über die bunten Blätter ihrer Theilnahme gekrochen war. Er mußte hinaus in die Welt. Unten die Freunde dachten daran in die Ferne zu ziehen, ach, ſie ſelbſt war ein armer Vogel, der vergebens aufflatterte, weil die Feſſel am Fuß zurückhielt. Er aber konnte ſich löſen. Sie verlor ihn aus der Nähe, ſie verlor ihn vielleicht für immer, aber das durfte ſie nicht hindern, ihm die Wahrheit zu ſagen. Haſtig fuhr ſie unter die alten Druckblätter, mit Mühe fand ſie ein Reiſelied, welches allerdings nicht recht auf den Doctor paßte, inſofern es die Gefühle eines recht lüderlichen Landſtreichers ausſprach. Das Lied war ſchlimm, aber es gab nichts Beſſeres, unſre Vorfahren fanden, ſofern ſie ſich nicht grade der Wegelagerei befleißigten, geringes Vergnügen auf der Landſtraße. Der Brief mußte das Beſte thun. Sie ſchrieb alſo: „Die Sommervögel fliegen, auch die ſehnſüchtigen Träume der Menſchen ſuchen die Ferne. Zürnen Sie nicht, wenn der Abſender Sie bittet, etwas von der Stimmung dieſes loſen Liedes in Ihr eigenes Leben aufzunehmen. Für Sie iſt die Heimath zu enge, Ihr Werth wird hier nicht erkannt, wie Sie verdienen. Sie ſelbſt entbehren in dem ſtillen Hauſe der Eltern die Erfahrungen, welche der Mann gewinnt, wenn er ſich durch eigene Tüchtigkeit ein neues Leben formt. Wohl weiß ich, daß Ihre höchſte Aufgabe immer ſein wird, durch Schriftwerke Ihre Wiſſenſchaft zu fördern. Das vermögen Sie überall zu thun. Aber Sie ſollten doch nicht verſchmähen, auch im perſönlichen Verkehr auf Jüngere lehrend zu wirken und ſich ſelbſt an den Kämpfen Ihrer Zeit thätig zu betheiligen. Auf, Herr Doctor, auch Ihnen ſingt hier der unbekannte Vogel ſein Wanderlied. Mit Schmerz werden die Zurückbleibenden Sie miſſen.“

Zu derſelben Stunde ſaß Gabriel in ſeiner Kammer und

bürstete die letzten Stäubchen von dem Festgewand, das er über den Stuhl gebreitet hatte, zu seinen Füßen leckte sich der rothe Hund die Pfote und ließ zuweilen leises Geknurr hören, das fast wie ein Seufzer klang. Gabriel betrachtete unzufrieden den Hund. „Schöner bist du im letzten Winter nicht geworden und besser auch nicht. Dein tückisches Dasein ist nur auf deine Schüssel und die Beine der Vorübergehenden gerichtet. Ich wüßte nicht, daß einmal ein Hund der Menschheit so verhaßt gewesen wäre, wie du, und kein Hund hat diesen Haß so verdient. Deine einzige Freude ist zu verachten, was wohlanständig ist. Denn was ist dir der liebste Festtag? wenn es geregnet hat und die Pfützen auf dem Wege stehen und ein Sonnenblick die Leute verführt in den Wald zu spazieren. Dann lauerst du auf der Steintreppe, und kommt ein junges Mädchen vor deine Augen in recht hellem Sommerkleide, dann springst du mit einem Satz vor ihr in die Pfütze wie ein Frosch, daß ihr Kleid bis an den Hals bespritzt wird, und ich eine Droschke holen muß, worin die Person nach Hause fährt. Was hat dir gestern der fliegende Cigarrenhändler gethan? Sein Kasten stand auf einer Bank am Garten des Herrn Hummel, und das Geschäft versprach gut zu werden wegen der Mücken im Thale, aber da wurdest du Bösewicht hämisch. Der Cigarrenmann tritt zwei Schritte von seinem Kasten zu einem Bekannten, du springst gegen das Butterbrot, das auf dem Kasten liegt, dabei mit allen vier Beinen auf das Glas; die Glasscheiben brechen, die Splitter mischen sich mit den Cigarren, du trampelst Glas und Stinkadores zu einem Brei und fährst in das Haus zurück. Du hast es durchgesetzt, Scheusal, dein Herr hat den Cigarrenmann angefahren, als dieser gegen dich klagte, und der Mann hat seinen Kram aufgepackt und ist mit einem Fluch von unserm Hause weggezogen. Auf welchen Nachtwegen bist du seitdem dahingefahren? Kein Auge hat dich gesehen.“ Er beugte sich zu dem Hunde nieder. „Also diesmal ist dir's wirklich in's Fleisch gegangen, es ist

mir lieb zu merken, daß du nicht nur Andern ſchaden kannſt, ſondern auch dir ſelbſt.“ Gabriel ſah nach der Pfote und zog einen Glasſplitter heraus. Der Hund blickte ihn winſelnd an.

„Wenn ich nur wüßte,“ fuhr Gabriel kopfſchüttelnd fort, „was der Hund an mir findet. Sind es die Knöchel oder weiß er einen ſchlechten Streich von mir, der ihm Spaß macht? Er haßt alle Welt, knurrt auch gegen ſeinen Hauswirth, nur zu mir kommt er auf Beſuch und benimmt ſich wie ein guter Kamerad. Und noch verrückter iſt er zu meinem Rector. Ich glaube nicht, daß Magnificenz viel von dem Leben Speihahns weiß. So oft dieſer Unhold aber meinen Profeſſor ſieht, guckt er ihn aus ſeinem Haargebüſch ſchlau an und thut ſein Aeußerſtes, er wedelt mit der Quaſte. Und wenn der Herr nach der Univerſität geht, läuft er hinter ihm her wie ein Lamm hinter ſeiner Mutter. Wie kommt er dazu, ſeine ſchwarze Seele grade auf meinen Gelehrten zu richten? Was will er von unſerer Wiſſenſchaft? Sie glauben doch nicht an dich, Junker Speiteufel.“ Er ſah ſich mißtrauiſch um und fuhr ſchnell in ſeinen Rock. Im Sonntagsſtaat trat er vor die Hausthür. Bei Hahns war Niemand zu Hauſe, denn Dorchens Geſicht ſah aus dem Fenſter der Putzſtube. Sie lächelte und nickte, Gabriel faßte ein Herz und ſchritt in den feindlichen Hausflur. Die Zimmerthür öffnete ſich, Dorchen knixte auf der Schwelle und Gabriel begann die Thür in der Hand feierlich: „Wenn ich an dieſem ſchönen Tag das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen auszugehen, ſo würde er mir noch angenehmer.“

Dorchen erwiederte an der Schürze zupfend: „Ich muß als Hausunke hier ſitzen, aber das darf ja Sie nicht hindern.“

„Es fehlt mir dann die Heiterkeit,“ verſetzte Gabriel mit einer Verbeugung, „denn ich muß doch immer an Sie denken, und da ich Sie jetzt ſelbſt vor mir habe, iſt mir das viel lieber als das bloße Denken im Freien. Wenn Sie mich alſo ein wenig hier dulden wollen —“

„Treten Sie doch näher, Herr Gabriel.“

„Nur auf die Thürschwelle,“ sagte Gabriel eintretend und hielt die offene Thür in der Hand. „Ich wollte Ihnen nur bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich die Nummer, von welcher Sie neulich geträumt haben, bei keinem Collecteur finden konnte, ich habe jedoch eine andere genommen, und ich habe sie von einem kleinen Betteljungen ziehen lassen, weil das Glück bringt. Es würde mich erfreuen, wenn Sie diese Nummer mit mir zusammen spielen wollten. Es ist viel, denn es ist ein ganzes Achtel.“

„Aber das wird ja keine gute Vorbedeutung, Gabriel,“ erwiederte Dorchen in artiger Verlegenheit.

„Warum nicht, Fräulein? es war ein richtiger Betteljunge.“

„Nein, ich meine, wenn zwei zusammenspielen, die einander lieb haben.“

„Liebes Dorchen,“ rief Gabriel näher tretend und faßte nach ihrer Hand.

Ein dumpfes Gegurgel unterbrach das Gespräch. Dorchen fuhr erschrocken von ihm fort. „Das war wie ein Geist,“ rief sie.

„Dies ist unmöglich,“ tröstete Gabriel, „erstens bei Tage, zweitens in einem neuen Hause und drittens ist es mit Geistern überhaupt soso. Es war nur auf der Straße.“

„Mir ist ein rechter Trost, daß Sie hier sind,“ rief das furchtsame Dorchen. „Allein sein in einem großen Hause ist immer schreckhaft.“

„Und zu zweien in einem kleinen ist immer lustig,“ rief Gabriel unternehmend, „ach Dorchen, wenn wir daran denken dürften.“

Wieder hörte man leises Gekrächz. „Es ist doch etwas hier,“ rief Dorchen, „ich fürchte mich.“ Sie sprang von ihm weg in die Mitte der Stube. Gabriel ergriff eine Elle und suchte unter den Meubeln. „Also du bist's wieder,“ rief er zornig und fuhr mit der Elle unter das Sopha. In einem Satze und Schrei sprang Speihahn hervor und auf den näch-

ſten Stuhl, vom Stuhle auf den Pfeilertiſch, worauf die Stutzuhr ſtand, er ſchleuderte die Uhr herunter, ſtürzte mit einem unförmlichen Sprunge nach und fuhr durch den Thürritz in's Freie.

Es war die Stutzuhr, es war das Hochzeitsgeſchenk, Herr Hahn zog ſie jeden Abend auf, bevor er zu Bett ging; ſie hatte zwei Alabaſterſäulen mit vergoldeten Krönchen, das Gehäuſe war von amerikaniſchem Holz und ſtellte einen Triumphbogen vor. Jetzt lag das Kleinod in Trümmern, die Säulen gebrochen, das Holz zerborſten, das Zifferblatt zerſplittert, in dem offenen Werke wirbelte ein einziges Rad mit fürchterlicher Schnelligkeit, alles Uebrige war regungslos und todt. Dorchen ſtand entſetzt vor den Scherben und rang die Hände. „Das Scheuſal," ſeufzte Gabriel, bemühte ſich vergebens um das verwüſtete Kunſtwerk, und ſuchte mit nicht beſſerem Erfolg ſein armes Mädchen zu tröſten, welche vor den Schrecken der nächſten Stunde zitterte.

„Mir hat geahnt, daß heut etwas paſſiren würde," rief Herr Hahn nach der Heimkehr, „ich hatte geſtern zum erſten Mal vergeſſen, die Uhr aufzuziehen. Aber jetzt iſt meine Geduld zu Ende und es ſoll ein Krieg mit dem drüben werden auf Leben und Tod." Drohend trat er auf das ſchluchzende Mädchen zu. „Bezeuge die Wahrheit," rief er, „das Gericht wird dein Zeugniß fordern, ſuche deine Rettung nicht in Heuchelei und Lüge. War er es, oder warſt du es?" Dorchen berichtete noch einmal dramatiſch die ganze Miſſethat Speihahns, ſie rückte an dem Sopha, als könnte ſie den Hund leibhaftig hervorholen, ſie gab die geöffnete Thüre weinend zu und erklärte Gabriels Anweſenheit aus einer Anfrage, die er gethan. „Unglückliche," rief der zornige Hausherr, „ich ſehe deine Verlegenheit, du warſt es ſelbſt, dein Gewiſſen peinigt dich. Wie kannſt du beweiſen, daß er unter dem Sopha war? Von deiner Seele fordere ich handgreiflichen Beweis."

„Hier iſt er," rief Dorchen immer noch ſchluchzend,

und wies in tragiſcher Stellung mit der Hand auf den Boden.

Und ein Beweis war unter dem Sopha unverkennbar, obgleich nicht gut handgreiflich, der Hund hatte zurückgelaſſen, was ſeinen Namen ſo ſicher beſtätigte, als hätte er ſein Petſchaft auf den Boden gedrückt.

Jetzt gab auch Frau Hahn zornig den Befehl, welcher einer Hausfrau vor ſolchem Greuel ziemte.

„Unterſteht euch nicht," rief Herr Hahn wieder, „hinweg mit Lappen und Tüchern, dies bleibt."

„Aber Andreas," rief ſeine Frau.

„Dies bleibt, ſage ich, es muß recognoscirt und vidimirt werden. Holt ſogleich Rothe und ſeine Frau, und wen ihr von ſicheren Zeugen auf der Straße findet."

Die Zeugen kamen und umſtanden empört die Stätte des Verbrechens. Herr Hahn aber eilte an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb einen kräftigen Brief an Herrn Hummel, worin er die Unthat berichtete, die Zeugen nannte, und drohend Schadenerſatz forderte. Dieſen Brief trug Rothe mit einem Brett, worauf die Trümmer der Uhr lagen, zu Herrn Hummel hinüber.

Hummel las bedächtig den Brief und warf ihn auf den Tiſch. „Ich laſſe Ihrem Herrn zu dem neuen Sommervergnügen gratuliren," ſagte er kalt. „Tragen Sie dieſen Präſentirteller ſogleich wieder zurück, ich habe auf ſolchen Unſinn keine Antwort. Man mag thun, was man nicht laſſen kann."

Am nächſten Tage erhob wieder eine gerichtliche Klage ihr Meduſenhaupt zwiſchen den beiden Häuſern. Diesmal war auch Frau Hahn tief empört, und als ſie am nächſten Tage Laura auf der Straße begegnete, wandte ſie ihr gutmüthiges Geſicht zur Seite, die Tochter der Feinde nicht zu grüßen.

Laura aber erhielt die Antwort des Doctors auf ihren Brief. Ein hübſches Gedicht rühmte das Glück des Elternhauſes und als beſte Freude des Nachbars Töchterlein, welche

der Dichter im Garten unter ihren Blumen ſah, ſo oft er über den hohen Zaun blickte. Dann las ſie folgende Worte: „Die Mahnung, welche ſo herzlich aus Ihren Zeilen ſpricht, hat auch in mir geklungen. Ich weiß, was meinem Leben fehlt. Meine Wiſſenſchaft macht mir überhaupt unmöglich, in größeren Kreiſen Anerkennung zu finden, welche die Freunde eines Gelehrten ihm zuweilen eifriger fordern, als er ſelbſt; ſie erſchwert mir auch eine academiſche Laufbahn, für welche ich jetzt auf einen zufälligen Ruf aus der Fremde angewieſen bin. Mit dieſen Erwägungen bin ich leicht fertig. Aber die Beſchaffenheit meiner Arbeiten nimmt mir auch alle Hoffnung, daß jemals äußere Erfolge das Hinderniß bewältigen werden, welches ſich gegen die geheimen Wünſche meiner Seele aufgethürmt hat. Ich habe Stunden, wo ſelbſt der große Gedanke ſeine Heilkraft verliert, daß Entbehren und Entſagen eine unerläßliche Bedingung für das Prieſteramt iſt, welches ich zu verwalten habe.“

„Armer Fritz!“ rief Laura, „ärmer noch ich ſelbſt. Sein Prieſteramt! — Weßhalb muß er entbehren, weil er Sanſcrit treibt? Nicht Muth fehlt dieſen Gelehrten, wie der Vater ſchmäht, aber die Leidenſchaft. Sie ſind ſelbſt ſtaublos und blutlos wie die alten Götter, von denen ſie ſchreiben. Das kniſtert einmal in ihrem Leben und giebt einen Funken, und man hofft auf eine mächtige Feuerflamme, aber ſogleich iſt wieder Alles gedämpft und durch kluge Erkenntniß zerdrückt.“ Sie ſprang auf. „Ha, könnte ich den Fritz beim Haar packen und hineinwerfen in das wildeſte Getümmel, wo er ſich blutig durchſchlägt, dem Vater trotzt und etwas Großes auf's Spiel ſetzt, um zu gewinnen, was er, wie er leiſe klagt, für ſich begehrt. Fluch dieſer ſtillen, klaren, gelehrten Luft, ſie macht langweilig die in ihr athmen! Ihre ſtärkſte Neigung iſt ein ſchmerzliches Achſelzucken über uns andere Sterbliche oder über ſich ſelbſt.“ So zürnte die leidenſchaftliche Laura in ihrer Dachſtube, und wieder wurde ihr Papier von bittern Thränen

befeuchtet, als ſie in dem heroiſchen Vers Beruhigung ſuchte und die fremden Götter des Doctors in folgenden Zeilen ermahnte, gegen die Tücke Speihahns zu Felde zu ziehen.

Leuchtender Indra und ihr, glanzvolle Gewalten des Aethers,
Welche dem Erdengeſchlecht jemals ſegnend genaht,
Eilt zur Rettung herbei, denn arg umdrängt uns das Unheil.
Schwarze Geſtalten der Nacht füllen den friedlichen Hof,
Scheiden vom Kinde den Vater; und breit auf der Schwelle gelagert,
Knurret bethörenden Fluch tückiſch der greuliche Mops.

Der Friede blieb geſtört, nicht nur den Nachbarn der Parkſtraße, auch dem jungen Herrn, an deſſen Feſt die Verwirrung eingebrochen war. Der Prinz wurde einige Wochen in der Fremde aufgehalten, nach ſeiner Rückkehr lebte er in der ſtillen Zurückgezogenheit, welche ihm durch die Trauer auferlegt war. Die Vorträge auf ſeinem Zimmer wurden wieder aufgenommen, aber ſein Platz an Ilſe's Theetiſch blieb leer.

Am Tage der academiſchen Preisvertheilung brachte die Studentenſchaft ihrem Rector einen großen Fackelzug. Durch die alten Straßen wogte der flammende Schein, die Fanfare tönte, kräftiger Männergeſang brauſte dahin, Giebel und Erker leuchteten in buntem Glanz, die Präſiden ſchwenkten luſtig ihre Waffen, die Fackelträger ſpritzten die Funken gegen das andrängende Volk der Straßen. Der Zug wand ſich in die Gaſſe am Thal, er hielt vor dem Hauſe des Herrn Hummel, wieder Muſik und Geſang, eine Deputation betrat feierlich die Hausſchwelle. Hummel ſah ſtolz auf den langen Strom rothen Lichtes, welcher heranfluthete und ſich an der Maſſe ſeines Baues brach. Die ganze Ehre galt nur ſeinem Hauſe, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß Dampf und Lohe ſich gleich vertheilten und das feindliche Dachgeſims verklärten.

Oben beim Rector waren einige der nächſten Freunde verſammelt, er empfing in ſeinem Zimmer die Führer der Studentenſchaft zu Rede und Gegenrede. Während die Anwe-

ſenden nahe traten, die feierlichen Worte anzuhören, öffnete ſich leiſe die Thür von Ilſe's Zimmer; der Prinz trat ein. Ilſe eilte ihm entgegen, er aber begann ohne Gruß: „Ich komme heut Ihnen Lebewohl zu ſagen. Was ich ahnte, iſt eingetroffen, ich habe den Befehl erhalten, zu meinem Vater zurückzukehren. Morgen werde ich mit meinem Begleiter von dem Herrn Rector und Ihnen förmlichen Abſchied nehmen, ich wollte Sie vorher auf einen Augenblick ſehen. Und jetzt, da ich vor Ihnen ſtehe, habe ich keine Worte für das, was mich hertrieb. Ich danke Ihnen für alle Freundlichkeit. Ich bitte Sie, mich nicht zu vergeſſen. Sie ſind es, die mir dieſe Stadt lieb gemacht hat. Sie machen mir ſchwer von hier zu ſcheiden.“ Er ſprach die Worte ſo leiſe, daß ſie nur wie ein Hauch in Ilſe's Ohr drangen, und er wartete ihre Antwort nicht ab, ſondern verließ das Zimmer ſo ſchnell wie er eingetreten war.

Draußen auf dem freien Platze an der Parkwieſe warfen die Studenten ihre Fackeln zu einem großen Haufen, hoch fuhr die rothe Lohe in die Luft, der Dampf ballte ſich bleigrau um die Wipfel der Bäume, er rollte an den Häuſern entlang, drang durch die geöffneten Fenſter und beengte den Athem. Niedriger wurde die Flamme, aus den verkohlten Bränden ſtieg dünner Rauch. Es war ein ſchnelles luſtiges Roth, ein flüchtiges Feuer, verglommen, zerweht, nur Rauch und Aſche blieben zurück. Aber Ilſe ſtand noch immer am Fenſter und ſah traurig auf die leere Stelle.

6.

Vor dem Drama.

„Er war ein Tyrann," rief Laura, „und ſie hatte recht, ihm nicht zu gehorchen."

„Er that in harter Weiſe ſeine Pflicht, und ſie ebenſo die ihrige," verſetzte Ilſe.

„Er war ein querköpfiger engherziger Burſch, der zuletzt gedemüthigt wurde, ſie aber eine edle Heldin, die alles wegwarf, was ihr auf Erden lieb war, um mit großem Herzen die höchſte Pflicht zu üben," rief Laura.

„Er hat gehandelt in dem Zwange ſeines Charakters, wie ſie nach dem ihren. Sie war ſtärker als er und ging ſiegreich in den Tod, ihn zerbrach das Gewicht ſeines Thuns, da er lebte," entgegnete Ilſe.

Die Charaktere, über welche die Frauen ſprachen, waren Antigone und Kreon.

Der Profeſſor hatte an einem Herbſtabend die Tragödien des Sophokles auf den Tiſch ſeiner Frau gelegt. „Es iſt Zeit, daß du die ſchönſte Dichterkraft des Alterthums in ihren Werken verſtehen lerneſt." Er las vor und erklärte. In den ſtillen Frieden des deutſchen Hauſes ſchwebten die hohen Gebilde der attiſchen Bühne. Ilſe hörte Fluch und herzerſchütternde Klage um ſich her, ſie ſah ein dunkles Verhängniß einbrechen über Menſchen von höchſtem Adel der Empfindung und ehernem Willen, ſie fühlte den Sturm der Leidenſchaft durch gewaltige Seelen toben, und hörte zwiſchen dem Schrei der Rache und Verzweiflung weich die Accorde rührenden Gefühls in unwiderſtehlichem Zauber ertönen.

Wohl war für Ilſe die Zeit gekommen, wo ſie Geſtalt und Schickſal fremder Menſchen mit gutem Verſtändniß in ſich aufzunehmen vermochte.

Nicht immer liegt das Sonnenlicht auf dem Pfade des

Menſchen, in täuſchender Nebelnacht ſucht er ſeine Richtung nicht mit dem Auge allein, er lauſcht dann auch auf geheime Stimmen in ſeiner Bruſt. Aus dem Kampf entgegengeſetzter Pflichten, aus dem Drange der Leidenſchaft rettet den Menſchen nicht zumeiſt der kluge Gedanke, nicht würdiges Lehrwort, ihn befreit oder wirft in die Tiefe ein kurzer Entſchluß, der wie eine Naturnothwendigkeit aus dem Innern bricht, und doch hervorgebracht wird durch den Zwang des ganzen früheren Lebens, durch Alles, was der Menſch weiß und glaubt, gedacht, gelitten und gethan hat. Was in der finſtern Stunde treibt zum guten Ziel oder in das Verderben, das nennen die Leute Charakter, und wie der Wanderer den Weg ſucht durch Hinderniſſe und Schrecken, das nennt der Zuſchauer vor der Bühne dramatiſche Bewegung.

Nur wer einmal unter den gaukelnden Bildern der Nacht dahingegangen iſt und ernſthaft auf die geheime Mahnung ſeines Innern gelauſcht hat, nur der verſteht völlig, wie Andern zu Muthe war, die in ähnlicher Lage den Ausweg aus beengendem Irrſal ſuchten und ſich Heil oder Verderben fanden.

Auch um Ilſe's Haupt waren in einzelnen Stunden flüchtige Schreckbilder dahingefahren, auch ſie hatte gebangt, ob ſie auf rechtem Wege war.

Die ſiebente Tragödie des Griechen war geleſen, die kühnſte Darſtellung herber Leidenſchaft und blutiger Rache. Ilſe ſaß noch ſtumm und erſchrocken über den fürchterlichen Ausbruch des Haſſes aus dem Herzen der Elektra. Da begann der Gatte, um ihr befreiende Gedanken herbeizurufen: „Jetzt haſt du Alles gehört, was uns von Kunſt und Gewalt eines wundervollen Dichtergeiſtes geblieben iſt. Du aber ſollſt mir berichten, welcher unter ſeinen Charakteren dich am meiſten gefeſſelt hat.“

„Meinſt du, wo mich die Gewalt ſeiner Poeſie am meiſten ergriffen hat, ſo iſt mir immer die neueſte Geſtalt die größte geweſen, und heut iſt es das ungeheure Bild der Elek-

tra. Frägst du aber, welche Gestalt mir am meisten wohlgethan hat, —"

„Die sanfte Ismene," unterbrach lächelnd der Professor. Ilse schüttelte das Haupt. „Nein, der mir am meisten gefällt, ist der wackere Sohn des Achill. Erst will er dem listigen Anschlag des Genossen nachgeben und einem Unglücklichen Gewalt anthun, aber nach längerem Kampf siegte die edle Natur. Er erkennt, daß er ein Unrecht begehen will, und ermannt sich."

Der Professor machte das Buch zu und sah seine Frau erstaunt an. „Denn sieh," fuhr Ilse fort, „grade in den größten Gestalten deines Griechen ist eine Starrheit, die mich erschreckt. Allen fehlt etwas, um Menschen zu sein wie wir, sie zweifeln nicht wie wir, sie ringen nicht, ob sie recht thun, ihre Größe ist, unverrückt etwas Fürchterliches zu wollen, oder den harten Nacken gegen ein furchtbares Schicksal zu stemmen. Wir aber fordern von dem starken Menschen, daß er zwar gewaltig thut, was er nach seinem Wesen thun muß, Gutes oder Arges, aber unsern vollen menschlichen Antheil gewinnt er doch nur dann, wenn wir die Sicherheit haben, daß es in seinem Innern grade so arbeitet, wie vielleicht in uns selbst."

„Wie vielleicht in uns selbst?" frug der Professor ernst und legte das Buch weg. „Woher kommt dir diese Erkenntniß? Ilse, hast du ein Geheimniß vor deinem Manne?"

Ilse erhob sich und sah betroffen nach ihm hinüber.

Doch der Professor fuhr heiter fort: „Ich will dir erst sagen, weßhalb ich frage und was ich von dir wissen möchte. Als ich dich heimführte aus Hof und Flur, da warst du trotz deinem innigen deutschen Empfinden nach mancher Rücksicht eine Gestalt, wie wir uns Nausikaa und Frau Penelope behaglich in ihrer Umgebung ausmalen. Unbefangen nahmst du die Bilder der Welt in dich auf, du standest sicher und stark in festumgrenztem Kreis von Rechten und Pflichten; mit kindlichem Vertrauen holtest du von der Sitte deines Kreises

und aus heiligen Sprüchen die Richtschnur für Urtheil und Handeln. Deine Liebe zu mir, die Berührung mit anders geformten Seelen, der Einblick in ein neues Gebiet des Wissens erweckten in deinem Innern leidenschaftliche Klänge, die Unsicherheit kam und der Zweifel, neue Gedanken arbeiteten heftig gegen alte Vorstellungen, die Forderungen deines gegenwärtigen Lebens gegen den Inhalt deiner Mädchenjahre. Du warst durch Monate unglücklicher als ich wußte. Jetzt aber bist du in einer Zeit, wo ich mich deiner fröhlichen Ruhe und deines Gedeihens freute, zu einem Verständniß des Menschen vorgedrungen, das mich überrascht. Oft habe ich in den letzten Abenden mit heimlicher Freude gesehen, wie warm deine Theilnahme und wie mild dein Urtheil die Charaktere des Dramas begriff. Ich hatte erwartet, daß das Herbe und Ungeheure ihres Schicksals dich zuweilen abstoßen würde, und daß du behend sein würdest in Zuneigung und Abneigung, du aber hast dein Mitgefühl den dunklen Gestalten gegönnt wie den hellen, als wenn deine Seele selbst unter der Ahnung gezuckt hätte, daß sich im eigenen Leben Gutes in Böses verkehren kann und Segen in Fluch, und als wenn du in dir selbst erfahren hättest, daß der Mensch nicht nur dem äußern Sittengesetze zu folgen hat, wie erhaben sein Ursprung sei, sondern daß in Stunden der Noth noch ein anderes Gebot dazu kommen müsse, welches aus der Tiefe der Menschenbrust heraufgeholt wird. Solche Einsicht aber wird dem Menschen wohl nur in Stunden der eigenen Gefahr. Es ist unwahrscheinlich, daß du dazu gekommen bist ohne Erfahrungen, die mir fremd geblieben sind. Ich dränge mich nicht in dein Vertrauen, ich weiß, wie sicher ich deiner bin, aber ist dir's recht, so gieb mir Auskunft, wie ist dir die feine Empfindung für die geheimen Kämpfe solcher Menschen aufgegangen, welche ein tragisches Schicksal fortreißt?"

Ilse faßte ihn an der Hand und zog ihn in ihr Zimmer. „Auf dieser Stelle war's," rief sie. „Ein Fremder frug mich,

ob er ſich tödtlicher Gefahr ausſetzen ſolle um ſeiner Ehre willen, oder ob er einen Andern der Gefahr preisgeben dürfe. Ich hatte ihm ein Recht zu ſolcher Frage gegeben, denn ich hatte ſchon früher zu ihm mit größerer Offenheit über ſein Leben geſprochen, als für eine vorſichtige Frau klug war. Ich ſtand und rang gegen die Frage, die er mir ſtellte, aber ich konnte die Antwort nicht verweigern, und, Felix, Alles geſagt, ich wollte auch nicht. Ich gab einen Rath, der ihm ein blutiges Ende hätte bereiten können, ich gab den Rath heimlich, und ich war verſtrickt in ein Verhängniß, aus dem ich mich nicht zu löſen wußte. Ich ſah mich um nach dir, ich durfte dir nichts ſagen, du wäreſt entweder untreu gegen deine Amtspflicht geworden, oder du hätteſt das Ehrgefühl eines Andern für immer ſchädigen müſſen; ich frug unſere heilige Lehre, ſie rief mir nur zu, daß mein Rath ſündhaft ſei. Ich war unglücklich, Felix, daß ich in dieſe Lage gekommen war, noch unglücklicher, daß du mir verſagen mußteſt und unſere Lehre mich nicht heraushob. Aber ich habe in dieſer Sache gerathen, wie mir um's Herz war. Es iſt nicht mein Verdienſt, daß Alles beſſer geworden iſt, als ich ängſtlich geſorgt. Seitdem weiß ich, Felix, was Gewiſſenskampf iſt. Und du kennſt das einzige Geheimniß, das ich vor dir hatte. That ich ein Unrecht gegen dich, ſo urtheile mild, denn, bei Allem was mir heilig iſt, ich konnte nicht anders."

„Und der Prinz?" frug der Gatte leiſe.

„Er iſt ein gutes freundliches Herz, ein unerzogener Mann, ich aber bin dein Weib. Ihm gegenüber war kein Zweifel und kein Kampf."

„Ich weiß genug, du ernſthaftes, ehrbares Weib," ſagte der Profeſſor, „ich kann jetzt dir gegenüber meine Bücher zuſammenpacken. Wenig gilt die Lehre, und ſei ſie noch ſo gut, gegen das Leben. Ein thörichtes Studentenduell, in dem du unſichtbarer Beirath warſt, hat für dein Inneres vielleicht mehr gethan, als meine klugen Worte in Jahren durchgeſetzt

hätten. Sei gutes Muths, Frau Ilse von Bielstein, wie uns auch das Schicksal noch zausen mag, ich weiß jetzt, mit inneren Kämpfen wirst du fertig, und darum brauchen wir um die Gefahren, die von außen kommen, nicht zu sorgen. Denn was auch uns Menschen auf Erden störe und aufrege, wer sein eigenes Wesen einmal so weit kennen gelernt hat, daß er auch die Geheimschrift anderer Seelen zu lesen vermag, der hat eine gute Schutzwehr gegen die Versuchungen der Welt."

Was der deutsche Gelehrte sagte, der jetzt sein Weib so sicher in die Arme schloß, war nicht übel, nur schade, daß wir deßhalb noch keine Sicherheit haben die Geheimnisse anderer Seelen zu durchschauen, weil wir etwas von der Arbeit unserer eigenen belauscht haben; und schade, daß die größte Kenntniß fremder Seelenschrift nicht Schutzwehr wird gegen den Sturm der eigenen Leidenschaften.

Der Kammerherr, welcher als Hofmarschall des Erbprinzen fungirte, hatte beim Fürsten Vortrag über Angelegenheiten des Dienstes. Es galt unter Anderem den Kammerlakai Krüger von der Buttermaschine in die Ehren und, was nicht weniger wichtig war, in den vollen Gehalt eines erbprinzlichen Kammerdieners zu befördern. Wider Erwarten war der Fürst bereit auf die Vorschläge einzugehen, und der Kammerherr wollte bereits, der gnädigen Laune des Herrn froh, seinen Rückzug nehmen, als der Fürst ihm den Abgang durch die gütige Bemerkung hemmte: Ihre Schwester Malwine sah leidend aus; sie tanzt doch nicht zu viel? Hüten Sie ihre zarte Gesundheit, nichts ist für solche Constitution schädlicher als eine frühe Heirath. Ich wünsche ihr freundliches Gesicht noch lange am Hofe zu sehen."

Nun war aber Fräulein Malwine mit einem Offizier des Fürsten in der Stille verlobt, der Hof und die Stadt wußten es, die Verlobten aber waren arm, und zu ihrer Verbindung eine Erlaubniß des Fürsten nöthig. Um diese zu erhalten,

wurde eine günstige Stunde abgewartet. Deßhalb erschrak der Kammerherr über die Worte seines Herrn, er fand darin eine geheime Drohung, und während er für die huldvolle Theilnahme dankte, war auf seinem Gesicht deutlich die Betroffenheit zu lesen.

Nachdem der Fürst durch diesen kurzen Ruck am Wirbel sein Instrument gestimmt hatte, fuhr er gleichgültig fort: „Haben Sie eine Viertelstunde Zeit, so begleiten Sie mich in das Antikenkabinet.“ Der Kammerherr verneigte sich.

Durch Corridor und Säle ging es in einen entfernten Theil des Schlosses, wo im obersten Stock eine große Sammlung von alten Münzen, geschnittenen Steinen und andern kleinen Ueberresten aus griechischer und römischer Zeit aufgestellt waren. Mehre Generationen regierender Herren hatten dazu beigetragen, den größten Theil hatte der Fürst selbst von seinen Reisen heimgebracht, er selbst hatte in früheren Jahren an Aufstellung der Sachen Antheil genommen, und große Summen auf Ankauf verwandt. Allmälig war diese Liebhaberei geschwunden, seit Jahren hatte die Federbürste des Conservators den Staub nur für einzelne Fremde abgewehrt, welche zufällig in die fast unbekannte Sammlung geriethen.

Deßhalb folgte heut der Kammerherr seinem Herrn mit der Empfindung, daß dieser ungewöhnliche Einfall irgend etwas bedeute, und obgleich er den sonnigen Höhen des Erdenlebens nahe stand, neigte er sich doch zu der trüben Auffassung, daß das Bevorstehende nichts Gutes sein werde. Der Fürst nickte der tiefen Verbeugung des vernachlässigten Aufsehers zu, durchschritt prüfend die lange Zimmerreihe, ließ sich einzelne Behältnisse aufschließen, nahm das geschriebene Verzeichniß zur Hand und betrachtete angelegentlich die Goldmünzen Alexander des Großen und seiner Nachfolger und eine Sammlung alter Glasgefäße und angeschliffener Glasscherben, an denen die kunstvolle Arbeit der alten Glaser auffallend war. Endlich frug er nach dem Fremdenbuch, in welches die Besucher ihre Namen einzeichneten. Nachdem er den Mann durch einen Auftrag

entfernt hatte, begann er zu ſeinem Begleiter: „Die Sammlung wird weniger geſehen, als ſie verdient, ich habe längſt daran gedacht, ſie durch eine beſſere Aufſtellung und einen guten Katalog bekannt und für die Gelehrten nützlich zu machen. Sie iſt eine von den kleinen Freuden meines Lebens geweſen, ich habe Manches dabei gelernt, und Widriges auf Stunden vergeſſen. Wiſſen Sie Jemand, der geeignet wäre, die Leitung dieſer großen und dankenswerthen Arbeit zu übernehmen?“

Der Kammerherr beſann ſich, aber ihm fiel Niemand bei.

„Am liebſten ein Fremder,“ fuhr der Fürſt fort. „Das giebt ein vorübergehendes und ungezwungenes Verhältniß, er müßte natürlich als Gelehrter und als Menſch die beſten Garantien geben.“

Der Kammerherr nannte einen und den andern Sachverſtändigen aus anderen Reſidenzen; der Fürſt ſah ihn mit ſcharfem Blick an und ſchüttelte das Haupt. „Denken Sie darüber nach,“ ermahnte er, „vielleicht fällt Ihnen doch Jemand ein.“

Die Beſichtigung ging fort, bei einem antiken Gefäß erinnerte ſich der Fürſt mit Intereſſe, wie er dazu gekommen war. Eine Römerin, eine ſchöne, große Geſtalt, war plötzlich an ihn getreten und hatte ihm das Stück angeboten, mit ſo vornehmer Haltung, daß er, wie er lächelnd äußerte, von der ungewöhnlichen Weiſe der Frau und ihrer ſonoren Stimme überraſcht, mehr gezahlt hatte, als ſie forderte. Dem Kammerherrn fiel noch Niemand ein.

Auf dem Rückwege nach ſeinen Zimmern blieb der Fürſt in einem der einſamen Säle ſtehen und frug den Kammerherrn: „Iſt Ihnen nicht aufgefallen, daß die Scarletti ſchlechte Toilette macht?“ Der Kammerherr verneinte, denn die Tänzerin galt dafür in Gunſt zu ſtehen.

„Sie trug geſtern Abend an der Bruſt einen unförmlichen Blumenſtrauß. Wem von unſrer Jugend galt dieſe ungeſchickte Aufmerkſamkeit?“

Wieder erſchrak der Kammerherr, jetzt wußte er, daß ein

Hagelwetter gegen seine Saaten zog. „Da Sie heut in der Stimmung sind, nichts zu wissen," fuhr der Fürst in scharfem Tone fort, „so bemerke ich Ihnen, daß ich ungern sehe, wenn der Erbprinz mit den Damen vom Theater irgend welche Verbindung unterhält. Er ist nicht alt genug, um solche Verhältnisse mit den nöthigen Reserven durchzumachen, und die Eitelkeit der Donnen trägt jede Gunst renommirend zur Schau."

Der Kammerherr betheuerte bei seiner Ehre, daß er von dieser Artigkeit des Erbprinzen nichts gewußt und daß, auch wenn die Annahme seines gnädigsten Herrn begründet sei, nichts als ein flüchtiger Einfall des Prinzen diese Scene veranlaßt habe. „Ew. Hoheit werden überzeugt sein, daß ich zu so etwas nicht die Hand biete."

„Ich will aber auch nicht, daß Sie die Augen schließen," fuhr der Fürst bitter fort, „Sie haben in der Loge hinter dem Erbprinzen gestanden, und Sie müssen die kokette Adoration gesehen haben, welche ihm die Person darbrachte. Die Sendung ist wahrscheinlich durch den neuen Kammerdiener befördert. Machen Sie diesem bemerkbar, daß man in meinem Dienst nicht auf zwei Schultern trägt. Von Ihnen aber verlange ich," fuhr er ruhiger fort, „daß Sie Ihre Aufmerksamkeit verdoppeln. Die Gesundheit des Erbprinzen verlangt immer noch Schonung. Ich will nicht, daß er sich durch solche Verhältnisse physisch ruinire. Er ist müßig und weich. Was beschäftigt ihn wohl jetzt?"

„Er besucht regelmäßig die kleinen Abende der Frau Prinzessin."

„Und am Tage?" setzte der Fürst das Examen fort.

„Wie Ew. Hoheit bekannt, liebt er Musik, er spielt mit dem Concertmeister zu vier Händen."

„Was liest er?"

Der Kammerherr nannte einige französische Bücher. „Darf ich mir einen unterthänigen Vorschlag erlauben? Es würde Sr. Hoheit gewiß nach jeder Richtung nützlich sein, wenn

derſelbe die Freude hätte etwas zu ſchaffen und einzurichten, vielleicht durch eine Parkanlage oder einen Bau. Ich wage anzuführen, daß ſich eine ähnliche Thätigkeit junger Herren an andern Höfen als vortheilhaft bewährt hat. Vielleicht würde eines von Ew. Hoheit Schlöſſern für ſolche Beſchäftigung geeignet ſein."

„Und der Erbprinz und Herr von Weidegg würden eigenen Hofhalt einrichten, und mehrere Monate des Jahres fern, vom Hofe ihre Villeggiatura halten," erwiederte der Fürſt.

„Ich betheure, daß ich dabei nicht an mich gedacht habe," erwiederte der Kammerherr gekränkt.

„Ich verdenke es Ihnen nicht," verſetzte der Fürſt mit zermalmender Leutſeligkeit. „Die Rückſicht auf meine Kaſſe verbietet mir Ihrem Vorſchlag beizuſtimmen, aber ich will für die Zukunft daran denken. Daß der Prinz aus ſeinem Univerſitätsjahr kein Intereſſe mitgebracht hat, iſt mir unlieb. Hat ihm denn dieſe Zeit auch kein perſönliches Verhältniß zurückgelaſſen, das eine Bereicherung ſeines Lebens wäre?"

„Im Kreiſe des Profeſſor Werner hat er ſich ſehr wohl gefühlt," erwiederte zögernd der gute Kammerherr.

„Ich hoffe, er bewahrt ſeinem Lehrer eine dankbare Erinnerung."

„Er ſpricht mit großer Theilnahme von ihm und ſeinem Hauſe," entgegnete der Kammerherr.

„Es iſt gut," ſchloß der Fürſt. „Die Beſchäftigung durch einen Bau werde ich mir überlegen, und Sie vergeſſen nicht, ein wenig für meine Sammlungen zu ſorgen."

Dieſe neue Aufforderung brach die Kraft des Kammerherrn, noch ſchwieg er einige Augenblicke im inneren Kampf, während der Fürſt weiter ſchritt, das Haupt auf ihn zugeneigt wie Jemand, der etwas Entſcheidendes hören will.

„Für die Antiken wüßte ich allerdings keinen beſſern vorzuſchlagen, als den Profeſſor Werner ſelbſt," ſprach endlich der Kammerherr.

Der Fürſt blieb wieder ſtehen. „Sie halten ihn für geeignet?“

„Ueber ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung ſteht mir natürlich kein Urtheil zu,“ verſetzte der Kammerherr vorſichtig.

Geärgert durch dieſen feigen Verſuch des Rückzuges frug der Fürſt nachdrücklich: „Würde er einen ſolchen Auftrag annehmen?“

„Er hat dort eine angeſehene Stellung und iſt glücklich verheirathet, er würde ſicher ſeine Häuslichkeit nicht für längere Zeit verlaſſen.“

„Vielleicht ließe ſich das einrichten,“ entgegnete der Fürſt. „Alſo Werner? Er hat mir bei flüchtiger Begegnung einen guten Eindruck gemacht. Erinnern Sie mich doch heut Abend daran, daß wegen Bielſtein etwas im Archiv nachzuſehen iſt.“

So bemühte ſich ein Vater für das Gedeihen ſeines Sohnes.

Der Kammerherr erinnerte am Abend, daß wegen Bielſtein etwas im Archiv nachzuſehen ſei, und der Fürſt war dankbar dafür. Am nächſten Morgen wurde durch das Kabinet dem Archiv und einzelnen Zweigen der Hof- und Staatsverwaltung Befehl, alle auf Schloß Bielſtein und Kloſter Roſſau bezüglichen Akten von einem gewiſſen Alter hervorzuſuchen und einzuſenden. Dieſer Befehl veranlaßte ein ſtarkes Aufrühren von Staub, fünf große Lederſäcke wurden mit Urkunden und alten Papieren angefüllt. Das Geſammelte wurde an den Profeſſor geſandt; in einem Briefe ſprach der Fürſt ſeinen Dank für die Aufmerkſamkeit aus, welche der Profeſſor dem Erbprinzen erwieſen. Einer früheren Unterredung gedenkend, überſende er ihm zur Einſicht, was bei oberflächlichem Suchen über die Vergangenheit eines Ortes aufzufinden geweſen, an dem er Intereſſe nehme.

Dieſe Sendung bewegte zwei Forſchern das Haupt zu ſchwerem Sinnen. Schon damals als unſer Student die

unſichere Nachricht über eine erhaltene Kiſte in den Frieden des Hauſes geſchleudert hatte, waren die Freunde wieder zu der Aufzeichnung des ſeligen Bachhuber zurückgekehrt und hatten jedes Wort derſelben noch einmal ſorgfältig erwogen: — „An einer hohlen und trockenen Stelle, loco cavo et sicco.“ — Das Wort Stelle, locus, gab viel zu denken, es war darüber durchaus zu keiner Klarheit zu kommen. — „Des Hauſes Bielſtein, domus Bielsteyn!“ — Hier war der Ausdruck Haus, domus, ſehr merkwürdig. Bedeutete er, daß der Codex in dem Wohnhauſe ſelbſt verſteckt lag, oder war das Wort Haus in der veralteten Bedeutung Ritterſitz, Gut, gebraucht? Der Doctor verfocht das Wohnhaus, der Profeſſor den Ritterſitz. Darauf aber kam ſehr viel an. Denn wenn domus nur das Gut bedeutete, ſo konnte die Handſchrift auch in irgend einer andern Stelle auf dem Gutsgrund verborgen ſein. — „Habe ich das Alles niedergelegt, haec omnia deposui!“ — Sehr tröſtlich war das Wort Alles, omnia, denn es gab Sicherheit, daß der ſelige Bachhuber den Codex nicht zurückgelaſſen hatte. Aber das Niederlegen war um ſo zweifelhafter. Bezeichnete das Wort, daß der Codex nur in Bielſtein deponirt, alſo den Bewohnern gewiſſermaßen übergeben und anvertraut war, oder hatte Schreiber den Ausdruck gewählt, weil er das Einſenken, Verrammen, in die Tiefe Bergen andeuten wollte? Uns Laien im lateiniſchen Stil liegt freilich die Auffaſſung nahe, daß Bachhuber überhaupt froh war eine lateiniſche Vocabel zu beſitzen, durch welche er das Verſtecken ſeines Schatzes andeuten konnte. Dagegen aber ſträubte ſich die Empfindung der Gelehrten.

Zuletzt vereinigten ſich die Freunde in der Anſicht, daß die Hausmauern trotz jener Nachricht einer fortgeſetzten Beachtung werth ſeien. Die hohlen Stellen, welche der Doctor verzeichnet hatte, wurden gemuſtert, der Wandſchrank in Ilſe's Schlafſtube ſchien eine nicht verächtliche Möglichkeit darzubieten.

Der Professor beschloß in den nächsten Ferien wenigstens darüber Sicherheit zu erhalten. Zwar gestatteten die Geschäfte des Rectorats auch diesmal nur einen kurzen Besuch auf dem Gute, indeß vertraute der Professor auf seine sociale Stellung, welche ihm Ilse's Zimmer und den Wandschrank öffnete.

Es war ein schöner Augusttag, der Vater ritt auf den Feldern umher, Ilse saß mit Clara in häuslicher Berathung, als sich in der Küche ein Aufstand erhob und die Mamsell außer sich in das Wohnzimmer stürzte: „Es spukt wieder!" Und in der That erschütterte ein lautes Pochen und Schlagen das Haus, die Mägde liefen im Flur zusammen, der Lärm kam aus dem menschenleeren Oberstock. Ilse eilte hinauf und traf, als sie die Thür ihres Zimmers aufriß, ihren Gatten in Hemdsärmeln, wie er mit allerhand Werkzeug des Gutsböttchers im Wandschrank arbeitete. Lachend empfing er sie und rief zur Beruhigung hinab, daß er die Bretter am Wandschrank festschlage. Das war richtig, aber er hatte sie vorher ausgebrochen. Die Handschrift lag nicht dahinter, nichts war zu sehen als ein mäßiger leerer Raum mit einigen Kalkbrocken. Nur ein Unerklärliches hatte sich gefunden, das doch gewissermaßen an den Codex erinnerte, ein kleiner blauer Tuchlappen. Wie der in die Mauer gekommen, war räthselhaft. Spätere Prüfung ergab, daß er nicht mit Indigo gefärbt, also wahrscheinlich schon vor Einführung dieser Farbe entstanden war. Ob ihn eine Maus in hausmütterlicher Sorge dort niedergelegt und deponirt hatte, zum Schmuck ihres Wochenbettes und zugleich als eßbaren Vorrath für verzweifelte Fälle, konnte nicht ermittelt werden, da gegenwärtig diesem Gesindel jede Ueberlieferung aus der Vergangenheit zu fehlen scheint, und die Thäterin selbst wahrscheinlich schon vor einigen hundert Jahren von einer Ahnfrau unserer Katzen gefressen war.

Diese Entdeckung hätte eigentlich den Freunden die Zuversicht steigern sollen. Denn es gab jetzt bereits zwei Stellen, an welchen der Schatz zuverlässig nicht war. Aber in der

Natur des Menſchen iſt viel Unlogiſches. Auch der Doctor neigte ſich jetzt der Auffaſſung des Profeſſors zu, daß die Handſchrift vielleicht gar nicht in dem Hauſe ſelbſt ſtecke, ja daß ſie wohl gar ſchon einmal aus ihrem Lager entfernt ſei.

So ſtand die Angelegenheit, als die Sendung des Fürſten eintraf. Die Freunde ſaßen viele Stunden vor den Koffern und prüften ſorglich die Akten. Für die Geſchichte der Landſchaft fand ſich viel Werthvolles darin, lange nichts, was zum Codex verhelfen konnte. Endlich hob der Profeſſor vom Boden eines Koffers ein dickes Bündel gehefteter Berichte, welche durch Beamte von Bielſtein der fürſtlichen Regierung überſandt waren. Darunter war das Schreiben eines Amtsverwalters aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, worin dieſer anzeigte, daß er bei ſchwebenden gefährlichen Zeitläufen ſich beeile, Hohem Befehl gemäß, die annoch in ſeinem Verſchluß befindlichen Truhen mit Jagdgeräth und alten Büchern nach dem fürſtlichen Luſtſchloß Solitude abzuliefern.

Zuverläſſig hatte der Schreiber des Briefes nicht geahnt, welche Aufregung ſeine verblichene Schnörkelſchrift unter ſpäten Enkeln hervorbringen würde.

„Hier iſt die Kiſte des Studenten," rief der Profeſſor mit gerötheten Wangen und hielt dem Freunde das Aktenſtück hin.

„Merkwürdig," ſagte der Doctor, „es iſt unmöglich, daß dies Zuſammentreffen zufällig iſt."

„Die Kiſte des Studenten war kein Nebelbild," rief der Profeſſor ſeiner Frau in ihr Zimmer. „Hier iſt die Beſtätigung."

„Wo ſteht die Kiſte?" frug Ilſe neugierig.

„Das grade iſt es, was wir noch nicht wiſſen," verſetzte der Profeſſor lachend. „Hier iſt eine neue Fährte, undeutlich, von der alten Richtung weit abſpringend, aber ſie kann auf kurzem Wege zu dem verſchwundenen Pergament leiten." Die

Freunde eilten in Waidmannseifer zu dem Aktenbündel zurück. „Alte Bücher," rief der Doctor. „Das Haus war ein Jagdschloß, das Gut kam erst ein Menschenalter vor Abfassung dieses Briefes in den Besitz dieses Fürstengeschlechtes, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie selbst bei ihren kurzen Jagdbesuchen dort Bücher aufgesammelt haben."

„Alte Bücher," rief auch der Professor. „Es können auch Jagdjournale und Rechnungen gemeint sein, aber unmöglich ist nicht, daß die Truhen wenigstens Einzelnes von dem alten Klostergut enthielten. Ilse, wo liegt das Schloß deines Landesherrn, welches Solitude heißt?"

Ilse wußte nichts von einem solchen Schlosse.

„Es trifft sich gut, daß der Fürst selbst uns eine Veranlassung giebt, darüber Näheres zu erkunden."

„Ach ihr armen Männer," klagte Ilse in der Thür, „jetzt seid ihr viel schlechter dran als früher; solange der Schatz noch in unserm Hause lag, hielt wenigstens der Vater gute Wache, jetzt ist er in einem Kasten in die weite Welt gefahren, und sogar von dem Hause, in welches er getragen sein könnte, weiß man nichts mehr zu erzählen."

Die Freunde lachten wieder. „Das Haus des Vaters bleibt deßhalb noch verdächtig," tröstete der Gatte.

Der Professor sandte Koffer und Inhalt an das fürstliche Kabinet zurück, sprach in einem Briefe an den Fürsten seinen warmen Dank aus und erwähnte, daß eine unsichere Spur ihm den Wunsch nahe lege, die Erlaubniß zu persönlichen Nachforschungen zu erhalten.

Dieser Brief hatte für beide Theile die ersehnte Folge. Der Fürst erhielt die Genugthuung, welche für irdische Hoheit werthvoll ist, daß er eine Gunst zu gewähren schien, während er selbst eine suchte.

Der Professor aber war freudig überrascht, als umgehend ein Kabinetschreiben des Fürsten eintraf, in welchem dem Professor jede Förderung bei seinen Untersuchungen verheißen und

daran ein Vorſchlag geknüpft wurde. Der Fürſt wünſche die Prüfung ſeines Antikenkabinets durch eine wiſſenſchaftliche Autorität, und der Fürſt würde Niemandem lieber dieſe Thätigkeit anvertrauen, als dem Profeſſor. Er wiſſe wohl, wie werthvoll für Andere die Thätigkeit des Gelehrten ſei, er hoffe aber, die Sammlung würde auch ihm wichtig genug erſcheinen, um einige Wochen darauf zu wenden.

Zugleich ſchrieb der Kammerherr im Auftrage ſeines gnädigſten Herrn. Der Fürſt werde ſich freuen, den Profeſſor für die Zeit ſeines Beſuches in der Reſidenz gaſtlich aufzunehmen. Ein Gartenpavillon, der im erſten Frühjahr wohl bewohnbar ſei, werde ihm zur Dispoſition geſtellt. Das Quartier ſei geräumig genug, um außerdem noch ſeine Familie aufzunehmen, und es ſei ihm befohlen hervorzuheben, daß der Profeſſor mit Gemahlin und Dienerſchaft darin vollkommen Raum finde, da der Fürſt nicht wünſche, daß der Gelehrte ſeine bequeme Häuslichkeit unterdeß ganz entbehre. Die erſten Wochen des Frühjahrs dürften für beide Theile die bequemſte Zeit ſein. Er, der Kammerherr, freue ſich darauf, ſeiner Landsmännin in der Reſidenz die Honneurs zu machen.

Der Profeſſor eilte mit beflügeltem Schritt zu ſeiner Frau und legte den Brief in ihren Schooß. „Hier lies, was unſere Reiſe in die Ferne gefährdet, es beanſprucht einen Theil der beſten Reiſezeit. Aber ich muß dieſe Einladung annehmen, denn jede Ausſicht, auch die entfernteſte, der Handſchrift habhaft zu werden, zwingt mich, Alles einzuſetzen, was der Menſch einer großen Hoffnung nur opfern darf. Willſt du mit mir auf die Jagd ausziehen? Du ſiehſt, die artigen Leute haben für Alles geſorgt.“

„Ich ein Gaſt unſeres Landesherrn!“ rief Ilſe, in den Brief ſehend, „nie hätte ich mir ſolche Ehre träumen laſſen. Was wird der Vater dazu ſagen! — Das iſt für dich eine ſehr ehrenvolle Einladung,“ fuhr ſie ernſt fort, „und du mußt

ſie in jedem Fall annehmen. Für mich, wenn ich mir's recht überlege, iſt es doch am beſten, ich bleibe hier."

„Wozu dich auf Wochen von mir trennen? Es wäre das erſte Mal."

„So ſchicke mich unterdeß zum Vater," ſagte Ilſe.

„Iſt das nicht daſſelbe?" frug der Profeſſor.

„Was ſoll ich unter den fremden Menſchen?" fuhr Ilſe ängſtlich fort.

„Thorheit!" rief der Profeſſor, „haſt du einen Grund nicht mitzugehen?" und er ſah ihr unruhig in das Angeſicht.

„Nicht daß ich einen ſagen könnte," erwiederte Ilſe.

„Dann alſo entſchließ dich kurz und komm mit. Wir würden uns wahrſcheinlich freier fühlen, wenn wir dort nach eigenem Gefallen leben könnten, aber im Gaſthof einer fremden Stadt ſehe ich dich zu wochenlangem Aufenthalt auch nicht gern, und nach anderer Rückſicht befreit dieſe Aufnahme beide Theile vor Anbieten und Zurückweiſen einer Entſchädigung. Wir bleiben dort, ſolange ich unumgänglich nöthig bin, und dann geht's doch nach dem Süden, ſoweit wir kommen. Es iſt zuletzt nur Aufſchub der Reiſe von wenigen Wochen."

Als die zuſtimmende Antwort des Profeſſors eintraf, berichtete der Kammerherr in Gegenwart des Hofmarſchalls dem Fürſten. „Sorgen Sie dafür, daß der Pavillon ſo bequem als möglich eingerichtet wird. Servirt wird im Pavillon zu der Stunde, welche der Herr Profeſſor angiebt."

„Und wie befehlen Ew. Hoheit, daß die Fremden zum Hofe geſtellt werden?" frug der Hofmarſchall.

„Das iſt ſelbſtverſtändlich," ſagte der Fürſt, „er hat das Vorrecht Fremder und wird gelegentlich zu kleiner Hoftafel eingeladen."

„Aber die Frau Profeſſorin?" frug der Hofmarſchall.

„Ah," ſagte der Fürſt, „die Frau, es iſt wahr, ſie kommt mit."

„Alſo," fuhr der Hofmarſchall fort, „zwei Couverts im Pavillon, zwei Logenplätze, ein Lakai ohne Livree."

„Das genügt," entſchied der Fürſt, „das Weitere wird ſich finden. Wenn die Frau Profeſſorin unſern Damen einen Beſuch macht, ſo werden dieſe, wie ich annehme, die Artigkeit erwiedern. Im Uebrigen wollen wir der Prinzeſſin nicht vorgreifen."

„Was ſoll das mit der Fremden?" frug der Hofmarſchall vor dem Palais den Kammerherrn. „Sie kennen ja die Leute."

„Wie man ſich in fremder Stadt kennen lernt," verſetzte der Kammerherr.

„Sie haben doch ihre Herkunft vermittelt?"

„Ich habe nur nach dem Befehl des Fürſten geſchrieben. Der Profeſſor iſt ein angeſehener Gelehrter von Ruf und durchaus Gentleman."

„Aber was ſoll die Frau hier?"

Der Kammerherr zuckte die Achſeln. „Er war wohl nicht ohne die Frau zu haben," verſetzte er vorſichtig.

„Und doch lag dem Fürſten an ihr."

„Iſt Ihnen das aufgefallen?" frug der Kammerherr, „ich habe nichts davon bemerkt."

„Er that als ob ſie ihm ſehr gleichgültig ſei. Und ſie iſt gewiſſermaßen ein Landeskind."

„Sie wiſſen, daß der Fürſt der letzte wäre, welcher die Rechte des Hofes aus den Augen läßt. Es iſt kein Grund zur Sorge."

„In jedem Fall muß die Prinzeſſin ſogleich ihre Poſition nehmen. Dieſe Frau Profeſſorin gilt, wie ich höre, für eine Schönheit."

„Ich glaube, ſie iſt ebenfalls eine Frau von Charakter," verſetzte der Kammerherr.

Der Profeſſor erhielt den erbetenen Urlaub. Ilſe traf die Vorbereitungen zur Reiſe mit einem feierlichen Ernſt, der ihrer ganzen Umgebung auffiel. Sie ſollte jetzt mit ihrem

Gatten in die Nähe des Fürsten kommen, den sie aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtete. Ihr fiel schwer auf das Herz, daß der Sohn nie von dem Vater gesprochen hatte, und daß sie von dem erlauchten Herrn nichts weiter kannte, als Antlitz und Geberde. Sie suchte alle Erinnerungen und alle Anekdoten zusammen, aber sein Wesen blieb ihr undeutlich, und sie frug sich ängstlich, wie wird er sein gegen Felix und mich? Ist er ein Kreon, oder ein Odysseus, oder Agamemnon der Völkergebieter? Und sie setzte sich aus diesen Gestalten ein Bild zusammen, das ihr kein Vertrauen einflößte.

Während Felix die Bücher und Aufzeichnungen, welche ihm für die Reise unentbehrlich waren, zusammensuchte, stand der Doctor kummervoll im Zimmer des Freundes. Er war innig überzeugt, daß der Professor sich der Pflicht nicht entziehen durfte, die Handschrift zu suchen, und doch war ihm diese Einladung des Hofes nicht recht. Der schnelle Aufbruch aus wohlbefestigtem Leben ängstigte ihn und er sah zuweilen prüfend auf Frau Ilse.

Laura saß am letzten Abend neben Ilse und lehnte sich weinend an ihre Schulter. „Mir ist, als stünde mir Großes bevor," sagte Ilse, „und ich gehe mit Furcht. Dich aber verlasse ich ohne Sorge um deine Zukunft, obgleich dein kleiner Trotzkopf mich zuweilen geängstigt hat. Denn ein Anderer wird dir immer der beste Berather bleiben, auch wenn ihr euch wenig seht."

„Ich verliere ihn zugleich mit dir," rief Laura unter Thränen, „Alles entschwindet, was meinem Leben Freude gewesen war. In dem kleinen Garten, den ich mir in der Stille angelegt habe, sind die Blüthen mit der Wurzel ausgerissen, auch für mich kommt die bittere Zeit der Entsagung, und der arme Fritz, der ohnedies mit stiller Resignation umherläuft, wird jetzt ganz in seiner Einsiedelei verkommen."

Sogar Gabriel, der die Reisenden nach der Residenz begleiten und ihre Heimkehr aus der Ferne auf dem Gut des

Vaters erwarten ſollte, war in dieſen Tagen aufgeregt und verſchwand öfter während der Dunkelſtunde im Hauſe des Herrn Hahn. Am letzten Tage brachte er vom Markt ein ſchönes Kunſtblatt nach Hauſe, worauf ein Vogel von ungewöhnlichem Ausſehen durch aufgeklebte bunte Federn gebildet war, mit der Unterſchrift: Prachthahn aus Madagascar. Gabriel ſchrieb dazu mit ſauberer ſteifer Handſchrift die freundlichen Worte: „Getreu bis an den Tod“ und trug gegen Abend den Hahn in den Hausflur der Gegner. Man konnte dort ein Geflüſter hören, und ein Taſchentuch ſehen, welches über zwei betrübte Augen gewiſcht wurde.

„Es ſoll keine Anſpielung ſein auf den Namen dieſes Hauſes,“ ſagte Gabriel und hielt den Vogel noch einmal gegen den Mond, welcher durch das Treppenfenſter ſeine Strahlen auf zwei traurige Geſichter herniederwarf, „aber es gefiel mir als Erinnerung. Denken Sie dabei an mich und die Worte, die ich darauf geſchrieben habe. Denn Scheiden muß ſein, aber es iſt ſchwer.“ Der ehrliche Junge fuhr nach ſeinem Tuche.

Dorchen nahm ihm das Taſchentuch weg, — ſie hatte das ihre vergeſſen — und weinte ſehr hinein. „Es iſt nicht auf lange,“ ſagte Gabriel in ſeinem Schmerze tröſtend. „Kleben Sie den Vogel in den Deckel Ihrer Truhe, und wenn Sie die Truhe öffnen, und ein gutes Kleid herausholen, denken Sie an mich.“

„Immer,“ rief Dorchen weinend, „ich brauche das nicht.“

„Wenn ich wiederkomme, Dorchen, ſprechen wir weiter, wie es mit uns werden ſoll, und ich hoffe, es ſoll gut werden. Das Tuch, in das Sie geweint haben, ſoll mein Andenken ſein.“

„Laſſen Sie mir's,“ bat Dorchen ſchluchzend. „Ich will's Ihnen nur ſagen, ich habe Wolle gekauft und ich ſticke eine Brieftaſche. Die ſollen Sie tragen, und wenn ich Ihnen ſchreibe, thun Sie meine Briefe hinein.“

Gabriel ſah trotz ſeinem Kummer ſehr glücklich aus und der Mond blickte ſpöttiſch herab auf die Küſſe und Gelübde, welche gewechſelt wurden.

Viertes Buch.

1.

Der Fürst.

Der Erbprinz ging mit dem Kammerherrn durch die Gartenanlagen, welche drei Seiten des fürstlichen Schlosses umgaben. Er sah gleichgültig auf die Farbenpracht der ersten Blumen und das junge Grün der Bäume, welches wie ein durchsichtiger Schleier um die Aeste schwebte, heut war er noch schweigsamer als gewöhnlich; während der Vogel aus den Zweigen über ihm seine Weise pfiff, die Wellen der Frühlingsluft würzig von den Baumwipfeln wehten und gelben Blumenstaub auf seinen Hut streuten, klapperte er mit der Lorgnette. „Wer pfeift dort?“ frug er endlich, aus seiner Apathie erwachend. Der Kammerherr sagte ihm, daß es eine Amsel sei. Der Prinz suchte den schwarzen Vogel mit den Gläsern und frug dabei nachlässig: „Was tragen die Leute vor uns?“

„Es sind Stühle für den Pavillon,“ versetzte der Kammerherr, „er wird dem Professor Werner eingerichtet. Das Haus ist jetzt selten geöffnet, früher bewohnte es der gnädigste Herr zuweilen selbst auf einige Tage.“

„Ich erinnere mich nie darin gewesen zu sein.“

„Wollen Hoheit vielleicht die Räume betrachten?“

„Wir können vorbeigehen.“

Der Kammerherr lenkte auf den Pavillon zu, bei der Thür stand der Hofmarschall, welcher grade zum Rechten sehen wollte. Der Erbprinz grüßte, warf einen flüchtigen Blick auf das Haus und wollte vorübergehen. Es war ein kleiner vergrauter Steinbau in verwegenem Zopfstil, um Thür und

Fenſter muſchelartige Arabesken und dicke Guirlanden von ſteinernen Blumen, welche von kleinen waſſerſüchtigen Engeln an Bändern gehalten wurden, die Bänder waren wie aus Elephantenleder geſchnitzt, die Genien ſahen aus, als wären ſie aus ſchwarzem Sumpf gekrochen und eben erſt in der Sonne getrocknet. Unter dem jungen Laub ſtand der finſtere Bau wie eine große Kommode, in welcher alle gewelkten Blumen, die der Garten je getragen, und alle Moosbärte, die der Gärtner je von den Bäumen gekratzt, für ſpätere Geſchlechter aufbewahrt werden.

„Es iſt ein plumpes Haus," ſagte der Prinz.

„Grade das düſtere Ausſehen hat dem gnädigſten Herrn immer wohlgefallen," verſetzte der Hofmarſchall. „Wollen Ew. Hoheit nicht das Innere anſehen?" Langſam ging der Prinz die Stufen hinauf und durchſchritt die Zimmerreihe. Noch war der Modergeruch in den langverſchloſſenen Räumen nicht durch das Räucherwerk gebändigt, in allen Kaminen flammten die Scheite, aber die Wärme, welche ſie verbreiteten, kämpfte noch gegen die feuchte Luft. Die Einrichtung der Zimmer war durchaus regelrecht und vollſtändig. Schwere Portieren und Vorhänge mit großen Quaſten und geſchweifte Meublen mit vieler Vergoldung und weißen Kappen zur Schonung der ſeidenen Ueberzüge, Spiegel mit breiten Barokrahmen; um die Kamine Laubgewinde aus grauem Marmor, darüber geſchnörkelte Vaſen und Nippesfiguren aus gemaltem Porcellan. Im Boudoir ſtand auf einer Marmorconſole unter Glasglocke eine große Uhr, über dem Zifferblatt goß eine nackte vergoldete Nymphe aus ihrer Urne Waſſer, welches zu gelbem Eis gefroren war. Alles war reich ſtaffirt, aber die ganze Einrichtung, Meubel, Porcellan, Wände ſahen aus, als hätte nie ein Auge mit Freude darauf geruht, nie eine ſorgliche Hausfrau ſich des Beſitzes gefreut. Die Uhr war einſt ein Geburtstagsgeſchenk für den regierenden Herrn von einem gleichgültigen Verwandten geweſen, ſie war flüchtig be-

trachtet beim Kauf und eben ſo freudelos beim Empfange, jetzt war ſie mit einer Nummer eingetragen worden in die große Liſte, ſie hatte ſich in den erſten Jahren bemüht, durch Ticken ihr Zimmer behaglich zu machen, ihre Glasglocke hatte immer den Schall gedämpft, endlich hatte ſie die unnützen Verſuche aufgegeben und beharrte darauf, die zwölfte Stunde zu zeigen. Jetzt, wo der Kaſtellan ſie von Neuem aufgezogen, tickte ſie wieder müde und abgeſpannt, aber man ſah ihr den Wunſch an, auch dieſe Anſtrengung zu beenden. Es waren vornehme Allerweltsſachen, ſie hatten zuerſt in den großen Geſellſchaftsräumen geſtanden, welche bei Hoffeſten geöffnet werden, ſie hatten aufgehört, modern zu ſein und waren in Seitenzimmer gebracht worden. Jetzt war ihre Beſtimmung, im Verzeichniß fortgeführt zu werden von einer Generation auf die andere und alljährlich einmal gezählt, ob ſie noch vorhanden waren. So lebten ſie ein unſterbliches Daſein, geſchont und nicht gebraucht, bewahrt und nicht beachtet, und dabei ſollten ſie immer höher hinauf gefördert werden aus den Cavalierſtuben in die Zimmer der Unterbeamten, zuletzt nach langer Ruhe auf den Boden.

„Es iſt feucht und kalt hier," ſagte der Prinz an den Wänden umherblickend, und beeilte ſich wieder in's Freie zu kommen.

„Wie gefällt Ew. Hoheit die Einrichtung?" frug der Hofmarſchall.

„Sie geht an," verſetzte der Prinz, „bis auf die Bilder."

‚Einige, ſind freilich etwas frei," gab der Marſchall zu.

„Meinem Vater wird lieb ſein, wenn Sie dieſe bei Seite ſtellen. Wann wird Herr Profeſſor Werner erwartet?"

„Heut gegen Abend," verſetzte der Kammerherr. „Haben Hoheit vielleicht den Wunſch, den Gaſt nach ſeiner Ankunft zu empfangen oder ſelbſt zu begrüßen?"

„Fragen Sie deßhalb an," erwiederte der Prinz.

Als der Prinz mit ſeinem Begleiter die Treppe zu ſeinen

Zimmern im Schloſſe hinaufſtieg, begann der Kammerherr: „Die Frau Profeſſorin hat ſich früher einmal über die Blumen gefreut, welche Ew. Hoheit ihr ſandten, darf ich dem Hofgärtner den Auftrag geben, die Zimmer damit zu verſehen?“

„Thun Sie, was Ihnen paſſend dünkt,“ verſetzte der Erbprinz kalt. Er trat in ſeine Wohnung, ſah hinter ſich, ob er allein war, und ging mit ſchnellen Schritten zu dem Fenſter, von welchem er über den geſchorenen Raſenplatz und die blühenden Bosquets auf den Pavillon ſehen konnte. Er ſtarrte lange zum Fenſter hinaus, dann nahm er ein Buch vom Tiſch und ſetzte ſich in die Sophaecke, zu leſen, aber er legte das Buch wieder auf den Tiſch, ging haſtig auf und ab und ſah auf ſeine Uhr.

Die Hoftafel war vorüber. Die Damen warfen einen halben Blick hinter ſich, ob ihr Hintergrund der Abſchiedsverbeugung günſtig ſei, die Herren faßten die Hüte unter den Arm, der Hofmarſchall trat in die Nähe der Thür und hielt mit gefälligem Anſtand ſeinen Stock unter dem Goldknopf, ſichere Anzeichen, daß die höchſten Herrſchaften an den Aufbruch dachten. Die Prinzeß, welche noch in Trauer war, kreuzte den Weg des Bruders: „Wann kommen ſie? Ich bin neugierig,“ frug ſie leiſe.

„Sie ſind vielleicht ſchon da,“ antwortete dieſer vor ſich niederſehend.

„Ich fahre heut zum erſten Mal in's Theater,“ fuhr die Prinzeſſin fort, „kannſt du, ſo komm in die Loge.“

Der Prinz nickte. Dem Marſchall kam eine Meldung: er trug ſie zu dem Fürſten. „Dein Lehrer Profeſſor Werner iſt angekommen,“ ſagte der Fürſt laut zum Sohne, „du wirſt den Wunſch haben, ihn zu begrüßen.“ Er neigte ſich gegen den Hof, die jungen Herrſchaften ſchwebten hinter ihm aus dem Saale.

Der Kammerherr eilte dem Pavillon zu, ruhiger folgte der Hofmarſchall. Eine fürſtliche Equipage hatte die Reiſenden

von der letzten Station abgeholt, die Bäume des Parkes, die Anlagen und die erleuchteten Fenſter des Reſidenzſchloſſes flogen an den Reiſenden vorüber. Der Pavillon war nicht mehr ein unförmlicher Bau, wie heut am Tage vor dem rückſichtsloſen Strahl der Sonne und den gleichgültigen Augen der Hofherren. Der Mond beſchien die Front, er übermalte mit ſchimmerndem Firniß die Mauern, verſilberte die Backen der Engel und die dicken Tulpenblätter ihrer Guirlande, und hob von der hellen Wandfläche die Schatten der vorſpringenden Geſimſe kräftig ab. Aus der geöffneten Thür drang Kerzenglanz, Lakaien in reich galonirter Livree hielten die ſchweren Armleuchter. Der Haushofmeiſter, ein freundlicher Mann in Frack und Kniehoſen, ſtand im Hausflur und begrüßte die Ankommenden mit verbindlichen Worten. Hinter den Lakaien ſtieg Ilſe am Arm des Gatten über den Teppich der Stufen, und als der Diener die Portiere zurückſchlug und die Zimmerreihe im Kerzenglanz ſtrahlte, unterdrückte ſie mit Mühe einen Ausruf des Erſtaunens. Der Haushofmeiſter führte durch die Zimmer und erklärte kurz ihre Bedeutung, Ilſe erkannte mit ſchnellem Blick, wie ſtattlich und bequem auch die Nebenräume waren. Bewundernd ſtand ſie vor der Blumenfülle, die in Vaſen und Schalen aufgeſtellt war, ſie dachte, ob ihr kleiner Prinz dieſe zarte Aufmerkſamkeit gehabt, und war einen Augenblick enttäuſcht, als der Beamte erklärte, der Herr Kammerherr habe dies geſandt. Während ihr ein artiges Mädchen vorgeführt wurde, das ausſchließlich für ihren Dienſt beſtimmt war, ſtand Gabriel noch im Vorzimmer und überlegte, wohin er ſich und ſein Rüſtzeug tragen ſollte, damit die Stiefeln des Herrn Profeſſors morgen früh dem Glanz des Hauſes keine Schande machten, bis auch ihn einer der Lakaien in ſeine höhere Behauſung einführte und kameradſchaftlich auf die Laterne einer Reſtauration aufmerkſam machte, die für ruhige Stunden vorzüglich gelegen ſei.

Noch ging Ilſe wie betäubt von der Herrlichkeit durch

die Gemächer und prüfte grade den Verſchluß der Fenſter, um friſche Luft einzulaſſen, denn der ſtarke Geruch der Hyacinthen bedrohte mit Kopfſchmerz, da kam der Kammerherr und hinter ihm der Hofmarſchall, auch ein artiger Herr von ſehr feinem Weſen, und beide ſprachen ihre Freude aus, den Profeſſor und ſeine Gemahlin hier zu begrüßen, ſie erboten ſich zu jedem guten Dienſt und erklärten an den Fenſtern die Lage des Pavillons. Plötzlich riß der Lakai die Flügelthüren auf: „Des Erbprinzen Hoheit.“

Der junge Herr trat langſam über die Schwelle, er verneigte ſich ſtumm vor Ilſe und bot dem Profeſſor die Hand: „Mein Vater trug mir auf, Ihnen ſeine Freude auszuſprechen, daß Sie ſeinen Wunſch erfüllt haben,“ und zu Ilſe gewandt fuhr er fort: „Möchte Ihnen die Wohnung ſo bequem ſein, daß Sie Ihr Quartier an der Waldwieſe nicht zu ſehr vermiſſen.“

Ilſe ſah mit inniger Freude auf ihren Prinzen; er war, wie ihr ſchien, noch ein wenig gewachſen, ſeine Haltung war immer gedrückt, aber die Wangen waren doch etwas geröthet, es ging ihm nicht ſchlecht, das war wohl zu ſehen. Auch der kleine Bart war ſtärker und ſtand ihm gut.

Sie erwiederte: „Ich wage mich noch kaum umzudrehen, es iſt wie in einem Feenſchloß, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Geiſt aus der Wand ſpringen wird und fragen: befehlen Sie vielleicht, durch die Luft zu fahren? vier Schwäne halten mit einem goldenen Wagen am Fenſter; man braucht auch keinen Stuhl, um hinein zu ſteigen, denn die Fenſter reichen ja bis auf den Fußboden. — Die Parkſtraße ſendet ihre Huldigungen, und für die Sendung, welche mir der Herr Kammerherr unter die letzten Chriſtbäumchen machte, ſage ich Ew. Hoheit noch von Herzen Dank.“

Der Profeſſor trat zum Prinzen, nannte ihm die Namen einiger Collegen, welche ſich ihm zu geneigtem Andenken empfehlen ließen, und bat, dem Fürſten ſeinen Dank für die gaſtliche

Aufnahme auszuſprechen, bis ihm ſelbſt die Ehre werde, ſich dem hohen Herrn vorzuſtellen. Alles kräuſelte ſich in runden und zierlichen Schnörkeln, die Lampen und ſilbernen Armleuchter glänzten, die Hyacinthen ſendeten aus allen Glöckchen ſüßen Wohlgeruch, die geſchloſſenen Vorhänge gaben den Zimmern ein trauliches Ausſehen, und an der gemalten Decke hielt ein fliegender Amor ein rothes Mohnbüſchel über die Häupter der Gäſte.

„Heut überlaſſen wir Sie der Ruhe, Sie müſſen ermüdet ſein," ſchloß der Prinz den Beſuch, und der Kammerherr verſprach morgen bei guter Stunde dem Profeſſor mitzutheilen, wann der Fürſt ihn empfangen werde. Kaum hatten die Herren ſich entfernt, als ein Diener meldete, daß das Diner im Nebenzimmer ſervirt ſei. „Jetzt zum Abend?" wandte Ilſe ſchüchtern ein.

„Das hilft nichts," verſetzte der Profeſſor, „du haſt den erſten Schritt gethan, erweiſe auch ferner deine Tapferkeit." Er bot ihr in dieſer ritterlichen Luft den Arm, der Mann mit den Treſſen führte in das Nebenzimmer und rückte die Stühle des reichgeſchmückten Tiſches. Die Gänge wollten kein Ende nehmen, trotz Ilſes Proteſt ſchnurrte das volle Diner ab, und ſie ſagte endlich; „Ich laſſe mir Alles gefallen, dieſen Geiſtern gegenüber hilft kein Sträuben, wer in einem Fürſtenſchloſſe lebt, muß auch ſeine Dreiſtigkeit haben."

Als die Mahlzeit endlich abgetragen und Ilſe auch ihrer Sorge um Gabriel enthoben war, begann ſie ſogleich ſich geſchäftig einzurichten. Während ſie auspackte und in Schränke und Schubkäſten legen ließ, ſagte ſie heimlich zum Gatten: „Das iſt ein ſehr ſchöner Willkommen, Felix, und ich habe jetzt ein rechtes Vertrauen, daß Alles gut gehen wird."

„Haſt du denn je daran gezweifelt?" frug der Profeſſor.

Ilſe antwortete: „Ich habe eine heimliche Angſt gehabt bis zu dieſer Stunde, weiß ſelbſt nicht warum, jetzt aber iſt ſie verſchwunden, denn die Menſchen ſind hier alle freundlich und ſehen gutherzig aus."

Der Prinz ging durch die Anlagen dem Schloſſe zu. Hinter ihm unterhielten ſich die beiden Cavaliere.

„Das iſt ja eine exquiſite Erſcheinung," ſagte der Hofmarſchall, „eine Schönheit erſten Ranges, darin iſt Race."

„Es iſt eine in jeder Hinſicht ausgezeichnete Frau," verſetzte der Kammerherr laut.

„Das haben Sie mir ſchon einmal geſagt," erwiederte der Hofmarſchall, „ich gratulire Ihnen nachträglich zu dieſer Bekanntſchaft von der Univerſität."

„Wie gefällt Ihnen der Profeſſor?" frug ablenkend der Kammerherr.

„Er ſcheint ein geſcheuter Mann," verſetzte der Hofmarſchall gleichgültig. „Nun, es iſt lange her, daß der Pavillon keine ſolche Schönheit bewahrt hat."

Der Prinz wandte ſich um, er ſah beim Schein des großen Kandelabers am Schloſſe, daß die Herren einen ſchnellen Blick mit einander austauſchten.

Der Wagen des Prinzen hielt an der Treppe, er ſtieg ein ohne Wort und Gruß für ſeine Begleiter und fuhr in die Oper. Dort trat er in den Salon der fürſtlichen Loge.

„Wie gefallen ſich die Fremden in ihrem Pavillon?" frug der Fürſt freundlich.

„Sie ſind mit Allem zufrieden," verſetzte der Erbprinz, „aber die Räume ſind feucht, und ſie werden für längern Aufenthalt ungeſund ſein."

„Sie waren das doch bis jetzt nicht, ſoviel ich mich erinnere," verſetzte der Fürſt kalt, „ich hoffe, auch du wirſt dich davon überzeugen." Und zu dem Kammerherrn gewandt befahl er: „Morgen nach dem Frühſtück wünſche ich Herrn Werner zu ſprechen."

Der Erbprinz ging in die Loge ſeiner Schweſter und ſetzte ſich ſtumm an ihre Seite.

„Wo ſind die Plätze der Fremden?" frug die Prinzeſſin.

„Ich weiß nicht," erwiederte der Prinz. Die Prinzeſſin

ſah fragend hinter ſich. „Gegenüber, die Fremdenloge,“ erklärte der Kammerherr, „aber ſie haben heut wohl noch mit ihrer Einrichtung zu thun.“

„Was iſt dir, Benno?“ frug die Schweſter nach dem erſten Akt, „du huſteſt.“

„Ich habe mich ein wenig erkältet, es geht vorüber.“

Nach dem Theater zog ſich der Prinz in ſein Schlafzimmer zurück und klagte gegen Krüger über Kopfſchmerz und rauhen Hals. Als er allein war, öffnete er das Fenſter und ſah über die Anlagen nach dem Pavillon, deſſen Lichter wie Sterne durch die Nacht ſchimmerten. Der Prinz horchte, ob er einen Ton von drüben erlauſchen könne. Ihm war warm, denn er nahm ſeine Halsbinde ab und ſtand lange unbeweglich am Fenſter, bis die kühle Nachtluft ſein Zimmer durchzogen hatte und drüben das letzte Licht erloſchen war. Dann ſchloß er leiſe die Flügel und ging zu Bett.

Vorſichtig war das nicht, denn der Prinz, deſſen Geſundheit ohnedies leicht geſtört wurde, fühlte ſich am nächſten Morgen ſtark erkältet, der Leibarzt ward eilig gerufen, der Prinz mußte das Bett hüten.

Als dem Fürſten die Erkrankung des Erbprinzen gemeldet wurde, gerieth er in ſehr üble Laune. „Grade jetzt,“ rief er, „er hat alles Unglück eines kränklichen Menſchen.“ Noch als der Profeſſor gemeldet wurde, war die Weiſe, in welcher der Fürſt die Meldung annahm, ſo kalt und wegwerfend, daß der Kammerherr um die nächſte Stunde des Profeſſors beſorgt wurde. Indeß übten die lange Gewöhnung ſich huldreich darzuſtellen und die ſichere Haltung des Profeſſors beſänftigenden Einfluß, nach wenigen einleitenden Worten verſetzte der Fürſt die Unterhaltung nach Italien, es fand ſich, daß der Profeſſor in Briefwechſel mit einem vornehmen Römer von ungewöhnlicher Gelehrſamkeit ſtand, den der Fürſt zu ſeinen näheren Bekannten zählte, und daß er in Italien auch in den Kreiſen gelebt, welche dem Fürſten bei ſeiner letzten Reiſe wohlgethan

hatten. Dadurch wurde der Professor dem Fürsten allmälig in ganz anderes Licht gestellt, er hatte ihn als ein gleichgültiges Werkzeug herzugeholt und sah jetzt in ihm einen Mann, der persönliche Beachtung zu fordern hatte, weil er mit Andern bekannt war, deren Stellung der Fürst respectirte. Darauf frug der Fürst, wie es mit der verlorenen Handschrift stehe und beobachtete lächelnd den leidenschaftlichen Eifer des Professors, als dieser ihm von der neuen Spur berichtete, die er in den Akten gefunden. „Es wird gut sein, wenn Sie mir in einem Memorial den ganzen Stand der Angelegenheit auseinandersetzen, das kommt meinem Gedächtniß am besten zu Hülfe; fügen Sie bei, welche Förderung Sie von mir oder meinen Beamten irgend wünschen.“ Der Professor war dafür sehr dankbar.

„Ich lasse mir nicht nehmen, Sie selbst in das Antikenkabinet zu führen,“ fuhr der Fürst fort, „ich will dabei erfahren, wie ein Gelehrter, der volles Sachverständniß hat, die stillen Freuden eines übel unterrichteten Sammlers ansieht.“

Die Thüren flogen auseinander, der Gelehrte betrat an der Seite des Fürsten die weiten Säle. „Wir gehn zuerst flüchtig durch die Zimmer, damit ich Ihnen kurz Inhalt und Anordnung vorführe,“ sagte der Fürst. Er berichtete, der Professor blickte auf eine Fülle von hübschen und lehrreichen Ueberresten des Alterthums, auf Vieles, was ihm ganz neu war. Bald überließ der Erklärer den Gelehrten seinem eigenen Auge. Und jetzt gab dieser die Erläuterung: hier eine Inschrift, die wahrscheinlich noch Niemand abgeschrieben hatte, dort ein Thongefäß mit sehr interessantem Bilde, dort eine Statuette, merkwürdige Variation eines berühmten antiken Bildwerks, hier die unbekannte Münze eines römischen Geschlechts mit einem Familienwappen, dort wieder eine lange Reihe von Amuletten mit räthselhaften Zeichen. Es war dem Fürsten Freude, Unscheinbares als bedeutend zu erkennen und jeden Augenblick über Werth und Namen neue Aufschlüsse zu erhalten, der Professor aber hatte den Takt lange Erklärungen zu vermeiden.

Er ſelbſt blickte mit friſcher Freude auf die Sammlung. Grade war für ihn eine Zeit gekommen, wo er, nicht durch größere Arbeit beſchäftigt, eine heitere Empfänglichkeit für die Eindrücke mitbrachte, und bei jedem Schritte empfand, wie reizvoll die neuen Anſchauungen waren, welche er erhielt. Denn ſehr Vieles ſtand hier, was zu näherer Unterſuchung lockte. Von dem ſchönen Behagen, welches er darüber fühlte, ging etwas auf den Fürſten über. Seine Fragen und die Antworten des Profeſſors nahmen kein Ende, bei vielen Stücken freute den Fürſten zu erzählen, wie er dazu gekommen, und der Profeſſor wußte ihn immer mit kleinen Geſchichten ähnlicher Funde zu neuem Berichte zu veranlaſſen. So vergingen einige Stunden, ohne daß der Fürſt Ermüdung merkte, und er war höchlich erſtaunt, als ihm die Meldung wurde, daß die Stunde des Diners nahe ſei. „Das iſt nicht möglich," rief er, „Sie verſtehen die ſchwerſte aller Künſte, die Zeit vergeſſen zu machen. Ich erwarte Sie bei Tafel, morgen ſehen Sie, ungeſtört durch mein Dazwiſchenreden, die Sammlung noch einmal an, dann gönnen Sie mir auch darüber ſchriftlichen Bericht, was die Aufſtellung zu wünſchen läßt, und wie zu machen iſt, daß das Beachtungswerthe auch der Wiſſenſchaft zu gute kommt."

Bei Tafel — es war Niemand anweſend als einige Cavaliere, denen der Profeſſor nach dem Rath des Kammerherrn ſchon am Morgen ſeinen Beſuch gemacht — wurde die Unterhaltung fortgeſetzt. Der Fürſt erzählte viel von Italien und verfehlte nicht im leiſen Anſchlag auch die perſönlichen Beziehungen des Profeſſors zu Bekannten des Fürſten durchklingen zu laſſen, damit ſein Hof über den Mann, der ihm gefiel, unterrichtet werde. Es war eine hübſche rollende Unterhaltung, und ehe der Fürſt die Geſellſchaft verließ, wandte er ſich noch einmal zum Profeſſor und ſagte: „Ich wünſche lebhaft, daß Sie ſich bei uns wohl fühlen, ich hoffe auf mehr als einen Tag, der für mich ſo anmuthig wird, als der heutige."

Auch dem Profeſſor war der Tag eine rechte Erfriſchung

geweſen, und in gehobener Stimmung ſagte er beim Herausgehen zu dem Oberſthofmeiſter: „Des Fürſten Hoheit verſteht gut, Wohlthuendes zu ſagen.“ Der Oberſthofmeiſter neigte artig das weiße Haupt: „Das iſt Beruf der Fürſten.“

„Wohl,“ fuhr der Profeſſor freudig fort, „aber ſo warmes Eingehen auf Einzelheiten bei einem ziemlich entlegenen Gebiete wiſſenſchaftlicher Forſchung war mehr, als ich vorausgeſetzt habe.“ Der Oberſthofmeiſter machte eine höfliche Bewegung, welche andeuten ſollte, daß er nicht geſonnen ſei, zu widerſprechen, ließ ſich einen altfränkiſchen kleinen Mantel umhängen, neigte ſich ſchweigend gegen die Herren, welche in ähnlicher Thätigkeit begriffen waren, und ſtieg in ſeinen Wagen.

Der Fürſt war an Geiſt und Bildung der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen überlegen. Er hatte viel von der Elaſticität ſeiner Jugend in das höhere Mannesalter gerettet, ſein körperliches Befinden war vortrefflich und er pflegte ſeine Geſundheit ſorgfältig, er durfte ſich im Nothfall noch Anſtrengungen zumuthen, welche einem jüngeren Mann hart geweſen wären. Als junger Herr hatte er ſich den Wallungen der damals modiſchen Poeſie mit offener Empfindung hingegeben, höher und freier fühlen als andere Menſchen war ihm eine willkommene Lehre geweſen. Er hatte damals in Briefwechſel mit namhaften Gelehrten und Künſtlern geſtanden, erzählte gern, wie er einem hervorragenden Geiſt da und dort näher getreten war, und eine berühmte Sängerin bewahrte noch in alten Tagen ein beſonders koſtbares Armband, das er ihr einſt auf der Bühne in leidenſchaftlichem Enthuſiasmus ſelbſt um den Arm gelegt hatte. Aber ſeine Jugend- und Manneszeit war in eine ſchwache kränkliche Periode unſerer Entwickelung gefallen. In den Jahren, wo ein fremder Eroberer die deutſchen Fürſten behandelt hatte, wie die große Mehrzahl derſelben verdiente, hatte er auch, noch ein Jüngling, ſich vor dem Fremden ge-

beugt und den Sinkenden zu rechter Zeit verlassen, um sich die Aussicht auf sein Land zu retten. Seitdem hatte er über verkümmerte Menschen geherrscht, denn er hatte sein Gebiet in einer Zeit großer Erschöpfung übernommen, er hatte wenig darin gefunden, was er zu ehren und zu scheuen gezwungen war, selten ein Recht, das von festen Männern gegen ihn geltend gemacht wurde, keine öffentliche Meinung, welche stark genug war, seinen Uebergriffen die geschlossene Faust eines einmüthigen Entschlusses entgegen zu halten. Sein Land wurde durch die Beamten regiert, die Beamtenstellen immer wieder vermehrt, über jeden verlorenen Schlüssel einer Dorfkirche wurde ein Aktenbündel angelegt, er ließ dies weitläufige Formenwesen, in dem die Bevölkerung wie erstarrt dahinlebte, ruhig gewähren, und sorgte nur dafür, daß die Beamten, wo einmal sein persönliches Interesse in das Spiel kam, gefügige Diener waren, welche ihm Geld schafften und ein begangenes Unrecht ihres Herrn behend der Oeffentlichkeit entzogen.

Er selbst war, wo er mit seinem Volk in Verbindung trat, leutselig und von bester Laune, machte den Bittenden leicht, ihm zu nahen, hörte gefällig alle Klagen und schob theilnehmend die Schuld auf die Beamten. Er war nicht unpopulär; zuweilen murrten Unzufriedene über die hohen Steuern und über kostspielige Ausgaben ihres Fürsten, hier und da drang eine Anekdote aus seinem Privatleben in die Oeffentlichkeit, aber die neue Zeit, welche sich auch in seinem Lande regte, kämpfte nur schwach in unbehülflichen Anläufen gegen das System seiner Regierung. Und obgleich er als Regent keine Neigung zeigte, Uebelstände aus eigenem Willen zu bessern, erschien er den Fernstehenden doch als ein humaner, persönlich gutherziger Mann. Er hatte für Jeden einen freundlichen Gruß, ein gnädiges Wort bereit, er wußte viel von den Privatverhältnissen seiner Unterthanen und erwies den Einzelnen bei Gelegenheit seine persönliche Theilnahme; er liebte die Kinder, denn er blieb bisweilen auf der Straße vor hübschen

Knaben und Mädchen ſtehen und frug nach ihren Eltern, veranſtaltete alljährlich den Schulkindern ſeiner Reſidenz ein Feſt, erſchien ſelbſt dabei, lachte und freute ſich über ihre Spiele.

Sein Hof war in vieler Beziehung ein Muſter von Ordnung und gefälligem Schein. Auch gegen ſeine Umgebung blieb er der vornehme Mann, und erreichte, was für einen Fürſten das Schwerſte iſt, daß die, welche ihn täglich umkreiſten, faſt immer ein Gefühl ſeiner Ueberlegenheit hatten. Er war nie Militär geweſen, er enthielt ſich nicht ſarkaſtiſcher Bemerkungen über die kriegeriſchen Paſſionen anderer Friedensfürſten, und ſein Hof blieb lange Zeit frei von der militäriſchen Umgebung, welche an Nachbarhöfen den Dienſt der alten Chargen in den Hintergrund drängte und Uebelſtände der früheren Hofordnung mit neuen vertauſchte, welche nicht geringer waren. Doch allmählich machte er auch der Mode einige Zugeſtändniſſe, auch ſeine Adjutanten wurden einflußreiche Mitglieder des Hofhaltes. Der Dienſt bei ihm galt nicht für bequem, und er war trotz ſeiner Ruhe von den Herren ſeines Hofhaltes gefürchtet. Denn es gab, Stunden wo, wie es ſchien, ſein gehaltenes Weſen nicht nur mit Härte verſetzt war, ſondern mit einer ganz fremdartigen Zuthat, in ſolchen Augenblicken fiel ein cyniſcher Scherz oder ein brüskes herausforderndes Urtheil von ſeinen Lippen und er verlor jede Rückſicht auf Stimmung und Anſprüche ſeiner Umgebung. Aber Cavaliere und Adjutanten ertrugen die geheimen Dornen ihrer Stellung ohne die laute Kritik, welche ſonſt wohl von der Umgebung ſouveräner Herren ausgeht. Denn der Fürſt verſtand es, ſie vor Fremden zu heben. Er hielt ſtreng auf Etikette, auch zu ihren Gunſten, vertrat geſchickt ihr Intereſſe bei den Courtoiſiegeſchenken, bei Orden und Brillanten, welche fremde Herrſchaften ſeinem Hofe zu machen verbunden waren; er muthete ihnen nie zu, was gegen die Würde ihres Amtes war. Und er wußte Fremden gegenüber ſich und ſeinen Hofſtaat ſtets würdig zu behaupten.

Seine Gemahlin war früh geſtorben, der bleichen zarten Dame bewahrten die Bewohner der Reſidenz immer noch ein dankbares Andenken. Man erzählte daß die Ehe keine glückliche geweſen ſei, doch die Trauer des Fürſten nach dem Verluſt war heftig und dauernd, er ſprach noch immer mit großer Zärtlichkeit von der Geſchiedenen, und heftete ſelbſt alljährlich am Todestage einen Kranz an ihr Grabgewölbe.

Er hatte zwei Kinder. Das älteſte, die Prinzeſſin, war nach dem Tode des Gemahls an den Hof zurückgekehrt, und der Fürſt behandelte ſie vor den Augen des Hofes und des Volkes mit beſonderer Rückſicht. Dem Hofprediger hatte er ihretwegen ſein ganzes Herz aufgeſchloſſen. „Ich ſähe ſie gern auf's Neue vermählt, ſie hat das Recht, Anſprüche an das Leben zu machen, das Herz iſt warm, die Natur kräftig, und meinen Erfahrungen nach hat ein langer Wittwenſtand für eine Fürſtin viele Uebelſtände. Aber ich fürchte, ſie wird widerſtreben. Ich bin gegen dies Kind vielleicht immer ein ſchwacher Vater geweſen. Sie wiſſen, hochwürdiger Herr, wie ſehr ſie immer mein Liebling war.“ Darauf hatte der fromme Herr mit gefalteten Händen ausgerufen: „Ich weiß es, und ich weiß, wie warm das Herz der durchlauchtigſten Prinzeſſin an ihrem geliebten Vater hängt.“ Auch das Volk merkte, daß der Fürſt ein guter Vater war. An jedem Geburtstage der Tochter wurde großes Hoffeſt befohlen, und als der Fürſt einſt in dieſer Zeit auf Reiſen geweſen war, erſchien er doch wider Erwarten am Abend des Geburtstages in der Loge der Prinzeſſin, küßte noch in Reiſekleidern die hohe Dame vor allem Volk auf die Stirn und ſagte, daß er ſeine Rückkehr beeilt habe, um ihr zum Feſte ſeinen Glückwunſch zu bringen. Auch ſonſt verſäumte er keine Gelegenheit, ihr kleine Artigkeiten zu erweiſen, die bei jedem Vater den Eindruck liebenswürdiger Ritterlichkeit machen, beim regierenden Herrn doppelt werthvoll ſind. Vor jedem Ball ſandte er ſelbſt der Tochter einen Blumenſtrauß, und jedesmal ließ er ſich denſelben vorher durch den Hofgärtner

in das Schloß bringen, um ihn anzuſehen. Er hatte gern, wenn diſtinguirte Reiſende auch vor den Gemächern der Prinzeſſin ihre Ankunft meldeten, und achtete genau darauf, ob ſie ſich während ihrer Tournee durch den Saal auch gut unterhielt. Die Nebenſterne irdiſcher Hoheit haben bei ihrem Umkreiſen in der Geſellſchaft auf die Bewegungen der Hauptſonne geheime Rückſicht zu nehmen, die Prinzeſſin vergaß wohl einmal vor einem intereſſanten Gaſt dieſe Rückſicht, dann verzögerte der Fürſt um ihretwillen ſeinen Aufbruch, ſah lächelnd nach ihr hin und hatte einen bequem ſtehenden Cavalier noch etwas Scherzhaftes zu fragen. Der Hof wußte freilich, daß in ſolchen Augenblicken die Scherze herber Natur waren, und man beeiferte ſich dann gar nicht in ſeiner Nähe zu ſtehen. Denn trotz der großen Mühe, welche ſich der Fürſt gab, ſein Verhältniß zur Prinzeſſin gut darzuſtellen, behauptete man doch, daß er ſie in der Stille mit Abneigung betrachtete. Wohl iſt einem Fürſten möglich, ſeiner täglichen Umgebung in wichtigen Dingen undurchdringlich zu bleiben, aber es iſt faſt unmöglich, ſie dauernd zu täuſchen.

Anders war die Stellung des Vaters zum Sohn. Dieſer war als ein kränklicher ſchüchterner Knabe durch die herriſche Weiſe, in welcher der Vater ſeine Erziehung überwachte, noch unſicherer geworden. Der Knabe hatte kein Talent gehabt, ſich wirkungsvoll darzuſtellen, noch jetzt wurde ihm ſchwer, in der Unterredung mit Fremden ſeine Schüchternheit zu überwinden. Wenn ihm die Liſte der Eingeladenen überreicht wurde, und er überlegte, was er mit den Einzelnen ſprechen ſolle, ſo fielen ihm ſelten geſcheute Fragen ein, und was er dann etwa vorbrachte, kam noch ſo ungeſchickt heraus, daß man deutlich merkte, er hatte den Kram einſtudirt. Selbſt dem Hofe gegenüber war der Prinz ſchweigſam und theilnahmlos, Damen und Herren waren deßhalb geneigt anzunehmen, daß er ein wenig bête ſei. Der Vater behandelte ihn mit Nichtachtung, und dem Sohne gegenüber klang ſeine Stimme

zuweilen kurz und hart, als wenn es sich nicht der Mühe lohne, die Geringschätzung zu verbergen.

Darin aber that man dem Fürsten Unrecht. Ein regierender Herr sieht in dem Sohne leicht den jüngern Rivalen. Der Sohn wird sein Nachfolger, er ist dazu da, schon in der nächsten Generation seinen Vater vor aller Welt zu widerlegen, seine Einrichtungen umzustoßen, die Unzufriedenen und Gegner zu versöhnen. Es ist unvermeidlich, daß ihm einmal, wenn er Herr geworden, der Blick auf Vielem haftet, was unter der früheren Regierung nicht gut gewesen ist, daß ihm Alles zugetragen wird, was sein Vater im Geheimen gefehlt und gesündigt hat. Das war auch für den Fürsten Grund genug, den Erbprinzen fremd und kalt zu behandeln. Jetzt war er ein Nichts, ein machtloser Sclave, der jeden Thaler nur durch die Gnade des Vaters erhielt, einst sollte er Alles sein. Aber der Sohn war in seinen Augen unbedeutend, wie willenlos bewegte er sich in vorgeschriebenem Gleise, er hatte nie getrotzt, war mit Allem zufrieden, hatte sich schweigend und ehrerbietig jedem Befehle gefügt, es war nicht anzunehmen, daß er in Wahrheit selbst regieren würde, er konnte den Vater schwerlich in Schatten stellen. So kam zu der ruhigen Nichtachtung, welche in der Seele des Vaters lebte, allmälig ein kühles, fast mitleidiges Wohlwollen. Die furchtsame Unterwürfigkeit des Prinzen war dem Fürsten sehr bequem, es wurde ihm behaglich, das schwache Rohr, welches die Zukunft seiner Familie tragen sollte, für das Leben mit den Stützen zu versehen, welche der Fürst zu geben verstand. Ihm gegenüber gab er sich wie er war, was er etwa für ihn that, geschah mit der Empfindung, daß er nicht sich, sondern einem Andern Gutes erwies.

Und grade jetzt, wo der Fürst sich bemüht hatte, dem Erbprinzen eine Freude zu machen, wurde dieser krank!

Ilse ging mit Gabriel durch die Zimmer und versuchte die Einrichtung nach ihres Herzens Wunsch zu stimmen, sie rückte über den Tischen, prüfte den Zug an den Vorhängen

und betrachtete mißtrauisch die Malerei der Porcellanvasen. „Kaufen Sie in der Stadt einen Lampenschleier, den hängen wir über die große Uhr.“

„Es ist ohnedies noch eine andere da, welche sich nicht weigert, zu gehen,“ versetzte Gabriel. „Auch hört man die Uhr vom Schlosse, aber sie schlägt so traurig, daß man die Geduld darüber verliert. Mich wundert, daß in dieser schönen Einrichtung Eines fehlt, und das ist eine Uhr mit dem Kukuk. Der würde sehr passen, er macht Leben, wenn er seine Thür öffnet und tiefe Complimente schneidet, ist es ganz wie bei Hofe. Denn höflich sind sie hier, wenn auch das Gemüth hinterlistig ist. Dem Lakaien traue ich nicht, er frägt mich zu sehr aus. Wie wär's, wenn man den abschaffte? Ich bin doch allein im Stande, mit dem Mädchen diese Wirthschaft zu besorgen. Gekocht kann nicht werden, es ist gar keine Küche da, man muß wegen jedem Topf warmen Wassers hinübergehen unter die Weißjacken, die im Keller wie Geister durcheinander wirthschaften.“

„Da hilft nun nichts,“ entschied Ilse, „wir müssen uns in die Ordnung gewöhnen, Hoffahrt will Noth leiden, Geheimnisse haben wir nicht und ich weiß, Sie werden vorsichtig sein.“

„Die Gärtner haben auch einen Tisch und Stühle vor das Haus gestellt und Blumen darum,“ sagte Gabriel, „darf ich die Arbeit hinunter tragen? Die Sonne scheint warm.“

Ilse trat vor das Haus, neben der Thür war ein Raum durch aufgestellte Topfgewächse abgegrenzt, ein traulicher Platz im warmen Mittagslicht, man übersah aus dem grünen Versteck die Wege und den geschorenen Rasenteppich bis zu den Mauern des Schlosses. Ilse saß auf dem Gartenstuhl nieder, hielt ihre Stickerei in den Händen und blickte hinüber auf den großen Steinpalast, der sich mit seinem Thurm und neuen Seitengebäuden einige hundert Schritt von ihr erhob. Dort wohnten die Großen der Erde, denen sie plötzlich so nahe gekommen war. Sie zählte die Reihe der Fenster und dachte,

daß viel mehr als hundert Stuben und Säle darin sein müßten, alle stattlich und vornehm eingerichtet, und sie überlegte, wie viel Menschen wohl dazu gehörten, ein solches Gebäude zu füllen, damit es nicht leer und öde aussehe. Der Tritt eines Mannes störte ihre Gedanken. Ein Herr in gesetzten Jahren ging auf dem Kiesweg, er näherte sich, es war der Fürst. Ilse stand erschrocken auf, der Fürst trat langsam auf sie zu. „Madame Werner?" fragte er, seinen Hut berührend. Ilse verneigte sich tief, ihr pochte das Herz, unvorbereitet stand sie dem Manne gegenüber, der ihr in der ganzen Mädchenzeit als der höchste Mensch auf Erden gegolten hatte. Wenn sie ihn einmal gesehen, war es immer nur in vornehmem Vorüberschreiten gewesen, und doch hatten ihre Gedanken seit den Jahren, wo sie ihn mit Krone und Scepter eines Kartenkönigs schmückte, in scheuer Ehrfurcht an ihm gehangen. Oft, wenn sie den Erbprinzen ansah, hatte sie versucht, sich vorzustellen, wie sein Vater sein müsse; was sie etwa über ihn gehört, hatte nicht geholfen, ihr die Bangigkeit zu vermindern.

Der Fürst sah mit Wohlgefallen auf das schöne Weib vor ihm, welches in stummer Betroffenheit den schmeichelhaftesten Gruß entgegenbrachte. „Sie sind mir nicht fremd," begann er, „und Sie haben Ursache, mit den Jahren zufrieden zu sein, welche seit meiner Fahrt über den Hof Ihres Vaters vergangen sind. Versuchen Sie jetzt, wie sich's bei uns lebt. Auch wir freuen uns des Frühlings, und ich sehe, die Sonne blickt freundlich auf den Platz, wo Sie sich ansiedeln." Er setzte sich auf einen Gartenstuhl, indem er auf einen andern wies. „Lassen Sie sich in Ihrer Arbeit nicht stören, ich bin ein Spaziergänger, der einen Ihrer Stühle erbittet, wenige Minuten zu rasten."

„Die Arbeit lag in müßiger Hand," antwortete Ilse, „ich sah hinüber nach dem Schloß und überdachte, wie groß der Haushalt sein muß, der so viel Raum fordert."

„Es ist ein alter Bau," bemerkte der Fürst, „manches

Jahrhundert hat gearbeitet, ihn zu vergrößern, und doch will nach der Meinung meiner Beamten der Raum immer noch nicht reichen. Man breitet ſich leicht anſpruchsvoll aus. Aber grade dann erfreut es wieder einmal, ſich ganz in's Enge zu ziehen, ich ſelbſt habe ſonſt dieſen Pavillon bewohnt, allein, mit wenigen zuverläſſigen Dienern. Solche Einſamkeit that wohl."

„Das kann ich mir denken," verſetzte Ilſe theilnehmend. „Uns kleinen Leuten aber iſt neu, ein ſo großes Weſen ſo prächtig eingefaßt zu ſehen. Schloß und Hofraum ſtehen unter den blühenden Bäumen, wie ein großer Edelſtein im Golde. Mir iſt's von Herzen lieb, daß ich Ew. Hoheit Haus und Leben jetzt ſo in der Nähe erblicke, man hat doch einen Anhalt und weiß, wie man ſich die Umgebung des gnädigſten Landesherrn denken ſoll."

„Sie betrachten ſich alſo noch als Kind des Landes?" ſagte der Fürſt lächelnd.

„Das iſt natürlich," antwortete Ilſe. „Von kleinauf habe ich von Ew. Hoheit als unſerm Oberherrn gehört, ſo oft ich in die Zeitung ſah, fand ich Ew. Hoheit Namen unter den Befehlen, überall habe ich Ew. Hoheit Bild geſehen, und ſeit ich in die Kirche ging, habe ich für Ew. Hoheit Glück und Geſundheit gebeten. Das giebt ein Verhältniß, es iſt freilich einſeitig, denn Ew. Hoheit können ſich nicht um uns Alle kümmern, wir aber denken und ſorgen viel um den Landesherrn."

„Und beſprechen ihn auch zuweilen unzufrieden," verſetzte der Fürſt in guter Laune.

„Wie's grade kommt, gnädigſter Fürſt," verſetzte Ilſe ehrlich, „man ſpricht auch von ſeinen Nachbarn nicht immer das Beſte. Zuletzt in Ernſt und Noth kommt doch das gute Herz zum Vorſchein. Eben ſo iſt es mit dem Landesherrn, Jeder macht ſich von ihm ein Bild nach ſeinem Wiſſen und Meinen, hofft auf ihn und zürnt mit ihm, zuletzt denkt er doch daran, daß ſein Fürſt und er zu einander gehören."

„Es wäre zu wünſchen, daß ſo billiger Sinn ſich an jedem Unterthan erwieſe," entgegnete der Fürſt. „Aber die Treue wankt, die perſönliche Zuneigung ſchwindet."

„Viele wiſſen auch zu wenig von ihrem Landesherrn," entſchuldigte Ilſe, „wie ſoll man ihm gut werden, wenn man wenig von ihm ſieht? Denn das Sehen thut viel; wir um Roſſau haben ſelten die Ehre, unſern Fürſten mit Augen zu erblicken."

„Die Geſinnung jener Gegend wird mir als unzuverläſſig geſchildert," verſetzte der Fürſt.

„Wir ſitzen im Winkel, aber wir haben auch unſer Herz. Ew. Hoheit erinnern ſich kaum noch an die Mädchen von Roſſau, welche Ew. Hoheit vor ſiebzehn Jahren an der Ehrenpforte empfingen. Es waren ihrer zwanzig, mehr hatte die kleine Stadt nicht aufgebracht. Sie trugen aber Alle die Landesfarben an Mieder und Rock, die Kleider mußten ſie ſich natürlich ſelbſt kaufen. Eine der Mädchen war blutarm, ſie war aber hübſch und ſollte nicht wegbleiben, da nähte ſie wochenlang vorher in der Nacht, ſich das Geld zum Kleide zu ſchaffen. Noch in ihrer letzten Krankheit, denn ſie iſt jung geſtorben, bat ſie, man möchte ihr im Sarge daſſelbe Kleid anziehen, denn der Tag war ihre größte Freude und Ehre geweſen. Ew. Hoheit aber konnten ſich damals gar nicht aufhalten, fuhren ſchnell durch die Ehrenpforte und haben vielleicht die Mädchen nicht einmal geſehen."

Während Ilſe ſprach, warf ſie verſtohlen Semmelkrumen zur Seite. Der Fürſt ſah auf ihre Hand. Ilſe entſchuldigte ſich. „Der Fink ruft ſeinem gnädigſten Landesherrn zu: „Gieb, gieb!" Die kleinen Broteſſer hier ſind gut gezähmt."

„Sie werden wahrſcheinlich von der Dienerſchaft gefüttert," ſagte der Fürſt.

„Die Thiere zu lieben iſt auch unſere Landesart," rief Ilſe, „und zahme Vögel ſtehen einem Herrenſchloß gut, denn hier ſoll Alles ein fröhliches Zutrauen haben."

Dem Fürſten fiel der Handſchuh zur Erde, die lohale Ilſe bückte ſich eilig darnach, der Herr ſah einen Augenblick ſinnend auf Ilſe's Kopf und Büſte. Er ſtand langſam auf. „Ich hoffe, Madame, daß auch Sie unter die Fröhlichen gehören, welche gutes Vertrauen zu dem Beſitzer dieſes Grundſtücks haben. Als Hauswirth, der ſich nach dem Befinden ſeiner neuen Miether erkundigt hat, wünſche ich Ihnen, daß Sie hier ſelbſt etwas von dem Behagen empfinden mögen, welches Sie Andern mitzutheilen wiſſen.“ Er grüßte artig zu Ilſe's ehrfurchtsvoller Verneigung und ging dem Schloſſe zu.

Dort erwartete ihn der Kammerherr, über das Befinden des Erbprinzen zu berichten: „Se. Hoheit iſt leider noch genöthigt, das Bett zu hüten.“

„Er ſoll ſich ruhig pflegen,“ verſetzte der Fürſt gnädig, „und das Zimmer ja nicht zu früh verlaſſen.“

2.

Im Pavillon.

Die prächtigen Irisfarben, womit Ilſe in den erſten Tagen ihren neuen Aufenthalt geſchmückt hatte, verblichen allmälig. Wie an Stelle des Haushofmeiſters und der empfangenden Lakaien jetzt ein einzelner Diener in dunklem Rock neben Gabriel trat, ſo kleidete ſich auch alles Andere, was Ilſe umgab, Wohnung und Menſchen, in die beſcheidenen Farben gewöhnlicher Erdentage. Das war in der Ordnung und Ilſe ſagte das ſelbſt ihrem Gatten. Nur eines war ihr nicht recht, daß ſie von ihrem Felix jetzt mehr getrennt war, als in der Stadt. Den Morgen und einen Theil des Nachmittags arbeitete er im Antikenkabinet, viele Stunden auch für ſeine eigenen Zwecke im Archiv und unter den Akten des Marſchallamtes, deren einfaches Zimmer ihm bereitwillig geöffnet wurde; kam er nach

Hauſe, ſo hatte er zuweilen Eile, ſich zur fürſtlichen Tafel umzukleiden, und Ilſe ſpeiſte allein. Wie gewandt der fremde Diener die große Zahl der Schüſſeln auftrug, ihr war die einſame Mahlzeit ungewohnt und traurig. Nur die Mehrzahl der Abende verging ihr in neuer Unterhaltung, dann hielt ein fürſtlicher Wagen vor dem Pavillon und entführte ſie mit ihrem Gatten in das Theater. Als ſie zum erſten Mal die geſchloſſene Loge nahe der Bühne betrat, freute ſie ſich des bequemen Platzes, der ihr erlaubte, ungeſtört durch das Publikum der Vorſtellung zu folgen. Wenn ſie ſich in ihrer Loge zurücklehnte, ſah ſie nichts von dem Zuſchauerraum, nur den Sitz des Fürſten gegenüber. Das Theater war ſehr ſtattlich, Dekorationen und Koſtüme viel reicher, als ſie in der Univerſitätsſtadt geſehen hatte, bei der Oper einige gute Sänger. Hingeriſſen von der Aufführung merkte ſie nicht, wie neugierig das Publikum nach ihr hinſah, daß auch der Fürſt ſein Augenglas oft auf ſie richtete. Bald kam ſie zu der Anſicht, daß das Theater noch das beſte Vergnügen der Reſidenz ſei, und der Gatte hielt darauf, daß ſie dieſe Zerſtreuung nicht entbehrte, obgleich er ſelbſt vielleicht vorgezogen hätte, über ſeinen Büchern zu bleiben oder ein Aktenbündel des Archivs zu durchſuchen. In den Zwiſchenakten ſah Ilſe dann neugierig hinunter auf die Menſchen, die ihr alle fremd waren, und ſagte zu Felix: „Hier iſt doch die einzige Gelegenheit, wo ich noch Frauen in meiner Nähe habe.“

Denn in den Tagesſtunden fühlte ſie die Einſamkeit. Der Vater hatte einen Geſchäftsfreund in der Stadt, ſie war gleich am erſten Tage hingegangen, aber in der Familie des kleinen Kaufmanns fand ſie Niemand, der ihr zuſagte: ſie war nach Anweiſung des Kammerherrn mit Felix bei den Damen des Hofes umhergefahren ihren Beſuch zu machen, in den meiſten Häuſern war Niemand zu Hauſe geweſen und ſie hatte Karten abgegeben. Spärlich kamen die Gegenbeſuche, und es traf ſich immer, daß Ilſe, wenn ſie einmal in die Stadt oder den

Schloßgarten gegangen war, bei der Heimkehr die Karte einer Dame auf dem Tiſch fand. Das war ihr gar nicht lieb, denn ſie wollte doch wiſſen, wie ſich mit den Frauen hier umgehen ließe. Zwar einige Herren des Hofes ſtellten ſich in den Morgenſtunden ein, der Kammerherr und der Hofmarſchall, aber auch die Beſuche des Kammerherrn wurden kürzer, er ſah gedrückt aus, und ſprach faſt nur von der anhaltenden Unpäßlichkeit des Erbprinzen.

Sehr begierig war Ilſe, die Prinzeſſin kennen zu lernen. Am zweiten Tage nach der Ankunft brachte der Kammerherr die Kunde, daß Ihre Hoheit Herrn und Madame Werner zu feſtgeſetzter Stunde ſehen wolle. Ilſe ſtand neben dem Gatten unter Seide und Vergoldung eines fürſtlichen Zimmers, die Thür flog auf, eine junge Dame in Halbtrauer ſchwebte herein. Ilſe erkannte auf den erſten Blick die Schweſter des Erbprinzen, eine feine zierliche Geſtalt, dieſelben Augen, nur kecker und glänzender, um den feinen Mund ein reizendes Lächeln. Die Prinzeſſin neigte gegen ſie ernſt das kleine Haupt, ſprach einige artige Worte zu ihr und wandte ſich dann zu Felix, mit dem ſie ſogleich in lebhaftes Geſpräch kam. Ilſe ſah mit Bewunderung auf die leichten Bewegungen, auf den Takt, mit welchem die Prinzeß Freundliches zu ſagen wußte, ſie merkte bald, daß aus der ſchönen Hülle ein lebhafter Geiſt hervorblickte, den Antworten des Gatten folgten blitzſchnell geſcheute Einfälle der erlauchten Dame. Zum Schluß wandte ſich die Prinzeſſin wieder an Ilſe und ſagte, wie ſehr ihr Bruder bedaure, daß ſeine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, ſie hier zu ſehen. Worte und Ton waren ſehr gütig, und doch lag etwas von Stolz und fürſtlicher Würde darin, was Ilſe weh that. Als der Profeſſor bei der Rückfahrt mit Wärme von der liebenswürdigen Dame ſprach und ausrief: „Das iſt ein ungewöhnlich klarer Geiſt, wie ihr Ausſehen iſt auch ihre innere Arbeit von elfenhafter Anmuth,“ da ſchwieg Ilſe ſtill, ſie fühlte, daß der Gatte recht hatte, aber ihr war,

als hätte die Prinzessin sie ausgeschlossen von der Annäherung, welche sie ihrem Felix gestattete.

In dieser Stimmung war ihr eine Aufmerksamkeit überraschend und werthvoll. Seit jener Unterredung mit dem Fürsten überbrachte ihr der Hofgärtner jeden Morgen zu derselben Stunde eine Schüssel der prächtigsten Blumen im Auftrage des hohen Herrn. Dabei blieb es nicht, wenige Tage darauf kam der Fürst wieder heran, als Ilse vor der Thür saß. Er frug, ob ein leiser Windzug nicht rathsam mache, in das Haus zu treten; sie geleitete ihn in die Zimmer, er saß dort nieder, forschte angelegentlich, wie sie sich unterhalte, ob sie Bekannte in der Stadt gefunden, und war so gütig um ihr Wohlbefinden bemüht, daß Ilse dem Gatten nach seiner Heimkehr sagte: „Wie trügerisch ist doch die Ansicht, die man über fremde Menschen bildet. Als ich hierher kam, dachte ich mir den Herrn als einen recht hinterhaltigen Mann, und er ist so freundlich und sieht aus wie ein recht guter Hausvater. Nun — Strenge mag bei der großen Wirthschaft hier wohl manchmal nöthig sein.“

Das kurze Ansprechen des Fürsten wiederholte sich. Beim nächsten Mal traf er den Professor neben seiner Gattin. Diesmal war der Fürst ernster als sonst. „Wie waren Sie mit dem Erbprinzen zufrieden?“ frug er den Professor.

„Die Vortragenden rühmten seinen Fleiß, unter den Studenten hatte er Popularität gewonnen, man sah ihn allgemein mit Bedauern scheiden.“

Der Fürst horchte auf das Wort Popularität. „Wie hat der Prinz verstanden sich diese zu erwerben?“

„Er hat Redlichkeit und entschiedenen Willen bewiesen, man hatte Zutrauen zu seinem Charakter.“

Der Fürst sah prüfend auf den Professor und erkannte aus der ruhigen Haltung, daß dies nicht unwahre Höflichkeit war.

„Die Zuneigung der Studenten hat sich auch beim Ab-

gange des jungen Herrn durch ein feierliches Ständchen bewiesen," fiel Ilse ein.

„Ich weiß," versetzte der Fürst, „ich nahm an, daß Weidegg dabei etwas reichlich das Seine gethan habe."

„Es war freier Wille und warme Empfindung der Studentenschaft," versicherte der Gelehrte.

Der Fürst schwieg.

„Auch uns Frauen ist der junge Herr lieb geworden," setzte Ilse das Lob fort, „und in unserm Hause sahen wir traurig den Stuhl leer, auf dem Se. Hoheit an unsern Theeabenden gesessen hatte."

Immer noch schwieg der Fürst, endlich begann er in herbem Ton: „Was Sie mir sagen, überrascht mich. Ich darf Sie als Lehrer des Prinzen betrachten und zu Ihnen offener sprechen als gegen meine Umgebung. Der Prinz ist eine schwache Natur, und ich habe kein Vertrauen zu seiner Zukunft."

„Bei uns machte er den Eindruck, daß hinter schüchterner Zurückhaltung doch Anlage zu einem wackern und charakterfesten Wesen vorhanden sei," versetzte der Professor ehrerbietig.

Ilse dachte, daß jetzt der Augenblick sei, dem Prinzen etwas Gutes durchzusetzen. „Wenn ich wagen darf, vor Ew. Hoheit auszusprechen, was auch mein Gatte denkt, der Prinz wünschte sich nähere Kenntniß der Landwirthschaft; da ich auch vom Lande bin, so werden Ew. Hoheit mir verzeihen, wenn ich diese Schule unserem theuren jungen Herrn am liebsten gönnen würde."

„Auf dem Gut Ihres Vaters?" frug der Fürst kurz.

„Wo es auch sei," versetzte Ilse arglos.

„Mir selbst hat er nie etwas von solchen Wünschen gesagt," schloß der Fürst sich erhebend. „In jedem Falle bin ich Ihnen für den Antheil dankbar, den Sie an seiner Zukunft nehmen."

Er entfernte ſich mit gehaltenem Gruß zu den Geſchäften des Tages. Der Tag wurde hart für Alle, welche mit ihm zu thun hatten. Er ritt mit ſeinem Adjutanten weit hinaus in eine hügelige Waldlandſchaft, wo ſeine Soldaten nach einem Nachtmarſch Felddienſt übten. Sonſt kümmerte er ſich wenig um militäriſche Einzelheiten, heut hetzte er die Leute und ſeine Adjutanten durch plötzliche Aenderungen der Dispoſition weit umher. Als die Soldaten ermattet heimzogen, beſichtigte er noch ein entferntes Geſtüt und eine Waldpflanzung und ſtrich ſtundenlang auf rauhen Bergwegen einher. Niemand machte es ihm zu Dank, nur Tadel und bittere Bemerkungen fielen von ſeinen Lippen. Am Abend war Hofconcert, todmüde ſtand der Adjutant im Saale und zählte die Minuten bis zu ſeinem Rückzuge. Da forderte ihn der Fürſt, als er den Hof entließ, noch in ſein Arbeitszimmer. Hier ſetzte ſich der Fürſt auf einen Lehnſeſſel in die Nähe des Kamins und ſah in die Flamme, legte zuweilen ein Scheit an, hielt den ſilbernen Griff des Feuerhakens in der Hand, und ſchlug nach längern Pauſen mit dem eiſernen Haken an die metallene Einfaſſung des Feuerrahmens. Unterdeß ſtand der Adjutant einige Schritt hinter ihm, eine Stunde, zwei Stunden, einer Ohnmacht nah, erſt mitten in der Nacht erhob ſich der Fürſt und ſagte: „Sie werden müde ſein, ich will Sie nicht länger aufhalten.“ Er ſprach das mit ſanftem Tone, aber in ſeinen Augen glitzerte ein unheimlicher Schein, und der Adjutant geſtand ſpäter ſeinen nächſten Freunden, er werde den Blick nicht vergeſſen, ſolange er lebe.

„Zum dritten Mal hat der Fürſt den Pavillon beſucht,“ berichtete der Kammerherr dem Erbprinzen, welcher mit verhülltem Hals in ſeinem Zimmer ſaß. Der Erbprinz ſah auf das Buch nieder, das er vor ſich hingelegt hatte. „Fühlen ſich die Gäſte wohl in ihrer Umgebung?“

„Von Frau Profeſſorin möchte ich das nicht behaupten, ich fürchte, ſie geräth hier in eine ſchwierige Lage. Die auf-

fallende Auszeichnung, welche des Fürſten Hoheit ihr zu Theil werden läßt, und gewiſſe alte Erinnerungen, welche ſich an den Pavillon knüpfen —"

Der Prinz ſtand auf und ſah den Kammerherrn ſo finſter an, daß dieſer verſtummte.

„Der Fürſt war heut ſehr ungnädig," fuhr der Kammerherr gedrückt fort. „Als ich über Ew. Hoheit Befinden berichtete, fand ich eine Aufnahme, welche nicht ermuthigend war."

Der Erbprinz trat an das Fenſter. „Die Luft iſt mild, Weidegg, ich will verſuchen, morgen auszugehen."

Der Kammerherr war ſehr unſicher, welche Aufnahme dieſer Entſchluß des Erbprinzen finden werde, er entfernte ſich ſchweigend.

Als der Prinz allein war, riß er den Shawl von ſeiner Bruſt und warf ihn in eine Ecke. „Thor, der ich war, ich wollte ſie vor dem Geſchwätz bewahren und habe Schlimmeres herbeigeführt. Ich ſelbſt ſitze hier in der Kartauſe und der Fürſt macht ihr an meiner Statt ſeine Beſuche. Es war ein feiges Mittel. Vermag ich nicht abzuwenden, was über die Arme heraufzieht, ſo will auch ich meine Rolle in dem Stück ſpielen, das hier beginnt."

Als der Prinz am nächſten Morgen bei ſeinem Vater eintrat, begann dieſer mit ruhiger Kälte: „Ich höre von Fremden, daß du dir Einblick in eine Landwirthſchaft erſehnt haſt. Der Wunſch iſt verſtändig. Ich will daran denken, wie du Gelegenheit erhältſt, dieſe Kenntniſſe irgendwo auf dem Lande zu erwerben. Das wird auch für deine Geſundheit vortheilhaft ſein und deiner Neigung zu poetiſchem Stillleben entſprechen."

„Ich werde thun, was mein lieber Vater mir befiehlt," antwortete der Erbprinz und verließ das Zimmer.

Der Fürſt ſah ihm nach und murmelte: „Kein anderer Laut in ſeiner Kehle als feige Ergebung, ſtets dieſelbe unter-

würfige Geduld. Ihm zuckte keine Miene, keine Wimper, als ich das Unwillkommene befahl. Ist möglich, daß dieser schlaffe Knabe in der Verstellung ein Meister ist, der mich und uns Alle hintergeht?"

Wenn Ilse trotz der Auszeichnung, welche der Fürst ihr zu Theil werden ließ, doch etwas von den dunklen Schatten ahnte, welche über dem Pavillon lagen, weit anders war die Stimmung ihres Gatten. Er lebte bereits mitten in kleinen reizvollen Untersuchungen, zu denen ihm das Antikenkabinet Veranlassung gab, und die Poesie seines ernsten Geistes arbeitete geschäftig, ihm den Aufenthalt in der Residenz mit glänzendem Schein zu umziehen. Er war ein Jäger, der reine Bergluft athmend mit leichtem Schritt auf seinem Jagdgrund schreitet, während um ihn der Sonnenstrahl Moosgrund und Haidekraut vergoldet. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen. wo in den Bereich seiner Hand kam, was er seit Jahren geträumt hatte. Zwar die neue Spur der Handschrift blieb undeutlich. Was aus jenen Truhen geworden war, die in dem alten Briefe erwähnt wurden, war noch nicht zu ermitteln. In der Bibliothek des Fürsten, in einer Büchersammlung der Stadt fanden sich weder Handschriften noch andere Bücher, welche aus der Habe des Klosters Rossau eingereiht sein konnten. Er hatte die Bekanntschaft mit dem Oberjägermeister erneuert, auch dieser wußte keinen Raum zu nennen, wo altes Jagdgeräth aufbewahrt werde. Er durchlief alte Verzeichnisse des Marschallamtes, nirgend waren die Kisten zu erkennen. Aber befremdlicher blieb, daß der Name eines fürstlichen Schlosses Solitude auch in der Residenz ganz unbekannt war, kein Druckwerk, kein altes Papier enthielt den Namen. Wenn auch durch einen Brand in der Hofkanzlei viele Akten vernichtet waren, aus dem Erhaltenen mußte sich doch eine Kunde auffinden lassen. Doch das Schloß war, wie aus einer alten Sage, verschwunden und versunken; auch außerhalb des fürst-

lichen Gebietes, in angrenzender Landſchaft haftete nirgend dieſer Name. Offenbar war er wenig bekannt und bald mit einem andern vertauſcht worden. Wie ſeltſam aber auch dieſer Umſtand war, durch die Nachricht des Studenten hatte jener alte Brief des Beamten eine Bedeutung gewonnen, die dem Suchenden guten Erfolg wahrſcheinlich machte. Denn erſt vor wenig Jahren hatte Jemand, der von dem Werth ſolcher Nachrichten nichts wußte, die Kiſte von Roſſau geſehen, ſie war nicht mehr ein täuſchendes Bild aus ferner Vergangenheit, jeden Tag konnte ein glücklicher Zufall darauf führen. Vorläufig nur ein Zufall. Aber wenn der Profeſſor auf das Schieferdach des fürſtlichen Schloſſes blickte und die großen Treppen hinaufſtieg, kam ihm immer die frohe Ahnung, daß er jetzt ſeinem Fund nahe ſei. Mit Hülfe des Kaſtellans hatte er bereits den ganzen Schloßboden durchſucht, er war unter den mächtigen Balkenlagen des alten Baues herumgeklettert wie ein Marder, und hatte alte Dachkammern geöffnet, deren Schlüſſelbart vielleicht ſeit einem Menſchenalter nicht im Schloſſe gedreht war. Er hatte nichts gefunden. Aber es gab noch andere Häuſer des Fürſten in der Stadt und Umgegend, und ſein Entſchluß ſtand feſt, in der Stille eines nach dem andern zu durchſuchen.

In dieſer Zeit treibender Unruhe, wo die Phantaſie ſtets neue Ausſichten öffnete, war ihm der Verkehr mit gefälligen Menſchen ſehr erfreulich. Er ſelbſt innerlich angeregt, zeigte ſich als guter Geſellſchafter und beobachtete mit heiterem Antheil das Treiben ſeiner Umgebung. Der Fürſt zeichnete ihn auffallend aus, die Cavaliere waren zuvorkommend, er ſchritt ſicher und ohne Anſprüche neben ihnen dahin.

Der Kammerherr berichtete dem Profeſſor, wie gut er der Prinzeſſin gefallen habe, und Felix freute ſich, daß an einem Vormittage auch ſie mit ihrer Hofdame das Antikenkabinet beſuchte und um ſeine Führung bat. Als die Prinzeſſin ſich dankend entfernte, bat ſie ihn noch, ihr Bücher anzuweiſen, aus denen ſie ſich ſelbſt ein wenig über den Theil des antiken

Lebens unterrichten könne, deſſen Trümmer er ihr gewieſen, ſie erzählte ihm von einer antiken Vaſe, die ſie beſitze, und forderte ihn auf, dieſe bei ihr anzuſehen.

Jetzt ſtand der Gelehrte neben der Prinzeſſin vor der aufgeſtellten Vaſe. Er erklärte ihr den Inhalt des Bildes und erzählte Einiges über altgriechiſche Töpferarbeit. Die Prinzeſſin führte ihn in ein anderes Zimmer und wies ihm werthvolle Handzeichnungen: „damit Sie Alles ſehen, was ich von Kunſtſachen beſitze.“ Während er dieſe anſah, begann ſie plötzlich: „Sie haben jetzt etwas von uns kennen gelernt, wie ſind Sie mit uns zufrieden?“

„Man iſt mir ſehr freundlich entgegengekommen,“ erwiederte der Profeſſor, „das thut dem Selbſtgefühl wohl, mir macht Freude ein Tagesleben zu ſehen, das von dem meines Kreiſes abweicht, und Menſchen, welche anders geformt ſind.“

„Und worin finden Sie uns anders geformt?“ frug die Prinzeſſin angelegentlich.

„Die Gewöhnung, ſich in jedem Augenblick ſchicklich darzuſtellen und unter Andern ſeine Stellung zu behaupten, giebt den Perſonen eine leichte Sicherheit, welche ſehr wohlthuend wirkt.“

„Das wäre ein Vorzug, den wir mit jedem erträglichen Schauſpieler theilen,“ verſetzte die Prinzeſſin.

„In jedem Fall iſt es ein Vortheil, immer dieſelbe Rolle zu ſpielen.“

„Sie meinen, es iſt deßhalb keine Kunſt, wenn wir Virtuoſität erwerben und unſere Sache beſſer machen,“ fiel die Prinzeſſin lächelnd ein, „aber darin liegt auch eine Gefahr, wir werden von klein ſo ſehr daran gewöhnt, uns angemeſſen zu erweiſen, daß unſere Aufrichtigkeit zuweilen in Gefahr kommt, wir beobachten die Wirkung unſerer Worte, und wir denken leicht mehr an die gute Wirkung als den wahrhaften Inhalt der Reden. Ich ſelbſt, während ich mit Ihnen ſpreche, bemerke mit Vergnügen, wie ich Ihnen gefalle, ich bin auch

nichts weiter als eine arme Prinzessin. Aber wenn Ihnen an uns die Virtuosität im Präsentiren der eigenen Person gefällt, uns zieht ebensosehr ein Wesen an, das sicher in sich ruht, ohne auf äußere Darstellung zu achten, und wir finden vielleicht Mängel in der Form, einen kräftigen Ausdruck und dergleichen grade interessant, immer vorausgesetzt, daß man uns nicht verletzt, denn darin sind wir empfindlich. Wer uns auf die Dauer gefallen will, der thut gut, unsere Ansprüche jeden Augenblick zu schonen. Ich will nicht, daß Sie mich so behandeln," unterbrach sie sich, „aber ich denke dabei doch an Sie. Gestern hörte ich, wie Sie dem Fürsten gradezu widersprachen. Bitte, schonen Sie unsere Schwäche, ich möchte, daß Sie sich recht lange bei uns gefielen."

Der Professor verneigte sich. „Wenn ich im Widerspruch wärmer wurde als nöthig war, so bin ich einer Versuchung unterlegen, welche Männern meines Berufes gefährlich wird. Disputiren ist die Schwäche der Gelehrten."

„Gut, wir rechnen mit unseren Eigenheiten gegen einander ab. Sie aber sind in der glücklichen Lage, stets frischweg anzugreifen, wir immer in der entgegengesetzten, uns vorsichtig zu vertheidigen. Die große Sorge, welche uns von Jugend auf jeden Augenblick am Kleide zieht, ist die, daß wir uns nichts vergeben. Bei Ihnen streitet man sich wahrscheinlich selten um den Vorrang, ich fürchte, auch Ihnen ist sehr gleichgültig, welche Stufe Sie in unserer Rangordnung einnehmen, uns ist dergleichen große Angelegenheit, nicht nur unserm Hofstaat, noch mehr uns selbst. Viele von uns sind Tage lang unglücklich, weil sie nicht bei Tafel den Platz erhalten, den sie beanspruchen. Mancher Besuch unterbleibt deßhalb, alte Verbindungen werden abgebrochen, und es giebt allerlei unfreundliches Gezänk hinter der Scene. Treten wir einmal klugen Leuten vor Ihrer Art gegenüber, dann lachen wir wohl selbst über die Schwäche, aber wenige sind frei davon. Auch ich habe schon um meinen Platz bei der Tafel gefochten und

mit dem Fächer Wind gemacht," setzte sie mit muthwilliger Offenheit hinzu.

„Niemand mag sich in jedem Augenblick von den Anschauungen seiner Umgebung frei erhalten," versetzte artig der Professor. „Vor hundert Jahren war im Leben des Bürgers derselbe peinliche Eifer um Rang und gesellige Bevorzugung. Bei uns ist das anders geworden, seit unser Leben einen stärkern geistigen Inhalt erhielt. In Zukunft wird man auch bei Hof über dergleichen als veralteten Trödelkram lächeln."

Die Prinzeß hob drohend den kleinen Finger. „Herr Werner, das sprach wieder der Gelehrte, verbindlich war das nicht. Wir bewegen uns nicht so sehr im Nachtrabe der Mode und guten Lebensart, daß wir hinter den Menschen zurückgeblieben sind, von denen wir uns gesellschaftlich abschließen."

„Vielleicht grade deßhalb," sagte der Professor, „weil man sich abschließt. Der wärmste Herzschlag unserer Nation war von je in der Mitte zwischen oben und unten, von da aus verbreiten sich Bildung und neue Ideen allmälig zu den Fürsten und in das Volk. Sogar Eigenthümlichkeiten und Schwächen einer Zeitbildung steigen in der Regel ein halbes Menschenalter, nachdem die Gebildeten in der Mitte des Volkes darunter gelitten haben, auf die Throne, sie erlangen dort erst Geltung, wenn sie im Volke durch neue Zeitrichtung bereits überwunden sind. Auch deßhalb wird es zuweilen schwer, daß sich Fürst und Volk in ernsten Dingen verstehen."

„O wie haben Sie recht;" rief die Prinzessin und trat näher an ihn. „Das ist Verhängniß der Fürsten, unser Aller Unglück, daß die tüchtigste Bildung unserer Zeit selten freundlich auf uns wirkt. Die frische Luft fehlt der Atmosphäre, in der wir leben, wir Alle sind weich und stubenkrank. Was uns nahe tritt, muß sich unsern Vorurtheilen anbequemen, und wir gewöhnen uns, die Menschen nur nach der künstlichen Ordnung zu schätzen, die wir selbst für sie erdacht. Haben

Sie früher einmal mit einem unſerer großen Herren in Verbindung geſtanden?"

„Nein," verſetzte der Profeſſor.

„Haben Sie auch niemals, was Sie geſchrieben, einem hohen Herrn überſandt?"

„Ich hatte dazu keine Veranlaſſung," verſetzte der Profeſſor.

„Dann ſind Sie ſogar unbekannt mit der Scala von Huldbezeigungen, welche wir den Herren Gelehrten gegenüber feſtſtellen. Jetzt mache ich die ſchöne Belehrung über Thonvaſen quitt, die ich von Ihnen erhalten, auch ich gebe Ihnen Unterricht. Setzen Sie ſich mir gegenüber, Sie ſind jetzt mein Scholar." Die Prinzeß lehnte ſich in dem Seſſel zurück und zog ihr Geſicht in ernſte Falten. „Wir nehmen an, Sie ſind fromm und gut und ſchauen ehrerbietig nach dem Stiele des Reichsapfels hin, den wir in der Hand halten. Ihre erſte Sendung kommt, ein anſehnliches Buch; der Titel wird aufgeſchlagen: Ueber antike Thonvaſen. — Hm hm, wer iſt der Mann? Man erkundigt ſich ein wenig, es iſt gut, wenn bereits gedruckte Notizen über Sie zu haben ſind. Darauf anerkennende Antwort aus dem Kabinet, kurze Variation nach dem Formular Numero 1. Ihre zweite Sendung erſcheint, ein hübſcher Einband, ein angenehmer Eindruck, deßhalb wärmere Anerkennung in verbindlichen Ausdrücken nach Formular 2. Dritte Sendung, wieder dick, der Goldſchnitt iſt untadelhaft, das Kabinet nimmt das Buch in die Hand und erwägt. Iſt der Verfaſſer eine kleine Leuchte, ſo tritt er. in das Stadium der Buſennadel, iſt er höherer Beachtung werth, durch bekannten Namen, oder was uns ſicherer iſt, durch einen Titel, ſo gelangt er in den Geſichtskreis des Ordens. Ein Orden hat Klaſſen, welche an Fremde genau nach ihrem Titel ausgetheilt werden. Aber wer beharrlich iſt und nicht nachläßt immer auf's neue zu verpflichten, der hüpft allmälig wie der Laubfroſch in Jahreszwiſchenräumen nach der Höhe."

„Ehrerbietigen Dank für die Belehrung," erwiederte der

Professor, „es sei mir gestattet, in diesem Fall das Kabinet in Schutz zu nehmen. Was sollen die erlauchten Herren zuletzt auf gleichgültige Sendungen anders thun, zumal wenn sie in Menge einlaufen?“

„Es war nur ein gutmüthiges Beispiel,“ sagte die Prinzessin, „wie hübsch wir die Stufen zu unserer Gnade nach allen Richtungen gezimmert haben. Uebrigens sind wir bei dem, was wir den Männern schenken, nicht nur artig, sondern auch ökonomisch für uns selbst besorgt. Wer nicht bunte Bänder zu verschenken hat, fühlt sich sehr genirt. Aber,“ fuhr sie in verändertem Ton fort, „in derselben Weise ist ein großer Theil unserer Thätigkeit auf eitlen Schein und leere Form gerichtet; und weil Hunderte so schwach und abhängig sind, daß sie sich dadurch anziehen lassen, meinen wir Millionen an uns fesseln zu können.“

„Manch kleiner Vortheil wird damit erreicht,“ versetzte der Professor, „nur ein Irrthum ist in der Rechnung: wer die Menschen durch ihre Schwächen, Eitelkeit und Hoffahrt an sich bindet, der erwirbt den besten Theil ihres Lebens doch nicht; in ruhigen Zeiten ist diese beflissene Attraction unnöthig, in der Gefahr erweist sie nur die Stärke eines Strohseils.“

Die Prinzeß nickte eifrig mit dem Haupt. „Man weiß das auch recht gut,“ sagte sie vertraulich, „und man fühlt sich gar nicht wohl und sicher, trotz dem massenhaften Ausstreuen von Huld. Was ich zu Ihnen sage, würde meinen erlauchten Verwandten wie Hochverrath klingen, nur weil ich es ausspreche, nicht weil ich so denke. Halten Sie mich nicht für einen weißen Raben, es giebt Klügere als ich, die in der Stille eben so urtheilen, aber wir finden uns aus den Barrieren nicht heraus, und wir klammern uns daran, obgleich wir wissen, daß die Stütze schwach ist. Denn wie der Kolibri die Schlange, so betrachten wir das Antlitz, welches uns die neue Zeit entgegenhält, mit Schauder und hülfloser Erwartung.“ Sie erhob sich. „Doch ich bin ein Weib und habe kein Recht

über dieſe großen Verhältniſſe mitzuſprechen. Wenn mir einmal bange wird, gebrauche ich das Vorrecht der Frauen, zu klagen, das habe ich Ihnen gegenüber reichlich gethan. Denn mir liegt ernſtlich daran, Ihnen zu gefallen, Herr Werner. Ich wünſche, daß auch Sie mich als ein Weib betrachten, welches Beſſeres verdient, als gefällige Worte und höfliche Nichtigkeiten. Gönnen Sie mir recht oft die Freude, an Ihrem Urtheil das meine zu berichtigen."

Sie hielt dem Gelehrten mit herzlichem Vertrauen die Hand entgegen. Werner beugte ſich tief herab und verließ das Zimmer. Die Prinzeß ſah ihm fröhlich nach.

Der Profeſſor trat warm von dem Geſpräch in den Pavillon und erzählte ſeiner Frau den ganzen Verlauf. „Ich habe nicht für möglich gehalten," rief er, „daß in Frauen dieſes Kreiſes ein ſo freies und hochſinniges Verſtändniß ihrer Stellung zu finden ſei. Das Schönſte war die heitere Unbefangenheit ihres Weſens, ein Liebreiz, der ſich jeden Augenblick in Accent und Bewegung ausſprach. Die kleine Dame hat mich bezaubert. Ich will ihr ſogleich das Buch zurecht machen, das ſie ſich gewünſcht hat." Er ſetzte ſich an den Tiſch, ſtrich gedruckte Stellen an und ſchrieb Bemerkungen auf kleine Zettel, die er hineinlegte.

Ilſe ſaß am Fenſter und ſah mit großen Augen auf den Gatten. Es war kein Wunder, daß die Prinzeß ihm gefiel, Ilſe ſelbſt hatte mit dem Scharfſinn einer Frau erkannt, wie fein ſie zu gewinnen wußte. Hier war eine Seele, die ſich unter dem Zwang ihres Hofes nach dem Verkehr mit einem feingebildeten Mann ſehnte, hier war ein kräftiger Geiſt, der ſich über die Vorurtheile ſeines Ranges erhob, gewandt, leicht beflügelt, mit ſchnellem Verſtändniß. Jetzt hatte dieſe Frau einen Mann gefunden, zu dem ſie aufſehen mußte, und ſie legte mit ihrer kleinen Hand die Feſſeln um ſeine Bruſt.

Es wurde dunkel im Zimmer, noch ſaß Felix, machte Zeichen und ſchrieb. Die Strahlen der Abendſonne lagen

auf ſeinem Haupt, um Ilſe ſchwebten die dunklen Schatten des fremden Raumes. Im Rücken des Gatten erhob ſie ſich von ihrem Stuhl.

„Er iſt gut gegen mich," klang es in ihr, „er liebt mich, wie man an Jemandem hängt, den man ſich gezogen und zum Vertrauten gemacht hat. Er iſt nicht wie andere Männer, daß er meine Rechte hinwerfen wird an eine Fremde, er iſt arglos wie ein Kind und merkt nichts von der Gefahr, die ihm und mir droht. Hüte dich, Ilſe, daß du den Nachtwandler nicht weckſt."

„Ich Thörin! welches Recht habe ich zu klagen, wenn auch einer Andern ſeine reiche Seele zu Gute kommt? Bleibt nicht genug von dem Schatz ſeines Lebens noch für mich? Nein," rief ſie, und ſchlang die Hände um den Hals des Gatten, „du gehörſt mir und ganz will ich dich haben."

Der Profeſſor ſah auf, ſein erſtaunter Blick brachte Ilſe zur Beſinnung. „Verzeih," ſagte ſie tonlos, „ich war in Gedanken."

„Was haſt du, Ilſe?" frug er gutherzig. „Deine Wange iſt heiß, biſt du krank?"

„Es wird vorübergehen, habe Geduld mit mir."

Der Profeſſor verließ ſein Buch und beſchäftigte ſich ängſtlich mit ſeiner Frau. „Oeffne das Fenſter," bat ſie leiſe, „die Luft in dem verſchloſſenen Raume legt ſich ſchwer auf die Bruſt."

Er war ſo herzlich um ſie bemüht, daß ſie wieder heiter auf ihn ſah: „Es war eine thörichte Schwäche, Felix, ſie iſt vorüber."

3.

Zwei neue Gäste.

Der Professor stand mit dem Kammerherrn im Arbeitszimmer des Fürsten. Dieser hielt das Memorial in der Hand, welches Werner über das Antikenkabinet verfaßt hatte. „Erst hierdurch erhalte ich ein Urtheil über den Umfang des Katalogs, welchen Sie für nöthig halten. Ich bin bereit, auf Ihre Vorschläge einzugehen, wenn Sie sich verpflichten wollen, die oberste Leitung der neuen Aufstellung und des Katalogs zu übernehmen. Können Sie uns diesen Dienst nicht erweisen, so bleibt Alles wie bisher, denn nur das große Vertrauen, welches ich zu Ihnen habe, und der Wunsch, Sie in meiner Nähe zu behalten, würde mich veranlassen, die nöthigen Opfer zu bringen. Sie sehen, ich mache das Unternehmen von dem Grade der Zuneigung abhängig, welchen Sie selbst für diese Arbeit hegen."

Der Professor entgegnete, daß seine Anwesenheit für die erste Einrichtung wünschenswerth sein möge, und daß er bereit sei, einige Wochen darauf zu wenden. Später werde genügen, wenn er ab und zu die Fortschritte der Arbeiten prüfe.

„Damit bin ich vorläufig zufrieden," sagte der Fürst mit kurzem Bedacht, „unser Vertrag ist also geschlossen. Ferner aber sehe ich, daß es darauf ankommt, einen Arbeiter zu gewinnen, welcher unter Ihrer Leitung das Detail bewältigt. Der Conservator ist dafür nicht brauchbar?"

Der Professor verneinte dies.

„Und können Sie mir einen solchen Gehülfen vorschlagen?"

Der Professor musterte in Gedanken die älteren Mitglieder seines Kränzchens.

Diesmal fiel dem Kammerherrn sogleich der geeignete Mann ein. „Würde nicht Magister Knips für diese Arbeit passen?"

„In der That," sagte der Professor, „Fleiß, Kenntnisse, seine ganze Persönlichkeit machen ihn vortrefflich geeignet. Ich glaube, daß er auf der Stelle zu haben wäre. Auch für seine Zuverlässigkeit gegenüber den Werthstücken könnte ich bürgen. Aber ich darf diese Verantwortung doch nicht übernehmen, ohne Ew. Hoheit mitzutheilen, daß er einmal in seinem Leben durch Mangel an Vorsicht in einen widerwärtigen Handel verwickelt wurde, der nicht mir, aber mehren seiner Bekannten das Vertrauen zu ihm verringert hat."

Darauf erzählte der Professor schonend für alle Betheiligten die Geschichte von dem gefälschten Pergamentblatt des Tacitus.

Der Fürst hörte mit Interesse zu und erwog. „Ueber den Bestand der Sammlungen erlauben die alten Verzeichnisse augenblickliche Controle. Sie halten den Magister für unschuldig an jenem Betruge?"

„Ich halte ihn dafür," sagte der Gelehrte.

„Dann ersuche ich Sie, dem Mann zu schreiben."

Wenige Tage darauf betrat Magister Knips die Residenz. Er trug Reisetasche und Hutschachtel in eine anspruchslose Herberge, hüllte seinen Leib auf der Stelle in die Gewänder, welche er selbst gegen seine Mutter Lohndienertracht nannte, und suchte den Pavillon des Professors auf. Gabriel sah die Gestalt von Weitem durch blühendes Gesträuch heranziehen, den Kopf auf der Schulter, den Hut in der Hand. Denn Knips erachtete für anständig, im Bann des fürstlichen Schlosses das Haupt entblößt zu tragen, und durchschritt wie eine wandelnde Verbeugung den vornehmen Gesichtskreis. Auch der Professor konnte ein Lächeln nicht bergen, als er den höfisch zugerichteten Magister, glatt und duftend, mit zwei tiefen Verbeugungen vor sich sah. „Der Kammerherr hat Sie für diese Thätigkeit vorgeschlagen, ich habe nicht widersprochen. Denn unter der Voraussetzung, daß sie Ihnen in entsprechender Weise honorirt wird, bietet sie Gelegenheit zu einer großen Anstreng-

ung, welche Sie vielleicht für immer aus kleiner Tagesarbeit heraushebt, und welche bei pflichtgetreuer Ausführung nicht nur einzelne von uns, sondern die ganze Wissenschaft zu lebhaftem Dank verpflichten wird. Ihre Leistung hier mag deßhalb für Ihr späteres Leben entscheidend sein. Denken Sie jede Stunde daran, Herr Magister, daß Sie Gewissenhaftigkeit und Treue nicht nur der Wissenschaft, auch dem Eigenthum des Fürsten zu beweisen haben, welcher Sie vertrauend hierher rief."

„Hochwohlgeborner und hochverehrter Herr Professor," erwiederte Knips, „als ich Dero Brief durchgelesen hatte, war mir nicht zweifelhaft, daß Dero gütiges Wohlwollen mir Gelegenheit geben wollte, einen neuen Menschen anzuziehen. Deßhalb, an die Pforte eines unbekannten Lebens tretend, flehe ich tief bewegt vor Anderem um die Fortdauer von Dero guter Meinung, welche ich in treustem Gehorsam verdienen zu können vertraue."

„Gut also," schloß der Professor, „melden Sie sich bei dem Kammerherrn."

Schon am Tage darauf saß Knips vor einer Reihe antiker Lampen, den Frack durch Ueberziehärmel geschützt, die Feder am Ohr, von Büchern der fürstlichen Bibliothek umgeben. Er schlug nach, verglich, schrieb auf und war rüstig in seiner Arbeit, als wenn er sein Lebtag Commis in einem Nippesgeschäft des alten Roms gewesen wäre. Der Kammerherr meldete vor der Tafel heiter dem Prinzen: „Magister Knips ist da," und der Prinz wiederholte der Schwester: „Der weise Knips ist da." „Ah der Magister," sagte der Fürst ebenfalls mit Laune.

In derselben Woche wurde der Fürst von dem Kammerherrn in die Sammlungen begleitet, damit Knips gelegentlich unter die Augen des Herrn gestellt werde. Der Fürst sah neugierig auf den tiefgekrümmten Mann, dem der Angstschweiß ausbrach, und der jetzt völlig einer Maus glich, welche durch starke Bezauberung verhindert wird, in ihrem Loche zu ver-

ſchwinden. Der Fürſt erkannte ſogleich, was er ſubalterne Natur nannte, und das bleiche breitgedrückte Antlitz, das zurückgezogene Kinn und die wehmüthige Miene ſchienen ihn zu ergötzen. Im Begriff weiter zu gehen, wies er auf den Bücherwall, aus welchem Knips emporgeſchoſſen war: „Sie haben ſich ſchnell heimiſch gemacht, ich hoffe, daß Sie bei uns fanden, was Ihnen an Büchern unentbehrlich iſt.“

„Maßloſen Wünſchen entſagend,“ jammerte Knips in hohem Ton, „habe ich aus Allerhöchſtdero Bibliothek vieles Brauchbare zu entleihen mir in tiefſter Unterthänigkeit geſtattet, Fehlendes aber mit Beihülfe verehrter Gönner aus den Bücherſammlungen meiner Vaterſtadt herbeizuſchaffen gewagt.“

Der Fürſt ging mit kurzem Kopfnicken weiter, Magiſter Knips blieb in der Stellung demüthiger Hingabe ſtehen, bis der Fürſt das Zimmer verlaſſen hatte, dann ſank er auf den Stuhl zurück und ſchrieb, ohne links und rechts zu ſehen, an dem angefangenen Worte weiter. So oft der Fürſt das Zimmer betrat und verließ, ſchnellte er auf und fiel zurück, durch Ehrfurcht in einen Automaten verwandelt.

„Sind Sie mit ihm zufrieden?“ frug der Fürſt den Profeſſor.

„Noch über Erwarten,“ antwortete dieſer.

Der Kammerherr, froh ſeiner Empfehlung, erinnerte den Fürſten, daß derſelbe Magiſter ſich auch als vortrefflicher Wappenmaler erwieſen habe und merkwürdige Kenntniſſe in Brauch und Feſtordnung der alten Höfe beſitze. Als der Fürſt den Saal verließ, ſtreifte ſein Auge vornehm über das geſenkte Haupt des Kleinen, aber Knips konnte mit dem Erfolge dieſer Vorſtellung zufrieden ſein, er war ſehr ehrerbietig und ſehr bequem für fernere Verwendung befunden.

Ihm wurde ſogleich Gelegenheit, ſeine Brauchbarkeit in einem außerordentlichen Fall zu beweiſen. Die Ordnung des Hofes war in allen Stücken muſterhaft, nicht am wenigſten, wenn der Fürſt eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen hatte. Ein

vertrauter Kabinetsrath zog vor jedem Geburtstag, bei welchem der Fürſt durch ſein Herz zu einem Geſchenk verpflichtet war, nicht weniger vor Volksfeſten, welche die Stiftung eines ſilbernen Bechers oder andern Beweis fürſtlicher Theilnahme nothwendig machten, den Tag des Feſtes nebſt der für das Geſchenk ausgeſetzten Summe aus ſeinem Verzeichniß und ſandte die Anzeige dem Kammerherrn. Denn dieſer war mit dem ehrenvollen, aber ſchwierigen Amte bekleidet, etwas Paſſendes zu wählen und anzukaufen. Bei Geburtstagen der fürſtlichen Familie hatte der Kammerherr aber nur Vorſchläge zu machen, der Fürſt entſchied ſelbſt über Geſchenke und Preiſe. Jetzt nahte der Geburtstag der Prinzeſſin. Der Cavalier machte deßhalb ihrer Kammerfrau einen Beſuch und erkundigte ſich unter der Hand, was die Prinzeſſin ſich wohl wünſche. Auf dieſem nicht ungewöhnlichen Wege wurde allerlei feſtgeſtellt, der Kammerherr fügte aus eignem Antriebe moderne Kleinigkeiten bei, darunter Vorlegeblätter zu bunten Anfangsbuchſtaben, welche grade damals in Album und Briefbogen gemalt wurden, denn er wußte, daß die Prinzeſſin dergleichen gewünſcht hatte. Der Fürſt wählte aus der Liſte und blieb zuletzt an den Vorlegeblättern hängen. „Dieſe Pariſer Fabrikzeichnungen werden der Prinzeſſin ſchwerlich gefallen. Können Sie nicht gemalte Buchſtaben alter Pergamente von einem Zeichner copiren laſſen? Wer hat mir doch Ihren Magiſter Knips gerühmt? Er ſoll kleine Handzeichnungen recht zierlich anfertigen.“

Der Kammerherr freute ſich ehrerbietig des hohen Einfalls und ſuchte den Magiſter auf; Knips verſprach, alle Buchſtaben des Alphabets nach alten Handſchriften zu malen, der Kammerherr beſorgte unterdeß die Kapſel. Als die Arbeit des Magiſters dem Fürſten vorgelegt wurde, war dieſer in der That überraſcht. „Das ſind ja ſchöne alte Miniaturen,“ rief er, „wie kommen Sie dazu?“ Jeder Buchſtabe ſtand auf altem Pergament ſo gemalt, daß, wer flüchtig zuſah, nicht erkennen mochte, ob die Arbeit alt oder neu war.

Lange ſah der Fürſt auf die Blätter. „Dies iſt ein ſtaunenswerthes Talent; ſorgen Sie dafür, daß der Mann nach dem Werth ſeiner Leiſtung entſchädigt wird.“ Knips gerieth in ehrfurchtsvolles Entzücken, als ihm der Kammerherr die Zufriedenheit des Fürſten in glänzendem Gepräge zu erkennen gab. Dabei aber blieb es nicht. Denn kurz darauf beſuchte der Fürſt das Antikenkabinet in einer Stunde, wo Knips darin arbeitete. Der Fürſt hielt wieder vor dem Magiſter an. „Ich habe mich über die Bilder gefreut,“ ſagte er, „Sie beſitzen eine ſeltene Virtuoſität, Auge und Urtheil durch den Schein des Alterthums zu täuſchen.“

„Allerhöchſte Gnade möge verzeihen, wenn die Nachahmung wegen Kürze der Zeit nur unvollkommen ausfiel,“ erwiederte der gebeugte Knips.

„Ich bin ſehr damit zufrieden,“ entgegnete der Fürſt und muſterte ſcharf Antlitz und Haltung des kleinen Mannes. Er fing an, dem Magiſter ein Intereſſe zu gönnen. „Es kann Ihnen nicht an Gelegenheit gefehlt haben, dieſe Kunſt in lohnender Weiſe auszuüben.“

„Allerhöchſter fürſtlicher Huld blieb vorbehalten, die geringe Fertigkeit für mich werthvoll zu machen,“ verſetzte Knips, „bis jetzt habe ich ſolche Nachbildung nur zu meinem eigenen Vergnügen geübt, oder hie und da als Scherz, um einmal Andere zu necken.“

Der Fürſt lächelte und entfernte ſich mit einer wohlwollenden Bewegung des Hauptes. Magiſter Knips war ſehr brauchbar befunden.

Die Prinzeſſin ſaß an ihrem Schreibtiſch, die Feder flog in der kleinen Hand, ſie blickte zuweilen in ein Buch von gelehrtem Ausſehen und ſchrieb Stellen ab, welche ihr durch Striche bezeichnet waren. Tritte im Vorzimmer ſtörten die Arbeit, der Erbprinz trat ein, neben ihm ein Offizier in fremder Uniform. „Setzt euch, Kinder,“ rief die Prinzeß. „Lege

deinen Sarras ab, Victor, und komm zu mir. Du bist ein hübscher Junge geworden, man sieht dir's an, daß du dich unter fremden Leuten behauptet hast."

„Man schlägt sich durch," versetzte Victor achselzuckend, und stellte den Säbel vorsichtig in die Nähe, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte.

„Sei ruhig," tröstete die Prinzeß, „wir sind jetzt sicher, er hat Geschäfte."

„Wenn er das gesagt hat, wollen wir uns nicht darauf verlassen," versetzte Victor. „Du bist ernster geworden, Siddy, auch das Zimmer ist verändert, Bücher und wieder Bücher," er schlug einen Titel auf. „Archäologie der Kunst. Sprich, was thust du mit dem Zeug?"

„Man schlägt sich durch," wiederholte Siddy achselzuckend.

„Siddy beschützt die Wissenschaft," erklärte der Erbprinz. „Wir haben jetzt gelehrte Theeabende, sie läßt Stücke lesen mit vertheilten Rollen. Nimm dich in Acht, du wirst auch daran müssen."

„Ich lese nur Bösewichte," versetzte Victor, „und allenfalls Bediente."

„Das Beiwerk ist mein Theil," sagte der Erbprinz, „das Beste, was an mich kommt, ist ein gutmüthiger Vater, der zuletzt seinen Segen giebt."

„Er hat keinen andern Ton in seiner Kehle," entschuldigte die Prinzeß, „als ruhigen Biedersinn, er protestirt, wenn er mehr als vier Verse hintereinander vortragen soll, dabei entsteht noch jedesmal eine Pause, in der er sich die Lorgnette zurecht rückt."

„Sein eigentlicher Beruf ist Pastor," spottete Victor, „er würde seiner Gemeinde den Genuß kurzer Predigten und eines tugendhaften Wandels verschaffen."

„Höre, wenn er darin besser sein sollte als du, so wäre das noch kein Verdienst. Victor, du stehst bei uns in

dem Ruf, immer noch ſehr unartige Streiche zu machen, und uns wird die Bekanntſchaft mit deinen Thorheiten nicht erlaſſen."

„Verleumdung," rief Victor. „Ich bin bei meinem Regiment übel angeſehen wegen allzu ſchroffer Grundſätze."

„Dann bewahre uns der Himmel vor einem Einbruch deiner Kameraden. Mir iſt recht, daß du deinen Urlaub in dieſer Galeere zubringen willſt, aber ich wundere mich darüber. Du biſt frei, dir ſteht die Welt offen."

„Ja, frei, wie eine Dohle, die aus dem Neſt geworfen iſt," verſetzte Victor, „man hat doch Stunden, wo Einem einfällt, daß die Garniſon nicht alle Reize einer Heimath hat."

„Und die ſuchſt du bei uns?" frug die Prinzeſſin. „Armer Vetter! — Aber du warſt unterdeß in Campagne, ich gratulire. Wir hören, du haſt dich brav gehalten."

„Ich hatte ein gutes Pferd," lachte Victor.

„Und du haſt die große Tour bei den Verwandten gemacht?"

„Ich habe die Myſterien dreier Höfe durchgeleſen," verſetzte Victor. „Zuerſt bei der Couſine, unſchuldiger Schäferhof und reizendes Stillleben. Der Hofmarſchall trägt eine Stickerei in der Taſche, an der er unter den Damen arbeitet. Die Hofdame kommt mit ihrem Bologneſer zum Diner und läßt ihn von der Küche füttern. Jede Woche werden zweimal Leute aus der Stadt auf Thee und Backwerk geladen Wenn die Familie den Thee allein nimmt, wird um Haſelnüſſe geſpielt. Ich glaube, ſie werden im Herbſt vom ganzen Hofe geſammelt. Dann ging's zum Großonkel an den Hof der ſechsfüßigen Grenadiere, ich war der kleinſte unter der Geſellſchaft, den einen Tag waren alle als Generäle coſtümirt, den Tag darauf Alle als Nimrods in Jagdröcken und Gamaſchen; heut wird exercirt, morgen gejagt, Pulver iſt der größte Conſum des Hofes; auch das Ballet trägt, wie man ſagt, unter dem Flor Uniformen. Endlich kam der große Hof der Tante

Louiſe. Alle in weißen Köpfen mit Puder, hat Jemand jüngeres Haar, ſo ſucht er es ſo ſchnell als möglich los zu werden. Abends tugendhafte Familienunterhaltung, wer mediſirt, erhält am nächſten Morgen von der Fürſtin eine Aufforderung zu Beiträgen für milde Stiftungen. Prinzeß Minna frug mich, ob ich auch fleißig zur Kirche gehe, und als ich ihr ſagte, daß ich wenigſtens mit unſerm Feldprediger regelmäßig Whiſt ſpiele, fiel ich in Verachtung; ſie tanzte den erſten Contretanz mit ihrem Bruder, ich bekam erſt den zweiten. Die Abendgeſellſchaft genau nach ihren Würden aus den vier Schachteln geholt, jede in geſonderter Aufſtellung. Saal der wirklichen Geheimen, der Kammerherren, des Kleinviehes vom Hofe, und außerdem eine Vorhölle für unvermeidliches Bürgervolk, worin Banquiers und Künſtler der höchſten Beachtung harren."

„Dies ſteife Weſen macht uns vor aller Welt lächerlich," rief der Erbprinz.

Die Prinzeß und Victor lachten über den plötzlichen Eifer. „Seit wann iſt Benno roth?" frug Victor.

„Ich höre dies von ihm zum erſten Male," ſagte die Prinzeß.

„Ein Fürſt ſoll nur Gentlemen in ſeine Geſellſchaft laden, wer darin iſt, ſteht dem Andern gleich," belehrte der Erbprinz.

Wieder lachten die Andern. „Wir danken für den weiſen Spruch, Profeſſor Bonbon," rief Siddy.

„In dieſem Zimmer war's, wo wir dich als Eule anzogen, Bonbon, und wo du ſeufzend unter Siddy's Mantel ſaßeſt, als der Fürſt uns überraſchte."

„Und wo du Strafe erhielteſt," verſetzte Benno, „weil du mich armen Kerl ſo verunſtaltet."

„Mach's ihm noch einmal," rief Siddy.

„Wie du befiehlſt." Victor nahm ein buntes Seidentuch, formte zwei Zipfel durch Knoten zu Ohrbüſcheln und verhüllte den Kopf des Erbprinzen, der ſich das Manöver

ruhig gefallen ließ. Sein ernſthaftes Geſicht mit den dunklen Augenbrauen blickte abenteuerlich aus der Hülle heraus. „Jetzt fehlt der Federrock," rief Siddy, „den denken wir uns dazu. Ich bin die Wachtel und Victor macht den Hahn. Ich kenne noch die Melodie, die wir uns als Kinder erdacht haben."

Sie flog zum Flügel und fuhr über die Taſten, der Erbprinz drehte den Theaterzettel, welchen er in der Taſche trug, zu einer ſpitzen Düte und ſtöhnte hinein: „Uhü, Uhü, Frau Wachtel, ich freſſe Sie."

Die Wachtel ſang: „Pikwerwitt, alter Uhu, 's macht ſich nit." Und der Hahn krähte: „Kikeriki, allerliebſte Wachtel, ich liebe Sie."

„Das iſt nie wahr geweſen, Victor," ſagte die Prinzeſſin unter dem Spiele.

„Wer weiß," entgegnete er, „Kikeriki."

Das Concert war im beſten Gange, Victor ſprang auf den Teppich, ſchlug mit den Händen und krähte, der Erbprinz blies auf ſeinem Stuhle unermüdlich die Klagelaute des Uhu, Siddy bewegte ihr Köpfchen nach dem Takte, ſang ihr Pikwerwit und rief dazwiſchen: „Ihr ſeid lächerliche kleine Jungen." Da klopfte es leiſe, ſchnell fuhren Alle auf, der Säbel flog an ſeinen Riemen, die Wachtel war im Nu in eine vornehme Dame verwandelt.

„Des Fürſten Hoheit läßt erſuchen, Höchſtdenſelben allein zu erwarten," meldete der eintretende Kammerdiener.

„Ich wußte, daß er uns ſtören würde," rief Victor aufbrechend.

„Hinweg ihr Kinder," rief Prinzeß Sidonie. „Noch einmal, mich freut's, Vetter, daß du wieder da biſt, wir Drei wollen zuſammen halten. Benno iſt brav und mein einziger Troſt. Vermeide, ſo oft der Fürſt zugegen iſt, dich mit mir zu beſchäftigen, ich nehme dir nicht übel, wenn du dich gar nicht um mich kümmerſt. Der Spion, welcher mir geſetzt wurde, iſt jetzt mein Fräulein, die Loſſau, jedes Wort, das du

in ihrer Gegenwart ſprichſt, wird zugetragen. Die Herren kennſt du, luſtiger ſind ſie nicht geworden."

„Da iſt Benno's Kammerherr heraufgekommen," frug Victor, „der Fürſt ſprach heut lange mit ihm."

„Er iſt gutmüthig, aber ſchwach," bemerkte der Erbprinz, „und hängt ganz von ſeiner Stelle ab. Verlaß iſt nicht auf ihn."

„Sei diesmal hübſch artig, Victor," fuhr die Prinzeſſin fort, „ſei ein guter Chineſe, trage deinen Zopf regelrecht, und benimm dich genau nach den Privilegien des Knopfes, den du auf deiner Mütze führſt. Jetzt macht fort, dort hinaus, die Treppe meiner Kammerfrau hinab."

Prinzeß Sidonie eilte dem Fürſten an die Thür des Empfangzimmers entgegen. Der Fürſt durchſchritt die Räume bis in ihre Arbeitsſtube. Er warf einen Blick in das aufgeſchlagene Buch. „Wer hat dieſe Zeichen gemacht?"

„Herr Werner hat mir die wichtigſten Stellen angeſtrichen," verſetzte die Prinzeſſin.

„Es iſt mir lieb, daß du dieſe Gelegenheit benützeſt, dich durch einen ausgezeichneten Gelehrten fördern zu laſſen. Er iſt, wenn man von dem doctrinären Weſen abſieht, welches an dieſen Meiſtern der Bücher hängt, ein bedeutender Menſch. Ich habe den Wunſch, ihm für ſeine opfervolle Thätigkeit den Aufenthalt ſo angenehm zu machen, als die Verhältniſſe erlauben, und ich erſuche, daß du dabei das Deine thuſt."

Die Prinzeß verneigte ſich ſtumm, die Finger ihrer Hand ſchloſſen ſich krampfhaft zuſammen.

„Da es unmöglich iſt, ihn und ſeine Frau dem Hofe näher zu ſtellen, ſo wünſche ich, daß du die Fremden einmal zu deinen kleinen Theeabenden einladeſt."

„Mein gnädigſter Vater wolle mir verzeihen, wenn ich nicht ſehe, wie dies geſchehen kann. Die Abendgeſellſchaft hat bis jetzt immer nur aus meinen Damen und den erſten Mitgliedern des Hofes beſtanden."

„So ändere das," ſagte der Fürſt kalt, „es bleibt dir

unbenommen, noch einen oder den andern von unſern Beamten mit ihren Frauen herbeizuziehen."

„Verzeihung, mein Vater, da dies bis jetzt niemals geſchah, würde Jedermann bemerken, daß die Aenderung nur durch die beiden Fremden veranlaßt iſt. Es muß üble Nachrede verurſachen, wenn ein zufälliger Beſuch umzuwerfen vermag, was an dieſem Hofe bis zu dieſem Tage für erlaubt gehalten wurde."

„Die Rückſicht auf unartiges Geſchwätz ſoll dich nicht abhalten," verſetzte der Fürſt gereizt.

„Mein gnädigſter Vater möge huldvoll die Rückſichten würdigen, welche mich verhindern etwas dergleichen zu thun. Es würde doch mir, der Frau, nicht ziemen, mich über Sitte und Brauch wegzuſetzen, welche mein Fürſt und Vater für ſich ſelbſt bindend erachtet. Du haſt geruht, Herrn Werner bei kleiner Hoftafel den Zutritt zu geſtatten, ihn würde auch ich, ohne ungewöhnlichen Anſtoß zu erregen, an meinem Theetiſch ſehn dürfen. Die Frau dagegen iſt von meinem gnädigſten Vater niemals mit dem Hofe in Verbindung gebracht. Es würde der Tochter ſchlecht anſtehen, zu wagen, was der Vater ſelbſt nicht gethan."

„Dieſer Grund iſt ein ſchlechter Deckmantel für böſen Willen," erwiederte der Fürſt, „dich hindert nichts, den Hof ganz wegzulaſſen."

„Ich kann keine Abendgeſellſchaft, und ſei ſie noch ſo klein, ohne meine Hofdamen laden," erwiederte die Prinzeſſin hartnäckig, „ich darf von meinen Damen nicht fordern, an ſo rückſichtslos zuſammengeladener Geſellſchaft Theil zu nehmen."

„Ich werde dafür ſorgen, daß Fräulein von Loſſau erſcheint," verſetzte der Fürſt in bitterem Tone, „ich beſtehe darauf, daß du im Uebrigen nach meinem Willen thuſt."

„Verzeihung, mein gnädigſter Vater," verſetzte die Prinzeſſin in großer Aufregung, „wenn ich in dieſem Fall nicht gehorche."

„Du wagſt mir zu trotzen?" rief der Fürſt in einem

plötzlichen Ausbruch von Zorn und kam der Prinzessin näher, die Prinzeß erblich und trat wie zur Abwehr hinter einen Stuhl.

„Ich bin hier die einzige Dame unseres Hauses," rief sie, „und ich habe in dieser hohen Stellung Rücksichten zu nehmen, von denen mich nicht der Herr dieses Hofes, nicht mein eigener Vater entbinden kann. Führen Ew. Hoheit eine neue Hofordnung ein, ich werde mich willig fügen, was aber Ew. Hoheit heut von mir verlangen, ist keine neue Ordnung, es ist Unordnung, demüthigend für mich und uns Alle."

„Freche, übermüthige Thörin," rief der Fürst, seiner nicht mehr mächtig, „meinst du meinen Befehlen entwachsen zu sein, weil ich dich einmal aus meiner Hand ließ? Ich habe dich wieder hergezogen, um dich festzuhalten, du bist in meiner Gewalt, keine Sclavin ist es mehr. In diesen Mauern gilt kein Wille, als der meine, und wenn du dich nicht beugst, ich weiß verstockten Sinn zu brechen." Er trat drohend auf sie zu. Die Prinzeß wich an die Wand ihres Zimmers zurück. „Ich weiß, daß ich eine Gefangene bin," rief auch sie mit flammenden Blicken, „ich wußte, seit ich hierher zurückkehrte, daß ich in meinen Kerker trat, ich weiß, daß kein Schrei der Angst aus diesen Mauern dringt, und daß eine Sclavin mehr Schutz findet unter den Menschen, als das Kind eines Fürsten gegen den eigenen Vater. Aber in diesem Zimmer habe ich eine Helferin, zu der ich oft flehend aufsehe, und wenn Ew. Hoheit mir jede Möglichkeit nehmen, bei Lebenden Hülfe zu suchen, ich rufe mir zum Schutz gegen Sie die Todten." Sie riß die Schnur eines Vorhangs, das lebensgroße Bild einer Dame wurde sichtbar, in dem sanften Antlitz ein rührender Zug von Trauer. Die Prinzessin wies auf das Bild und sah nach dem Fürsten: „Wagen Ew. Hoheit die Tochter vor den Augen ihrer Mutter zu beschimpfen."

Der Fürst fuhr zurück, ein rauher Ton drang aus seiner Brust, er wandte sich ab und winkte mit der Hand. „Ver-

hülle das Bild," ſprach er tonlos. — „Rege dich und mich nicht unnöthig auf," begann er mit verändertem Ton, „willſt du meinen Wunſch nicht erfüllen, es ſei, ich beſtehe nicht darauf." Er nahm ſeinen Hut vom Tiſch und fuhr in ſanfter Stimme fort: „Du biſt bei der Bürgerſchaft beliebt, das Wetter iſt ſommerwarm und verſpricht Dauer. Ich werde an deinem Geburtstage den Beamten und der Stadt ein Tagesconcert im Park veranſtalten; die Liſte der Einladungen werde ich dir durch den Oberſthofmeiſter zuſchicken. Am Abend iſt Gaſttafel und Feſtoper." Der Fürſt ſchritt durch die Thür ohne die Tochter anzuſehen, die Prinzeſſin folgte ihm bis an das Vorzimmer, wo die Dienerſchaft ſtand. Die Prinzeſſin machte bei der Thür eine tiefe Verbeugung, der Fürſt winkte ihr freundlich mit der Hand. Dann flog die Prinzeſſin in ihr Zimmer zurück, warf ſich vor dem Bild auf den Boden und rang die Hände.

Die Prinzen gingen durch den Park, die Spaziergänger grüßten und ſahen ihnen nach. Ehrbar und altbärtig rückte der Erbprinz ſeinen großen Hut, Victor fuhr leicht an die Huſarenmütze und nickte zuweilen einem hübſchen Geſichte vertraulich zu. „Alles alte Bekannte," begann er, „es freut Einen doch, daß man hier zu Hauſe iſt."

„Du biſt immer ein Liebling der Leute geweſen," ſagte der Erbprinz.

„Ich habe ſie amüſirt und geärgert," verſetzte Victor lachend. „Ich fühle wie Herkules den mütterlichen Boden unter mir und bin zu jeder Miſſethat aufgelegt. Benno, ſieh nicht ſo gelangweilt aus, das leide ich nicht."

„Wenn du nur alle Tage zu derſelben Stunde mit mir ſpazieren gingeſt, würdeſt du auch ſo ausſehen," verſetzte Benno und blieb vor einem leeren Waſſerbaſſin ſtehen, worin vier kleine Bären ſaßen und nach dem Publikum ſchauten, das ihnen Brot hinabwarf. Der Erbprinz nahm aus den Händen des Wärters, der mit abgezogener Mütze zu ihm trat, einige Brot-

ſtücke und warf ſie gleichgültig den Bären zu. „Und wenn du auf höchſten Befehl dich alle Tage als populären Freund des Volkes zeigen und die dummen Bären füttern müßteſt, ſo würdeſt du die Bären auch langweilig finden.“

„Bah,“ rief Victor, „es ſteht ja nur bei dir, dieſe Mondkälber unterhaltend zu machen.“ Er ſprang mit einem Satz in den gemauerten Raum unter die Thiere, packte den erſten Bär wie einen Hammel, der zur Wollſchur getragen wird, und warf ihn auf den zweiten, ebenſo den dritten auf den vierten. Ein greuliches Gebrumm und Ohrfeigen der Bären begann, ſie balgten heftig mit einander, das Publikum jauchzte vor Vergnügen. „Ihre Hand, Kamerad,“ rief der Prinz einem Zuſchauer, welcher mit lauten Aeußerungen des Beifalls dem Unfug zuſah. „Helfen Sie heraus.“ Der Angerufene, es war Freund Gabriel, hielt beide Hände herunter. „Hier, Excellenz, ſchnell, daß die Bieſter nicht in die Uniformhoſe beißen.“ Er zog den Prinzen, der ſich mit ſeinen Füßen an die Mauer ſtemmte, kräftig herauf, Victor ſprang leichtfüßig auf den Mauerrand und gab ſeinem Beiſtand einen Schlag auf die Schulter. „Dank, Kamerad, wenn Sie einmal im Loch ſitzen, halte ich Ihnen auch die Hand entgegen.“ Das Volk ſchrie Bravo, es gab ein ehrerbietiges Gelächter, während unten das Fauchen, Kratzen und Beißen nicht aufhörte.

„Man muß Leben in die Verhältniſſe bringen,“ ſagte Victor, „wenn mich dein Vater nicht wegjagt, ſoll es in acht Tagen an euerm Hofe zugehen, wie hier in der Bärengrube.“

„Und ich hab's unterdeß weggekriegt,“ verſetzte Benno bekümmert, „einer ſagte zum andern, wenn Der doch auch ſo viel Courage hätte, und damit meinte er mich.“

„Sei ruhig, du biſt der Weiſe; vor einſichtsvollen Leuten ſetze ich deine Tugend in's helle Licht. Zunächſt erbitte ich dein Vertrauen. Welcher Dame vom Theater gönnſt du deine Aufmerkſamkeit, damit ich dir nicht in den Weg komme? Ich wünſche meine Ausſichten bei dir nicht zu ruiniren.“

„Man will an mir dergleichen durchaus nicht leiden," versetzte Benno.

„Nicht leiden?" frug Victor erstaunt. „Was ist das wieder für eine Tyrannei? Ist hier guter Ton geworden, tugendhaft zu sein? Dann gönne mir wenigstens eine Mittheilung, welche andere Dame aus politischen Gründen von mir nur aus der Ferne bewundert werden darf."

„Ich glaube, daß du freie Wahl hast," versetzte Prinz Benno gedrückt.

„Heil mir, daß ich nicht Erbprinz bin. Was aber hat den Fürsten veranlaßt mich so gnädig hierher einzuladen?"

„Wir wissen es nicht, auch Siddy war überrascht."

„Und ich Narr glaubte, sie hätte die Hand im Spiele gehabt."

„Hätte sie etwas dafür versucht, so wäre dir sicher keine Einladung geworden."

„Daß er mich nicht gern sieht, ist klar, es war ein kühler Empfang."

„Vielleicht will er dich verheirathen."

„Mit wem?" frug Victor schnell.

„Er hat dich doch veranlaßt, bei den Verwandten herumzureisen," versetzte der Erbprinz vorsichtig.

„Er? durchaus nicht. Ich wurde aus einer Hand in die andere spedirt und überall wie ein netter Junge behandelt. Das Ganze war offenbar eine Verabredung."

„Vielleicht steckt eine unserer großen Ehestifterinnen dahinter," sagte der Erbprinz.

„Bei mir nicht, verlaß dich darauf. Ich bin bei sämmtlichen geheimen Müttern unseres Vaterlandes, welche die allerhöchsten Familiengefühle unter Aufsicht genommen haben, sehr schlecht angeschrieben, die rühren meinetwegen keinen Finger."

„Wenn's also der Vater nicht war und Niemand anders, so hat's der Oberhofmeister gethan."

„Sei gesegnet für diesen Verdacht," rief Victor. „Wenn er mich hierher haben wollte, dann steht Alles gut."

„Haſt du ihn geſprochen?“

„Ich war bei ihm, er ließ ſich ſogleich vom Feldzug erzählen und ſprach in ſeiner Art freundlich, nicht mehr als ſonſt.“

„Dann war er es, verlaß dich darauf.“

„Aber warum?“ frug Victor, „was ſoll ich hier?“

„Das mußt du mich nicht fragen, um mich kümmert er ſich wenig.“

„Warum lenkſt du bei jedem Seitenweg vom Pavillon ab,“ frug Victor, „habt ihr dort Fußangeln aufgeſtellt? Wetter, welch prachtvolles Geſicht! Sieh du Duckmäuſer. Alſo ihr ſeid tugendhaft geworden?“

Der Erbprinz erröthete vor Zorn. „Die Dame dort oben hat Anſpruch auf die rückſichtsvollſte Behandlung,“ ſagte er finſter.

„Das iſt alſo die ſchöne Fremde,“ rief Victor. „Sie lieſt. Wenn ſie nur einen Blick herunterwerfen wollte, damit man mehr als das Profil ſähe. Wir gehn hinauf, du führſt mich ein.“

„In keinem Fall,“ verſetzte der Erbprinz, „wenigſtens jetzt nicht.“

Victor ſah ihn verwundert an. „Du weigerſt dich mich dieſer Dame vorzuſtellen? Ich brauche dich nicht.“ Er machte ſich von ihm los.

„Du biſt toll,“ rief der Erbprinz ihn zurückhaltend.

„Ich war nie mehr bei Sinnen,“ entgegnete Victor. Er eilte einem Baum zu, der ſeine niedrigen Aeſte in der Nähe des Fenſters emporſtreckte und kletterte mit der Behendigkeit einer Katze in die Höhe. Ilſe ſah auf, erkannte den Erbprinzen und einen aufſteigenden Offizier und trat vom Fenſter zurück. Victor brach eine Gerte ab und berührte die Scheiben. Man hörte im Hauſe ſchellen, das Fenſter wurde geöffnet, Gabriel ſah heraus. „Immer in der Luft, Excellenz?“ rief er, „was befehlen Dieſelben?“

„Richten Sie Ihrer Herrin meine ehrerbietige Bitte aus,

ſie in einer dringenden Angelegenheit nur einen Augenblick zu ſprechen."

Ilſe erſchien mit ernſtem Geſicht am Fenſter, hinter ihr der Diener; der junge Herr hielt ſich mit einer Hand feſt und griff mit der andern grüßend an ſeine Mütze. „Ich erbitte Ihre Vergebung, gnädige Frau, daß ich dieſen ungewöhnlichen Weg wähle, mich Ihnen vorzuſtellen, mein Vetter dort unten hat mich wider meinen Willen hier heraufgeſchickt."

„Wenn Sie hinunter fallen, mein Herr, nehmen Sie die Ueberzeugung auf den Erdboden mit, daß das Klettern unnütz war, die Thür des Hauſes ſteht offen."

Ilſe trat zurück, Victor verneigte ſich wieder. „Die Dame iſt ganz meiner Meinung," rief er ſtrafend dem Erbprinzen zu, „daß du ſehr Unrecht gethan haſt, mich von der Thür abzuſperren."

„Es giebt nach dieſer Etourderie keinen Ausweg, als daß wir ſogleich hinaufgehen, und um Entſchuldigung bitten," verſetzte der Erbprinz zornig.

„Das war ja grade, was ich wollte," rief Victor, „man muß den Menſchen nur verſtändig zureden."

Der Erbprinz trat mit ſeinem Vetter ein, Ilſe empfing die Prinzen mit ſtummer Verbeugung.

„Dies iſt derſelbe Mann," begann der Erbprinz, „von dem ich Ihnen, gnädige Frau, bereits erzählt habe, er hieß ſchon als Knabe bei denen, welche ſein Weſen kannten, Junker Eulenſpiegel."

„Ew. Hoheit hätte es doch nicht thun ſollen," verſetzte Ilſe traurig, „ich bin hier fremd und einer Mißdeutung mehr ausgeſetzt als Andere." Sie wandte ſich an den Erbprinzen. „Es iſt das erſte Mal, daß ich Ew. Hoheit ſeit Ihrer Geneſung ſehe."

„Ich bin in Gefahr, wieder aus Ihrer Nähe verbannt zu werden," verſetzte der Erbprinz, „und Sie haben das gewollt."

Ilſe ſah ihn befremdet an.

„Sie haben meinem Vater den Inhalt einer Unterredung mitgetheilt, die ich einſt mit Ihnen hatte," fuhr der Erbprinz bekümmert fort. „Sie haben dadurch den Fürſten veranlaßt zu beſchließen, daß ich von hier auf das Land verſetzt werde."

„Ich möchte um Alles nicht, daß Ew. Hoheit von mir glaubten, ich habe ein Vertrauen verrathen. Waren die harmloſen Worte, die ich zu Ihrem Herrn Vater geſprochen, gegen Ew. Hoheit Wunſch, ſo kann ich zu meiner Entſchuldigung nur ſagen, daß ſie aus der wärmſten Empfindung für Ew. Hoheit hervorgegangen ſind."

Der Erbprinz verneigte ſich ſchweigend.

„Dies Terzett iſt nur aus Diſſonanzen zuſammengeſetzt," rief Victor. „Alle drei ſind wir gekränkt, Jeder durch die beiden Andern; am tiefſten ich, denn mich hat mein ungefälliger Couſin in die Gefahr geſetzt, gänzlich aus Ihrer Gnade zu fallen, bevor ich ſie zu gewinnen Gelegenheit hatte. Dennoch bitte ich um die Erlaubniß, mich Ihnen wieder vorzuſtellen in beſſerer Beleuchtung, als mir das Baumlaub dort draußen zukommen ließ."

Die Prinzen empfahlen ſich, im Freien ſagte Victor: „Ich wollte nur wiſſen, was die Frau Profeſſorin zu bedeuten hat, ich merke jetzt, daß es für mich in keinem Fall rathſam iſt, meine Ehrerbietung geräuſchvoll zu Füßen zu legen. Sei mir nicht böſe, Benno, ich bin kein Spielverderber, kannſt du mich brauchen, ſo befiehl über mich."

Der Erbprinz blieb ſtehen und ſah ſeinen Vetter ſo ſchmerzlich an, daß dieſer auch ernſthaft wurde. „Willſt du mir einen Dienſt erweiſen, für den ich dir dankbar ſein werde, weil ich lebe, ſo hilf dazu, daß die Bewohner jenes Hauſes unſere Gegend ſo ſchnell als möglich verlaſſen. Es bringt kein Glück uns nahe zu ſein."

„Sag's ihnen doch grade heraus, dir werden ſie mehr glauben als mir."

„Welchen Grund ſoll ich angeben?" frug der Erbprinz.

„Es giebt nur einen, und ich bin der letzte, der ihn aussprechen darf.“

„Die Frau sieht wenigstens aus, als wüßte sie recht gut sich selbst zu berathen,“ tröstete Victor. „Größere Sorge habe ich um dich, ich sehe, du bist in Gefahr diesmal mit dem Fürsten zu sehr einer Meinung zu sein. Wirst du nicht wenigstens Einwürfe wagen, wenn er dich fortschicken will?“

„Mit welchem Recht?“ frug der Erbprinz. „Er ist mein Vater, Victor, und mein Herr. Ich bin der erste seiner Unterthanen, mir ziemt es, der gehorsamste zu sein. Solange er mir nichts befiehlt, was gegen mein Gewissen ist, bin ich verbunden, ihm auf der Stelle zu gehorchen. Das ist die Richtschnur, die ich für mein Thun gezogen habe. Aus innerer Ueberzeugung.“

„Gesetzt aber,“ warf Victor entgegen, „ein Vater wollte seinen Sohn entfernen, um Andern Unheil zu brauen, denen der Sohn Antheil gönnt?“

„Ich meine, der Sohn müßte doch gehen,“ versetzte der Erbprinz, „wie schwer es ihm auch wird; denn ihm ziemt nicht einmal einen Verdacht gegen den Vater in seiner Seele zu dulden.“

„Mehr Sohn als Prinz,“ rief Victor, „und wir sind am Ende, tugendhafter Benno. Ah, Bergau, wohin?“

Der angeredete Hofmarschall versetzte bedrängt: „Nach dem Pavillon, mein Prinz.“

„Haben Sie Näheres über den Schrecken gehört,“ frug Victor geheimnißvoll, „den man im Schlosse des Großonkels gehabt hat? über eine Frau oder vielmehr Erscheinung, die in Wirklichkeit ein Geist war, der als Gespenst auftrat, mit einem Getöse, welches als Gepolter anfing und mit einem Trauermarsch endete, wobei die Thüren zitterten und die Kronleuchter klirrten wie ein Schellengeläut? Nichts gehört?“

„Nicht das Geringste; welche Erscheinung? wann? und wie?“

„Ich weiß durchaus nichts,“ versetzte Victor. „Kommt

Ihnen etwas zu Ohren, ſo bitte ich um Nachricht.“ Das verſprach der Hofmarſchall und eilte vorwärts.

Der Hofmarſchall war in ſeinem Dienſt untadelhaft, er kannte alle Tafelgedecke und Gläſer perſönlich, überflog gewiſſenhaft die Rechnungen, ſorgte für einen guten Weinkeller und verſtand gründlich die Repräſentation ſeiner Charge. Außerdem war er ein wackerer Edelmann, fromm, mit reichem Kinderſegen beglückt, aber er war nicht, was man einen großen Geiſt nennt. Dieſe letzte Eigenſchaft machte ihn bisweilen zu einem werthvollen Kämpfer des Hoflagers, denn er verfocht mit der Sicherheit eines Fanatikers den geheiligten Brauch ſeines Hofes gegen unberechtigte Anſprüche fremder Gäſte, und wurde vom Fürſten wohl einmal als Sturmbock benutzt, um eine Mauer anzurennen, welche ein Anderer vorſichtig umging. Heut trat der Hofmarſchall bei Ilſe ein, im Herzen unwillig über den Auftrag, den er geſchickt auszuführen befehligt war. Er traf die Frau Profeſſorin in ungünſtiger Stimmung. Die Dreiſtigkeit Victors, der geheime Vorwurf in den Worten des Erbprinzen hatten ſie unzufrieden mit ſich ſelbſt gemacht, und mißtrauiſch gegen die unklaren Verhältniſſe, von welchen ſie umgeben war. Der Hofmarſchall rührte lange die Bowle um, aus welcher er einzuſchenken hatte, er drehte die Unterhaltung auf Ilſe's Heimath und ihren Vater, den er nach ſeiner Annahme einmal bei einer Thierſchau geſehen hatte. „Ein ſchönes Gut, wie man hört, ſehr reſpectabler Charakter.“ Ilſe, über jedes Lob ihrer Lieben erfreut, ging arglos auf dies Geſpräch ein und erzählte von Gütern und Nachbarn in ihrer Gegend. Endlich begann der Hofmarſchall: „Herr Bauer iſt jeder Auszeichnung würdig; verzeihen Sie mir deßhalb eine Frage: Hat Ihr Vater denn niemals den Wunſch gehabt, geadelt zu werden?“

„Nein,“ verſetzte Ilſe und ſah den Hofmarſchall groß an, „wie ſollte er zu dieſem Wunſch kommen?“

„Ich enthalte mich aller Bemerkungen über die günſtigen

Folgen, welche eine solche Erhebung für die Carriere Ihrer Geschwister haben würde, sie liegen auf der Hand. Es ist leicht zu begreifen, daß bescheidenes Selbstgefühl einen Mann verhindern kann, sich um diesen Vorzug zu bewerben. Ich bin aber überzeugt, daß des Fürsten Hoheit auch im eigenen Interesse eine solche Verleihung gern sehen würde. Denn die Stellung Ihres Herrn Vaters zu meinem gnädigsten Herrn würde dadurch viel günstiger."

„Es ist eine recht günstige Stellung," sagte Ilse.

„Ich darf wohl bei den persönlichen Beziehungen, in welche Sie zu unsern hohen Herrschaften getreten sind, darüber offener sprechen," fuhr der Hofmarschall sicherer fort. „Für des Fürsten Hoheit, und für uns Alle würde werthvoll sein, wenn Höchstderselbe bei gelegentlicher Anwesenheit in jener Gegend ein Haus fände, in welchem eine gastliche Aufnahme möglich wäre."

Erstaunt unterbrach ihn Ilse: „Ich bitte, Herr von Bergau, mir das näher auseinanderzusetzen, ich verstehe von diesen Dingen gar nichts. Der Fürst hat doch schon einigemal unser Haus mit seiner Anwesenheit beehrt."

Der Hofmarschall zuckte die Achseln. „Man hat in der Noth das freundliche Anerbieten Ihres Herrn Vaters angenommen, es mußte immer ein kurzes, wie gelegentliches Absteigen bleiben, denn wenn auch Ihr Vater selbst in seiner amtlichen Stellung für diese Ehre nicht ganz ungeeignet war, so fehlte doch die Hausfrau, welche die Honneurs des Hauses machen konnte."

„Ich vertrat diese Stelle, so gut ich vermochte," sagte Ilse.

Der Hofmarschall verneigte sich. „Es hat Erwägungen gekostet, wie das Frühstück einzurichten wäre, ohne die Frauen des Hauses zu beleidigen, und es war sehr willkommen, daß Herr Bauer ganz davon absah, für die Frauen eine Theilnahme daran zu verlangen. Gestatten Sie mir endlich noch die Bemerkung, eine Standeserhöhung Ihres Vaters würde

ſogar für Sie ſehr werthvoll ſein. Denn Ihr Herr Gemahl iſt als Gelehrter von ausgezeichneten Verdienſten ebenfalls in der Lage, daß ein angedeuteter Wunſch deſſelben ihm Rang und Stand verſchaffen könnte, welche ihn bei Hofe etabliren. Unter dieſen Vorausſetzungen aber würde ſich auch für Sie ein Zutritt bei Hofe, wenn auch mit Beſchränkungen durchſetzen laſſen. Dem Fürſten und der Prinzeſſin wäre durch unſere Hofordnung Gelegenheit gegeben, Ihnen bisweilen im Schloſſe bei Gegenwart der Chargen Zutritt zu geſtatten, zu größerem Hofball und Hofconcert wären Einladungen möglich."

Ilſe ſtand auf. „Es iſt genug, Herr Hofmarſchall, jetzt verſtehe ich. Was mein Vater thut, wenn ihm angeboten wird, wovon Sie ſprechen, glaube ich zu wiſſen; er wird lachen und das Angebotene zurückweiſen, und er wird ſagen, wenn unſer bürgerliches Haus unſerm Landesherrn nicht gut genug iſt darin einzukehren, ſo verzichten wir auf dieſe Ehre. Ich aber habe im Zurückweiſen nicht die Ruhe, welche ich meinem Vater zutraue, und ich ſage Ihnen, mein Herr, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß ich als Frau der hieſigen Geſellſchaft nicht für vollberechtigt gelte, ich würde keinen Fuß hier her geſetzt haben."

Mit Mühe bezwang Ilſe den Zorn welcher in ihr arbeitete. Der Hofmarſchall war beſtürzt und verſuchte ſich in zudeckender Rede, aber mit Frau Ilſe war nicht mehr zu verhandeln, ſie blieb ſtehen und zwang ihn dadurch zum Aufbruch.

Der Profeſſor fand ſeine Frau im dunklen Zimmer vor ſich hinbrütend. „Willſt du einen Adelsbrief haben?" rief ſie aufſpringend, „er wird auf der Stelle für dich ausgefertigt und für den Vater auch, damit wir alle den Vorzug erhalten, volle Menſchen zu werden, mit denen die Leute im Schloß verkehren können, ohne ſich gedemüthigt zu fühlen. Es wird ihnen unbequem, daß ſie uns nur wie gelegentlich ſehen können. Ich weiß jetzt, weßhalb ich allein ſpeiſe, und weßhalb der Fürſt in Bielſtein nicht unſere Wohnſtube betrat. Uns thut ein neuer Name noth, damit wir die Bildung und den Anſtand

erhalten, welche uns würdig machen, zu Hofe zu gehen. Uns noch nicht einmal, vielleicht unſere Kinder. Kannſt du das anhören, ohne vor Scham zu erröthen, daß wir hier ſind? Sie füttern uns wie fremde Thiere, die ſie ſich aus Neugierde anſchaffen und wohl wieder aus dem Pferch hinausjagen."

„Holla, Ilſe," rief Felix, „du verwendeſt mehr Pathos als nöthig iſt. Was kümmern uns die Vorurtheile der Menſchen hier? Wir ſind hergekommen, weil ſie etwas von uns begehrten, wir etwas bei ihnen ſuchten. Hat der Fürſt nicht Alles gethan, uns den Aufenthalt in der Weiſe angenehm zu machen, wie wir ſie gewohnt ſind? Wenn die Leute hier durch den Brauch, in dem ſie erzogen ſind, und durch die Sitte ihres Kreiſes veranlaßt werden, den Verkehr mit uns durch beſtimmte Formen abzugrenzen, was kümmert das uns? Wollen wir ihre Vertrauten werden und mit ihnen zuſammen leben, wie mit unſern Freunden daheim? Solches Aufſchließen unſerer Seelen haben ſie ſich doch noch nicht verdient. Als wir herkamen, traten wir in ein einfaches Contractverhältniß, wir übernahmen auch die Verpflichtung, uns in ihre Lebensordnung zu fügen."

„Und wir behielten die Freiheit, von hier zu gehen, ſobald uns dieſe Ordnung nicht mehr gefällt."

„Ganz recht," verſetzte der Profeſſor, „ſobald wir einen ausreichenden Grund haben, ſie unerträglich zu finden. Ich meine, das iſt nicht der Fall. Man verlangt von uns nichts Entwürdigendes, ja man zeigt uns befliſſene Aufmerkſamkeit, was kümmert uns der Theil ihres Lebens, den ſie uns nicht geben, und den wir zu begehren weder Recht noch Veranlaſſung haben."

„Täuſche uns beide nicht," rief Ilſe. „Wenn in unſerer Stadt Jemand zu dir ſagte, du darfſt nur meine Schuhe anſehen, aber den Blick nicht bis zu meinem Geſicht erheben, du darfſt nur im Freien mit mir zuſammen kommen, aber nicht in meinem Hauſe, ich kann nur ſtehend bei dir eſſen, aber an deinem Tiſch niederzuſitzen verbietet mir meine Würde,

was wirſt du, der du ſo ſtolz in deinem Kreiſe ſtehſt, einem ſolchen Thoren antworten?"

„Ich werde nach dem Grund ſeiner Befangenheit fragen, vielleicht ihn bedauern, vielleicht mich von ihm wegwenden."

„So thu's hier," rief Ilſe. „Denn wir ſind geladene Gäſte, vor denen die Hausleute die Thür zuſperren."

„Ich wiederhole dir, wir ſind nicht Gäſte, welche geladen wurden, mit den Menſchen hier geſellig zu verkehren. Ich bin zur Arbeit hergerufen, und ich habe dieſen Ruf angenommen, weil ich für meine Wiſſenſchaft ſo Großes ſuche, daß ich weit andere Uebelſtände ertragen müßte, als etwa unbequeme Gewohnheiten des Hofes. Dies wichtigſte Intereſſe darf ich nicht auf's Spiel ſetzen durch ein Auflehnen gegen geſellige Anſprüche, die mir nicht gefallen. Grade, weil ich ohne beſondere Ehrfurcht auf dieſe Ordnung ſehe, ſtört ſie mir nicht die Laune."

„Es thut aber weh und macht zornig, daß Menſchen, an deren Leben man Antheil nimmt, an ſo greulich veraltetem Trödel hängen," rief Ilſe immer noch erbittert.

„Das alſo iſt es?" frug Felix. „Wir ſorgen auch um das Seelenheil der Anſpruchsvollen ſelbſt? Das läßt ſich eher hören. Nun, an jedem Privilegium hängt ein alter Fluch, der die Meiſten trifft, welche daran Theil haben. Das mag auch von den Vorrechten des Hofes gelten. Das Leben unſerer Fürſten iſt in den Bann beſtimmter Kreiſe eingeſchloſſen, Anſchauung und Vorurtheil einer Umgebung, die ſie ſich nicht frei wählen dürfen, umgiebt ſie vom erſten Tage ihres Lebens bis zum letzten. Daß ſie nicht ſtärker und freier ſind, rührt zum großen Theil von der engen Atmoſphäre, in welche ſie durch die Etikette gebannt ſind. Das iſt ein Unglück nicht nur für ſie ſelbſt, iſt für uns Alle ein Leiden, daß unſere Fürſten ſo häufig die bürgerliche Geſellſchaft mit den Augen eines Kammerjunkers betrachten. Dieſen Uebelſtand mag man als Mitlebender ſchmerzlich fühlen. Und ich meine allerdings,

der Kampf, welcher in unſerm Vaterlande auf verſchiedenen Gebieten entbrannt iſt, wird nicht eher mit einem guten Frieden enden, als bis die Gefahren beſeitigt ſind, welche die alte Hofordnung der Erziehung unſerer Fürſten bereitet. Auch ſcheint mir in der That, daß dieſe ſtarre Ordnung ſchon an vielen Stellen durchlöchert iſt, die Zeit mag kommen, wo das Unverſtändige darin ein Stoff für gute Laune und Satire wird. Denn die Etikette der Höfe iſt zuletzt ein Ueberreſt aus vergangener Zeit, wie unſere Zunftverfaſſung und ähnlicher veralteter Brauch. Darin haſt du recht. Wer ſich aber perſönlich ſo ſehr reizen läßt, wie du in dieſer Stunde, der ſetzt ſich dem Argwohn aus, daß er nur deßhalb zürnt, weil er ſich ſelbſt den Zutritt zu abgeſchloſſenen Kreiſen begehrt."

Ilſe ſah ſchweigend vor ſich nieder. „Dir und mir," fuhr der Profeſſor fort, „geziemt bei zufälliger perſönlicher Berührung mit ſolchen Anſchauungen nur Eines: kühle Nichtachtung. Wir wünſchen im Intereſſe unſerer Fürſten die Schranken beſeitigt, welche ihnen den Verkehr mit ihrem Volke einengen, aber wir haben durchaus nicht Wunſch und Drang, uns an die Stelle derer zu ſetzen, auf welche die Gebieter unſeres Landes jetzt ausſchließlich angewieſen ſind. Denn im Vertrauen, wir Alle, deren Leben in angeſtrengter geſchäftlicher Thätigkeit verläuft, wir würden in der Regel ſchlechte Geſellſchafter der Fürſten ſein, uns fehlt nicht nur die zierliche Sicherheit der Form, die ſich eher gewinnen ließe, auch die wohlthuende Gefügigkeit im Tagesverkehr, die Stärkeren werden leicht durch Unabhängigkeit verletzen, die Schwachen durch haltloſe Unterwürfigkeit verächtlich werden. Nur die Freiheit der Wahl fordern wir für die Regierenden. Ein Gefühl dürfen wir aber ohne Ueberhebung bewahren, daß Alle, die ſich geſellig von unſern Kreiſen ſcheiden, mehr verlieren als wir. Was die Herzen erwärmt, den Geiſt erhellt, muß man aus dem Volke holen. Wer ſich das ſchwer macht, der entbehrt."

Ilſe trat zu ihm und legte ihre Hand in die ſeine.

„Deßhalb, Frau Ilſe," fuhr der Gatte heiter fort, „laß dir ruhig für dieſe wenigen Wochen gefallen, was um dich vorgeht. Käme dir einmal die Aufforderung, in Wirklichkeit Gaſt für die Geſelligkeit eines Hofes zu werden, dann magſt du vorher über deine Anſprüche in Verhandlung treten, und wenn du in ſolchem Falle ablehnſt, dann thuſt du's mit Lachen."

„Sprichſt du ſo aus ſicherer Ruhe deiner Seele?" frug Ilſe, und ſah den Gatten forſchend an, „oder weil dir jetzt ſehr viel daran liegt, hier zu bleiben?"

„Mir liegt Alles an meiner Handſchrift," verſetzte der Profeſſor, „im Uebrigen entbehre ich der Ruhe weniger als du. Denn du haſt in deiner Jugend und vollends im letzten Jahr mit warmer Empfindung um Perſonen dieſes Fürſtenſchloſſes geſorgt, du haſt dich in einzelnen Stunden ihnen vertraulich nahe gefühlt und deßhalb biſt du jetzt mehr verletzt als nöthig wäre."

Ilſe nickte beſtätigend mit dem Haupt.

„Halt' aus, Ilſe," fuhr der Gatte herzlich fort, „denke daran, daß du frei biſt und jeden Tag davon fliegen kannſt. Aber mir wäre lieb, wenn du mich nicht allein ließeſt."

„Iſt dir das lieb, Felix?" frug Ilſe weich.

„Thörin," rief der Profeſſor. „Heut laſſen wir das Theater und nehmen unſere Leſeabende auf. Ich habe mitgebracht, was dir die Grillen vertreiben ſoll." Er trug die Lampe auf den Tiſch, ſchlug ein kleines Buch auf und begann: „Es war an einem Pfingſtentag, Nobel, der König von allen Thieren, hielt Hof" und ſo fort.

Frau Ilſe ſaß, die Arbeit in der Hand, neben dem Gatten, wie ſonſt fiel das Licht der Lampe auf das Antlitz des Geliebten, ſie ſuchte ſpähend darin zu leſen, ob er noch gegen ſie fühle, wie ehemals; bis endlich die Frevelthaten des Fuchſes auch ihre Lippen zum Lächeln zogen und ſie ihm das Buch aus der Hand nahm, um weiter zu leſen mit ruhigem Athem, behaglich, wie in der Heimath.

„Wie geht es der kranken Frau von Bergau?“ frug am andern Morgen die Prinzeß ihr Hoffräulein, die kleine Gotlinde Thurn.

„Schlecht, Hoheit, ſie hat ſich ſehr alterirt über die plötzliche Abreiſe ihres Gatten, und ihre Entbindung wird jede Stunde erwartet.“

„Bergau iſt verreiſt? warum jetzt?“ frug die Prinzeß erſtaunt.

„Der Fürſt hat ihm den Einkauf von Porzellan in einer fremden Stadt befohlen.“

Die Prinzeſſin ſah bedeutſam auf die Vertraute. „Verzeihen Hoheit, daß ich es auszuſprechen wage,“ fuhr das Hoffräulein fort, „wir Alle ſind empört. Bergau hat geſtern, wie man vernimmt, eine Scene mit der fremden Dame im Pavillon gehabt, heut früh hat er von des Fürſten Hoheit den Befehl erhalten unter Ausdrücken, welche jede Einwendung unmöglich machten.“

„Was hat's denn im Pavillon gegeben?“ frug die Prinzeſſin.

„Das weiß man nicht,“ verſetzte das erzürnte Fräulein. „Aus den Andeutungen Bergau's muß man ſchließen, daß die Fremde Anſprüche erhoben hat, Zutritt bei Hofe gefordert und mit ihrer Abreiſe gedroht. — Die Anmaßung der Fremden iſt unleidlich, wir Alle bitten, daß Hoheit die Gnade haben, unſere Rechte zu vertreten.“

„Gute Linda, ich bin für euch ein gefährlicher Bundesgenoſſe,“ verſetzte die Prinzeſſin traurig.

Der Geburtstag der Prinzeſſin wurde von Hof und Stadt gefeiert. Viele Leute trugen Feſtkleider, lange Züge Gratulirender bewegten ſich nach dem Vorzimmer des Fürſtenkindes, zwei Diener hatten vollauf zu thun, Liſten und Federn darzubieten, damit die Ankommenden ihre Namen einzeichneten. Die Prinzeß empfing am Morgen den Hofſtaat; ſie erſchien zum

erſten Mal in hellen Farben und ſah ſchöner aus als je. In dem geöffneten Seitenzimmer ſtanden die Tiſche, welche mit Geſchenken bedeckt waren, viel wurde von den Damen die prachtvolle Robe bewundert, welche der Fürſt ſeiner Tochter verſchrieben hatte, und von den Weiſen des Hofes kaum weniger die ſchöne Arbeit an den Miniaturen des Magiſters.

Um drei Uhr begann das Concert im Schloßgarten, Herren und Frauen des Adels, der Beamten und Bürgerſchaft traten in den gedeckten Raum, die Damen der Prinzeſſin begrüßten und ordneten die Frauenwelt durch leiſe Winke zu einem großen Kreis, hinter welchen die Herren als dunkle Einfaſſung traten, auf der einen Seite die Familien des Hofes, auf der andern die Stadt. Die Gäſte fügten ſich mit Behendigkeit dem Zwange der mathematiſchen Linie, nur auf der Stadtſeite gab's kleine Unordnung. Der neue Stadtrath Gottlieb, ein anſehnlicher Fleiſchermeiſter, ſchob Frau und Tochter nach hinten und ſtellte ſich breitbeinig in die Vorderreihe, und es bedurfte einer Aufforderung des Hoffräuleins, um die Zurückgeſtellten hervorzuziehen. „Ich zahle die Steuern," ſagte der gebändigte Gottlieb mit verlegenem Trotz zu ſeiner Umgebung, aber er begegnete auch bei ſeinen Nachbarn einem verurtheilenden Lächeln.

Als Ilſe neben dem Gatten in die fremde Geſellſchaft trat, fühlte ſie ſich durch die kalten neugierigen Blicke erſchreckt, welche von allen Seiten gegen ſie ſtachen. Der Kammerherr führte ſie zu der erſten Hofdame, und die Baroneß machte nach kühler Begrüßung eine gehaltene Handbewegung, durch welche Ilſe an das Ende der Hofſeite gegenüber dem Eingange geſtellt wurde. Pünktlich erſchienen unter Vortritt der Marſchälle die Herrſchaften, am Arme des Fürſten ſtrahlend und lächelnd die Prinzeß, hinter ihr die Prinzen. Die Kleider der Damen rauſchten wie Wellen bei dem ehrfürchtigen Niedertauchen, hinter ihnen beugte auch der Männerkreis ſeine Häupter in feierlichem Schwunge. Die Prinzeß machte die tiefe Cercle-

verneigung, ein Meiſterſtück höchſter Hoftechnik, und begann ihren Rundgang. Frau Sonne ſchien warm wie im Sommer, Alles freute ſich des ſchönen Tages und des frohen Geburtstagskindes; die Prinzeß war wieder von bezaubernder Liebenswürdigkeit, und erwies heut ihr Talent, ſich edel darzuſtellen, in der gehobenen Stimmung, welche, wie man ſagt, von der Ausübung ſchöner Kunſt unzertrennlich iſt. Vor ihr bewegte ſich die Hofdame, zog Einzelne noch durch einen Wink zur Vorderreihe und nannte die Namen, welche der Prinzeß etwa fremd waren. Die Prinzeſſin hatte für Jeden ein herzliches Wort oder doch ein Kopfnicken und ſüßes Lächeln, welche das Gefühl gaben, daß man wohl beachtet ſei. Der Fürſt aber ſtand heut unter ſeinen Bürgern mit aller Behäbigkeit eines guten Hausvaters.

„Eine große Zahl alter Freunde und Nachbarn," ſagte er dem Oberbürgermeiſter. „Ich wußte, daß dies ganz nach dem Herzen meines Kindes ſein würde. Denn es iſt für ſie nach ſchwerer Prüfungszeit wieder das erſte Mal, daß ſie mit Vielen zuſammentrifft, welche freundlichen Antheil an ihrem Leben nehmen."

Aber keine von allen geladenen Frauen ſah mit ſolcher Spannung auf den Cercle der Prinzeſſin, als Ilſe. Sie vergaß ihren Zorn über Standesvorurtheile, ſie vergaß auch das Mißbehagen, welches ihr die eigene Einſamkeit unter den fremden Frauen bereitete, und blickte unverwandt auf die junge Fürſtin. Etwas von dem Reiz, den die Huld der vornehmen Dame für die Anweſenden hatte, empfand doch auch Ilſe. Dieſe Leichtigkeit, in wenig Minuten ſo Vielen etwas Wohlthuendes von dem eigenen Weſen zu geben, war ihr ganz neu. Unruhig ſchaute ſie nach ihrem Felix zurück, auch er beobachtete mit Freude die graziöſen Bewegungen der Prinzeſſin. Sie kam näher, Ilſe vernahm ihre Fragen und die Antworten der Glücklichen, denen ſie nähere Beachtung zu Theil werden ließ, Ilſe ſah auch, daß das Auge der Prinzeſſin flüchtig bis zu ihr

hinabſtreifte und daß ſein Ausdruck ernſter wurde. Die Prinzeß hatte ſich bei einem alten Fräulein, das vor Ilſe ſtand, verweilt und angelegentlich nach dem Befinden der kranken Mutter erkundigt, jetzt ſchritt ſie langſam an Ilſe vorüber, neigte faſt unmerklich das Haupt und ſagte leiſe: „Ich höre, Sie wollen uns verlaſſen.“

Die unerwartete Frage und Kälte in Ton und Angeſicht regten den Stolz der Profeſſorin auf, unter dem Strahl ihrer großen Augen hob ſich auch die Geſtalt der Prinzeſſin, beide wechſelten einen feindſeligen Blick, als Ilſe antwortete: „Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung, wenn ich bei meinem Gatten bleibe.“ Die Prinzeß ſah auf den Profeſſor, wieder flog ein fröhliches Lachen über ihr Geſicht, ſie ſetzte ihre Wanderung fort. Auch Ilſe wandte ſich ſchnell zu ihrem Mann, er ſchaute durchaus harmlos und vergnügt in die Welt, er hatte von der kleinen Scene gar nichts gemerkt.

Wohl aber der Fürſt. Denn er ſchritt quer durch den Raum auf Ilſe zu und begann: „Unter alten Bekannten begrüßen wir auch die neuen. Doch für mich und den Erbprinzen paßt der Ausdruck nicht. Denn wir ſind der Gaſtlichkeit Ihres Hauſes oft zu Dank verpflichtet geweſen, und es iſt uns beſonders werthvoll, daß wir Ihnen heut den Kreis zeigen, in welchem wir heimiſch ſind. Ich bedaure, daß Ihr Herr Vater nicht unter uns iſt, ich hege warme Achtung vor ſeiner gediegenen Tüchtigkeit, und ich weiß ſeine Verdienſte um die Landſchaft ſehr wohl zu ſchätzen. Er hat bei der landwirthſchaftlichen Ausſtellung einen Preis erhalten, richten Sie ihm meine Glückwünſche aus. Ich hoffe, ſein Beiſpiel wird für mein Land nicht verloren ſein.“

Der Fürſt verſtand gut zu machen, was ſein Hof an Ilſe verſah. Eine Profeſſorfrau hat ſtarke Bedenken gegen Hofbrauch und vornehme Anſprüche. Aber wenn denen, die ſie liebt, in feierlicher Verſammlung ein wohlverdientes Lob aus erlauchtem Munde zu Theil wird, das freut ſie doch trotz

alledem. Nach der verletzenden Frage der Tochter war die glänzende Auszeichnung durch den Vater eine schöne Genugthuung. Ilse sah den Fürsten mit einem Blick inniger Dankbarkeit an, und dieser wandte sich jetzt freundlich zu ihrem Felix, und blieb lange vor ihm stehen. Als er endlich zu Andern trat, hatte die ungewöhnliche Beachtung, welche er den Fremden vor seinem versammelten Volke gönnte, die landesüblichen Folgen; auch die Herren des Hofes schoben sich heran und erwiesen Ilse und dem Professor von der Seite ihre Aufmerksamkeit. Ilse sah jetzt ruhiger in den Kreis und bemerkte, wie der Erbprinz langsam durch die Reihen ging und Herren und Damen nach einer geheimen systematischen Reihenfolge aufsuchte, dabei wohl auf dem Wege anhielt und sein Augenglas bewegte, als ob er etwas überlege; während Prinz Victor als Komet eine durchaus unregelmäßige Bahn wandelte, deren Punkte sich nur bestimmen ließen, wenn man die hübschesten Gesichter herausfuchte. Er hatte lange mit der Tochter des Stadtrath Gottlieb gesprochen und das Fräulein zu einem Lachen gebracht, über das sie selbst so erschrak, daß sie roth wurde und ihr Taschentuch vor den Mund hielt; als er plötzlich neben Ilse stand. „Eine solche Blumenausstellung ist lustig," begann er nachlässig wie zu einem guten Kameraden. „Man muß freilich auch manchen stachligen Cactus in Kauf nehmen."

„Für die Herrschaften, welche mit so Vielen zu sprechen haben, mag sie doch ermüdend sein," sagte Ilse.

„Glauben Sie das ja nicht," versetzte Victor. „Es ist süß, so viel Leute vor sich zu sehen, welche nicht mucksen dürfen, wenn man's ihnen nicht erlaubt; für diesen Genuß erträgt fürstliches Blut noch größere Strapazen. Kennen Sie das Spiel: Dreh dich nicht um, der Plumpsack geht um? Dies hier ist eine Variation, welche zum Vergnügen hoher Herrschaften eingerichtet wurde. Nur daß die Kläpse nicht auf den Rücken, sondern vorn applicirt werden."

Der Kreis gerieth in Bewegung, der Fürst bot der Prin-

zessin den Arm und führte sie in ein großes buntverziertes Zelt, die Gäste folgten, eine Schaar Lakaien bot Erfrischungen. Darauf nahmen die Damen hinter den hohen Herrschaften Platz, die Herren standen in der Runde. Das Concert begann mit majestätischem Paukenschlag und ging nach kurzem Verlauf, unter rasenden Einfällen sämmtlicher Geigen, zu Ende. Jetzt aber begrüßte die Prinzessin auch die Herren, diese allerdings mit minderer Regelmäßigkeit. Ilse ward von Fräulein von Lossau in ein Gespräch verflochten, die Prinzeß aber trat zu Felix Werner und that eifrige Fragen, der Professor wurde warm und erklärte, die Prinzeß frug immer mehr, lachte und antwortete. Der dienstthuende Obermarschall blickte verstohlen nach der Uhr, es war höchste Zeit für die Damen des Hofes, sich zum Diner umzukleiden, der Fürst aber winkte ihm zu, sah zufrieden nach der Prinzessin und sagte in bester Laune zu seinem Sohn: „Heut regiert sie, wir warten gern."

„Meine liebe Hoheit vergißt uns Alle über den Fremden," flüsterte Fräulein von Thurn bekümmert dem Prinzen Victor zu.

„Beruhigen Sie deßhalb Ihr treues Herz, Dame Gotlinde," tröstete der Prinz. „Unsre Herrin Bradamante hat ihre siegreichen Waffen ein langes Jahr nicht gebraucht; sie würde heut ihre Kraft versuchen, und wenn sie einen Kohlkopf vor sich hätte."

Am nächsten Morgen saß die Prinzessin unter ihren Hofdamen, der vergangene Tag wurde besprochen wie Brauch ist, die Prinzessin bewundert, über Abwesende ein wenig geurtheilt, und über Toilette und Haltung einiger Stadtmütter Erstaunen ausgedrückt.

„Aber mit der Stadtkämmerin haben Hoheit nicht gesprochen," rief Gotlinde Thurn, „die arme Frau hat das als Zurücksetzung empfunden und nach dem Concert geweint."

„Wo stand sie?" frug die Prinzeß.

„Nahe bei der Fremden," antwortete die Thurn.

„Ah deßhalb," rief die Prinzeß. „Wie ſieht ſie denn aus?"

„Ein rundes Frauchen mit braunen Augen und rothen Backen. Mein Bruder wohnt in ihrem Hauſe, daher kenne ich ſie. Sie verſteht ausgezeichnete Obſtkuchen zu backen."

„Mach's gut, Linda," ſagte die Prinzeß, „ſage ihr etwas Freundliches von mir."

„Darf ich ihr erzählen, daß Hoheit von ihrem guten Kirſchſafte gehört haben und gern einige Flaſchen davon erhalten würden? Das macht ſie überglücklich!"

Die Prinzeſſin nickte. „Die Tochter des Stadtrath Gottlieb wird eine Schönheit," lobte die Baronin Hallſtein.

„Prinz Victor hat alle Andern über ihr vergeſſen," rief die Loſſau gekränkt.

„Wünſchen Sie ſich Glück, liebe Betty," verſetzte die Prinzeſſin ſcharf, „wenn Sie von meinem Vetter vergeſſen werden. Die Aufmerkſamkeiten des Prinzen ſind in der Regel beunruhigend für die Damen, denen er ſie zu Theil werden läßt."

„Aber dankbar ſind wir Alle," rief die Hallſtein, eine Dame von Muth und Charakter, „daß Ew. Hoheit gegenüber der Frau vom Pavillon den Hof vertreten haben. Die kühle Abfertigung hat allgemein gefreut."

„Meinſt du, Wally?" ſagte die Prinzeß nachdenkend. „Die Frau iſt ſtolz und hat mir getrotzt. Aber ich hatte ſie zuerſt verletzt und an einem Tage, wo ich im Vortheil war."

4.

Verkehrtheiten.

Das Jahr ließ ſich nach jeder Richtung leichtfertig an. Die Schnepfen waren häuslich eingerichtet, bevor die Jäger ihre Waſſerſtiefeln angelegt hatten, und die Märzbecher hatten wirklich im März geblüht. Der Mond lachte zwiſchen dem erſten und letzten Viertel jeden Abend mit ſchief gezogenem Mund, an den Höfen begannen Prinzeſſinnen mit Profeſſoren nach verlorenen Handſchriften zu ſuchen, und in den Städten zeigten die Bürger eine ungewöhnliche Neigung zu Maitrank und zu gewagten Unternehmungen. Auch ruhige Köpfe erfaßte der Taumel, Stroh und Papier wurden mächtig. Alle Welt trug nicht nur Hüte, auch Mützen von Stroh, alle Welt betheiligte ſich an Papiergeſchäften und neuen Aktien. Das Haus Hahn kam obenauf. Die Beſtellungen der kleinen Kaufleute liefen ſo maſſenhaft ein, daß ſie gar nicht mehr ausgeführt werden konnten, in allen Winkeln des Hauſes ſaßen Mädchen und nähten Strohbänder zuſammen, der Schwefelgeruch wurde auf der Straße und in den Nachbargärten unerträglich. Herr Hummel ſaß des Abends auf ſeinem umgeſtürzten Kahn, wie Napoleon auf Helena als ein überwundener Standpunkt und aufgegebener Mann. Mit zorniger Verachtung ſchaute er auf den Taumel der Menſchheit. Wiederholt forderten ihn ſeine Bekannten auf, die große Bewegung auf ſich wirken zu laſſen, Mitglied zu werden von irgend einer Geſellſchaft, eine Bank zu gründen, Kohlen zu graben, Eiſen zu ſchmelzen. Er wies alle dieſe Zumuthungen kurz von ſich ab. Wenn er in ſeine thatloſen Werkſtätten ging, welche ſich faſt nur durch den Kampf gegen Motten erhielten, und ſein Buchhalter eine Vermuthung über die nächſten Pariſer Hutformen wagte, ſo lachte er wild und entgegnete: „Ich verbitte mir jede Muthmaßung über die Deckel, welche die Leute brauchen

werden, wenn dieſer Schwindel aufhört. Wollen Sie aber durchaus die nächſte Mode wiſſen, ſo will ich ſie Ihnen andeuten. Pechklappen werden die Leute tragen. Ich wundere mich, daß Sie noch an Ihrem Pulte ſitzen. Warum machen Sie es nicht wie andere Ihrer Collegen, welche jetzt überall in den Weinhäuſern liegen?"

„Herr Hummel, das erlauben mir meine Mittel nicht," verſetzte der gedrückte Mann.

„Ihre Mittel?" rief Hummel, „wer frägt jetzt darnach? Schwefelhölzer ſind ſo gut wie baar Geld, die Eckenſteher machen Wechſelgeſchäfte und ſchenken einander ihre Bruſtbilder. Warum leben Sie nicht wie der Buchhalter Knips von drüben? Als ich meiner Frau beim Italiener eine Apfelſine kaufte, ſah ich ihn in der Hinterſtube ſitzen, mit einer Flaſche Champagner in Eis. Warum ſetzen Sie ſich nicht auch in's Eis in dieſer hitzigen Zeit? Es iſt Alles ein greulicher Schwindel geworden, ein Sodom und Gomorrha, das Strohfeuer brennt, aber es wird ein Ende mit Schrecken nehmen."

Herr Hummel ſchloß ſein Comptoir und ſchritt im Zwielicht nach dem Stadtpark, wo er wie ein Geiſt an der Grenze ſeines Grundſtücks auf- und abwandelte. Aus ſeinen Betrachtungen wurde er durch ein wildes Gekläff des rothen Hundes geweckt, welcher an eine umſchattete Bank des Parks ſtürzte und wüthend in die Stiefeln und Beinkleider eines Mannes biß. Hummel trat näher, ein Männlein und ein Fräulein flogen auseinander. Hummel war Weltmann genug ſich nichts merken zu laſſen, aber er zog ſich eilig in ſeinen Garten zurück und ſetzte dort ſeine Wanderung im Sturmſchritt fort. „Ich hab's gewußt, ich hab's geſagt, ich habe gewarnt. Der arme Teufel." Dabei trat er zornig auf den eignen Buchsbaum und vergaß die Stunde des Abendeſſens, ſo daß ſeine Frau zweimal in den Garten rufen mußte. Auch als er bei Tiſche ſaß, finſter und mit einem Wetter geladen, äußerte er eine ſo tiefe Menſchenverachtung, daß die Frauen

bald verſtummten. Laura machte noch einen Verſuch, das Geſpräch auf die Frau Bürgermeiſterin zu bringen, welcher Hummel große Verehrung bewies, ſo oft ſie vorbei ging, aber er brach in die entſetzlichen Worte aus: „Sie iſt auch nichts Beſſeres als ein Weib.“

„Jetzt iſt's genug, Hummel,“ rief ſeine Frau, „dieſes Benehmen iſt ſehr unerfreulich, und ich muß dich erſuchen deine üble Laune nicht ſo weit zu treiben, daß ſie dich des Urtheils über weiblichen Werth beraubt. Ich kann Vieles verzeihen, aber niemals einen Frevel am Adel menſchlicher Natur.“

„Bleib mir vom Leibe mit deinem menſchlichen Adel,“ verſetzte Hummel, ſtand vom Tiſch auf, rückte heftig den Stuhl an ſeinen Platz und ſtürmte in die Nebenſtube, wo er im Halbdunkel wieder zornig auf- und abſchritt; denn Gabriel lag ihm ſehr im Sinn. Allerdings war die geſellſchaftliche Stellung dieſes Mannes keine hervorragende, er war nicht Verwandter, nicht Hausbeſitzer, nicht einmal Bürger. Deßhalb erwog Herr Hummel, daß eine Einmiſchung in die geheimen Gefühle deſſelben ihm ſelbſt ſchwerlich anſtehe. Aber zu dieſer Erkenntniß drang er nicht ohne Kämpfe durch. Und er vermochte die Stimme, welche in einem Winkel ſeines Herzens zu Gunſten Gabriels brummte, durchaus nicht zum Schweigen zu bringen.

Unterdeß ſaßen die Frauen an dem verſtörten Tiſch. Laura ſah finſter vor ſich nieder, ihr waren ſolche Scenen nicht neu, und ſie wurden ihr immer ſchmerzlicher. Die Mutter aber war über den unverhohlenen Zorn gegen die Frauenwelt ſehr beſtürzt und verſank unter den Wogen ſturmbewegter Gedanken. Sie kam endlich zu der Ueberzeugung, daß Hummel eiferſüchtig ſei. Das war ſehr lächerlich, und es gab durchaus keine erträgliche Veranlaſſung zu ſolcher Leidenſchaft. Aber die Einfälle der Männer waren von je unberechenbar. Der Mime war den Tag vorher auf ihren Wunſch erſchienen, er war ſehr unterhaltend geweſen, Braten und

Wein hatten ihm vortrefflich geſchmeckt und er hatte ihr beim Abſchiede mit kühnem dramatiſchem Blick die Hand geküßt. War es möglich, daß dieſer Blick das Unheil angerichtet hatte? Jetzt ging auch Frau Hummel auf und ab, ſah im Vorbeigehen nach dem Spiegel und beſchloß als tapfere Hausfrau ihrem Mann noch heut Abend ſeine Thorheit vorzuhalten. „Geh hinauf, Laura," ſagte ſie leiſe zu ihrer Tochter, „ich habe mit deinem Vater allein zu ſprechen."

Laura nahm ſchweigend den Leuchter und trug ihn auf ihren Geheimtiſch, ſie ſtellte ſich an das Fenſter und ſah nach dem Nachbarhauſe hinüber, wo die Lampe des Doctors durch die Vorhänge ſchimmerte. Sie rang die Hände und rief: „Fort, fort von hier, das iſt die einzige Rettung für mich und ihn."

Unterdeß hatte Frau Hummel das Nachtmahl abräumen laſſen, ſie ſammelte noch einmal Muth zu der bevorſtehenden ſchweren Stunde und trat endlich an die Thür des Nebenzimmers, in welchem Herr Hummel noch immer umtobte. „Heinrich," begann ſie feierlich, „biſt du jetzt im Stande, den Fall, welcher dir alle Haltung geraubt hat, ruhig zu betrachten?"

„Nein," rief Hummel, und warf einen Stiefel an die Thür.

„Ich kenne die Veranlaſſung deines Zorns," fuhr Frau Hummel fort und blickte verſchämt vor ſich nieder. „Darüber bedarf es keiner Erklärung. Es iſt möglich, daß er ſich zuweilen mit Blicken und kleinen Bemerkungen mehr herauswagt als nöthig wäre, aber er iſt doch ein talentvoller und liebenswürdiger Mann, und man muß ſeinem Beruf etwas zu gute halten."

„Er iſt ein elender Laffe," rief Herr Hummel und ſchleuderte den zweiten Stiefel von ſich.

„Das iſt nicht wahr," rief Frau Hummel eifrig. „Aber wenn es wäre, Heinrich, ſelbſt wenn du ihm jede Unwürdigkeit

zutrauen könnteſt, vergiß nicht, daß in dem Herzen des Weibes Stolz und Pflichtgefühl wohnen und daß dein Verdacht eine Beleidigung gegen dieſe ſchützenden Genien wird."

„Sie iſt eine kokette einfältige Gans," rief Hummel und riß ſeine Schlafſchuhe unter dem Bett hervor.

Frau Hummel fuhr entſetzt zurück. „Dieſe Behandlung hat dein Weib nicht verdient. Du trittſt mit Füßen, was dir heilig ſein ſollte. Komm zu dir, ich beſchwöre dich, deine Eiferſucht bringt dich dem Wahnſinn nahe."

„Ich eiferſüchtig auf ſolche Perſon?" rief Hummel verächtlich und klopfte heftig die Aſche ſeiner Pfeife aus. „Dann müßte ich in der That verrückt ſein. Laß mich mit all dem Unſinn in Ruhe."

Frau Hummel ergriff ihr Taſchentuch und begann zu ſchluchzen. „Er war mir manchmal eine Erheiterung, er erzählte Geſchichten, wie ich ſie in meinem Leben nie wieder hören werde, aber wenn er dich ſo aufregt, daß alle Vernunft deiner Seele ſchwindet, und du deine Frau durch die unwürdigſten Vögelnamen beſchimpfſt — ich habe manches Opfer gebracht in unſerer Ehe, auch er ſoll noch am Altar des häuslichen Friedens fallen. Nimm ihn hin, er ſoll nie wieder eingeladen werden."

„Wer iſt Er?" frug Hummel.

„Wer ſonſt als unſer Komiker?"

„Wer iſt ſie?"

Frau Hummel ſah ihn mit einem Blick an, der unzweifelhaft machte, daß ſie ſelbſt die Dame war.

„Iſt es möglich?" rief Hummel erſtaunt. „So ſchwimmen wir Aepfel? Warum willſt du deinen Theaterhanswurſt am häuslichen Altar ſchlachten? Setze ihm lieber etwas Geſchlachtetes vor, das wird für alle Theile bequemer ſein. Sei ruhig, Philippine. Du biſt manchmal undeutlich in deinen Reden und du machſt zu viel Geklatſch, du haſt deine Theatergeſpinſte im Kopfe und du haſt deine Launen und confuſen Einfälle, aber

im Uebrigen biſt du meine brave Frau, auf die ich nichts kommen laſſe, weder vor Andern, noch in meinen Gedanken. Und jetzt fahre mir nicht mehr vor dem Lichte herum, denn ich habe mich entſchloſſen und ich will ihm einen Brief ſchreiben."

Während Frau Hummel ſich betäubt auf das Sopha ſetzte, und überlegte, ob ſie durch das Lob ihres Gatten gekränkt oder beruhigt ſein dürfe, und ob ſie ſich ſelbſt närriſch getäuſcht, oder ob Heinrichs Wahnſinn nur die neue furchtbare Form der Bonhommie angenommen habe, ſchrieb Herr Hummel wie folgt:

„Mein guter Gabriel, geſtern, den 17. hujus, Abends 7¾ Uhr, ſah ich auf der Bank Numero 4 der Waldwieſe die Dorothee von drüben und Knips junior zuſammenſitzen. Da Speihahn attakirte, flohen ſie auseinander. Dies zur Warnung und weitern Beſchlußfaſſung. Ich bin bereit, nach Ihrer Ordre zu verfahren. Stroh, Gabriel! Ihr affectionirter H. Hummel."

Zu gleicher Zeit mit dieſem Schreiben flog ein Brief Laura's an Ilſe in den Pavillon. Recht kummervoll ſchrieb die treue Seele. Die kleinen Händel des Hauſes und der Nachbarſchaft kränkten ſie mehr als nöthig war, von dem Doctor ſah ſie wenig, und was ihr den bitterſten Schmerz machte, ſie hatte das letzte Lied ausgegeben, ſie wußte dem Doctor nichts mehr zu ſenden und wollte die Correſpondenz ohne Beilage fortſetzen. Verwundert las Ilſe einen Satz, deſſen Sinn ihr nicht recht verſtändlich war. „Ich habe mir bei Fräulein Jeannette Erlaubniß ausgewirkt, einzelne Lehrſtunden in ihrer Anſtalt zu geben, ich will nicht länger ein unnützer Broteſſer ſein. Seit ich dich aus meiner Nähe verloren, iſt es um mich kalt und öde, mein einziger Troſt bleibt, daß ich wenigſtens vorbereitet bin, auch in die Fremde zu fliegen und dort die Körnchen einzuſammeln, welche ich zur Friſtung meines Lebens brauche."

„Wo iſt mein Mann?" frug Ilſe ihr Mädchen.

„Der Herr Profeſſor iſt zu Ihrer Hoheit der Frau Prinzeſſin gegangen.“

„Rufen Sie Gabriel.“

„Er hat eine traurige Nachricht erhalten, er ſitzt auf ſeiner Stube.“

Gleich darauf trat der Diener mit verſtörtem Weſen ein. „Was iſt geſchehen, Gabriel?“ frug Ilſe erſchrocken.

„Es iſt nur in meinen eigenen Sachen,“ verſetzte Gabriel mit bebender Stimme, „es iſt keine gute Nachricht, welche mir dies Papier zugetragen hat.“ Er griff in den Rock und holte Hummels zerknitterten Brief hervor, wandte ſich ab und legte den Kopf auf das Holz des Fenſters.

„Armer Gabriel!“ rief Ilſe. „Aber noch iſt eine Erklärung möglich, welche das Mädchen rechtfertigt.“

„Ich danke Ihnen für den guten Glauben, Frau Profeſſorin,“ verſetzte Gabriel feierlich, „aber dieſer Brief meldet mein Unglück. Der ihn geſchrieben hat, iſt zuverläſſig wie Gold. Ich wußte Alles, bevor ich ihn erhielt. Sie hat mir auf mein letztes Schreiben nicht geantwortet, ſie hat mir die Brieftaſche nicht geſchickt, und geſtern gegen Abend, als ich draußen umherging und grade an ſie dachte, flog neben mir eine Lerche in die Höhe und ſang mir ein Lied, das mir Gewißheit gab.“

„Das iſt Thorheit, Gabriel, Sie dürfen nicht dadurch Ihr Urtheil beſtimmen laſſen, weil Ihnen zufällig bei einem Vogel trübe Gedanken kommen.“

„Es war deutlich, Frau Profeſſorin,“ verſetzte Gabriel traurig. „Grade als die Lerche aufflog und ich an die Dorothee dachte, fielen mir Worte ein, die ich als Kind gehört hatte und ſeit der Zeit nicht wieder. Es iſt kein Aberglaube dabei und ich kann Ihnen den Spruch erzählen: Lerche, liebe Lerche, hoch über dem Rauch, was haſt du mir neues zu ſagen? Dieſer Gedanke kam mir, und darauf vernahm ich ſo deutlich, als wenn mir Jemand die Antwort in's Ohr ſpräche:

Zwei Verliebte ſeh' ich am Haſelſtrauch, den dritten hör' ich klagen, zwei treten über den Stein in das geweihte Haus, der dritte ſitzt allein und wiſcht ſich die Augen aus." Gabriel fuhr nach ſeinem Taſchentuch. „Das war eine ſichere Vorbedeutung, die Dorothee verleugnet mich."

„Gabriel, ich fürchte, ſie war immer ein Flattergeiſt," rief Ilſe.

„Sie hat ſelbſt ein Herz wie ein Vogel," entſchuldigte Gabriel, „ſie iſt keine ernſte Perſon und hat die Art, Alle freundlich anzulachen. Das wußte ich. Aber, daß ſie fröhlich und ſorglos war und angenehm ſcherzte, hat ſie mir lieb gemacht. Es war ein Unglück für mich und ſie, daß ich von ihr weggehen mußte, grade da ſie ihr Gemüth auf mich richtete und die Andern abhielt, welche hübſch gegen ſie thaten. Denn ich weiß, der Buchhalter hatte ſchon lange ein Auge auf ſie, er hatte ihr Ausſicht gemacht, ſie zu heirathen, und das war eine beſſere Verſorgung, als ich ihr geben konnte."

„Hier muß etwas geſchehen," rief Ilſe. „Wollen Sie nach der Stadt zurück und ſelbſt zum Rechten ſehen? Mein Mann wird Ihnen ſogleich die Erlaubniß geben. Vielleicht iſt es doch nicht ſo ſchlimm."

„Für mich iſt es ſo ſchlimm, als es ſein kann, Frau Profeſſorin. Wollen Sie die Güte haben und für die Dorothee ſorgen, daß ſie nicht unglücklich wird, ſo danke ich Ihnen von Herzen. Ich will ſie nie wieder ſehen. Ja, Frau Profeſſorin, hat man Jemanden lieb, ſoll man ihn nicht allein laſſen, wenn er in Verſuchung iſt."

Ilſe verſuchte zu tröſten, aber ſie fühlte die Worte Gabriels tief in ihrem Herzen. „Der Dritte ſitzt allein," klagte es in ihr fort.

Sie ſtand wieder allein im Saal und ſah ſcheu auf die fremden Wände. Aller Schmerz, der je in dieſem Raume eine Menſchenſeele bewegt hatte, Eiferſucht und verletzter Stolz, fieberhafte Erwartung und hoffnungsloſes Sehnen, Trauer

um zerſtörtes Glück und Grauen vor der Zukunft, Schrei der Angſt und Stöhnen eines gequälten Gewiſſens, herbe Mißtöne aus ferner Vergangenheit, längſt verhallt, zerfloſſen, verweht, ſie ſandten heut einen undeutlichen zitternden Nachklang in das argloſe Herz des Weibes. „Es iſt unheimlich hier, und wenn ich in Worte faſſen will, was mich ängſtigt, ſo verſagen ſie. Ich bin keine Gefangene, und doch umgiebt mich die Luft eines Kerkers. Der Kammerherr ließ ſich ſeit Tagen nicht ſehen, und der Prinz, der ſonſt zu mir ſprach wie zu einer Freundin, kommt ſelten, nur auf Minuten, und dann iſt es ſchlimmer, als ob er nicht da wäre. Er iſt gedrückt wie ich, und ſieht mich an, als fühlte er dieſelbe namenloſe Angſt. Und ſein Vater? Wenn er vor mich tritt, iſt er ein freundlicher Herr, dem man gut ſein könnte, und ſobald er mir den Rücken wendet, verzerren ſich vor meiner Seele die Züge ſeines Antlitzes. Es thut nicht wohl, den Größen der Erde nahe zu ſein, ſie neigen ſich Einem zu, öffnen ihre Seele wie gute Freunde, und kaum fühlt man die Erhebung, daß das Höchſte Einem ſo großes Anrecht gewährt, dann ziehen ſich die neckenden Geiſter plötzlich wieder in ihr unſichtbares Reich zurück, und man kümmert ſich, denkt an ſie und regt ſich auf. Solch Leben nimmt den Frieden.

„Felix ſagt, man ſoll nicht ſorgen um dieſe Sorgloſen. Wie kann man Antheil und Sorge meiden, wenn ihrer Seele Wohlfahrt ein Segen für Alle iſt?

„Iſt es nur darum, Ilſe,“ frug ſie, „daß die Gedanken ruhelos fliegen? Oder iſt es Stolz, bald verletzt, und bald wieder geſchmeichelt, iſt es Angſt um Geliebtes, das ſie mir in der Stille entreißen wollen?

„Weßhalb bangt mir um dich, mein Felix? Warum zage ich, weil er hier ein Weib gefunden hat, das ſeinem Geiſte ebenbürtig iſt? Bin ich es nicht auch? An ſeinem Licht bin ich heraufgewachſen, ich bin nicht mehr die unwiſſende Land-

frau, die er ſich einſt von den Heerden geholt hat. Fehlt mir auch der lockende Reiz der vornehmen Dame, was kann ſie ihm mehr geben als ich? Er iſt kein Knabe und er weiß, daß ich jede Stunde nur für ihn lebe. Ich verachte euch, ihr kläglichen Bilder, wie habt ihr Zugang zu meiner Seele gefunden? Ich bin keine Gefangene dieſer Wände, und wenn ich hier weile, wo ihr Macht habt über die Menſchen, ich bleibe um ſeinetwillen. Man ſoll nicht verlaſſen den man liebt, das Wort iſt auch für mich geſprochen. Aber meines Vaters Kind ſteht nicht kläglich in der Kammer und wiſcht ſich die Augen, wenn der Geliebte auch einmal mit einer Prinzeſſin unter dem Haſelſtrauch ſitzt."

Gabriel ſchlich in einem abgelegenen Theil der Anlagen dahin, da fühlte er einen Schlag auf der Schulter, Prinz Victor ſtand hinter ihm. „Freund Gabriel?" „Zu Befehl, Hoheit." „Wo gedient?" „Blaue Huſaren." „Gut," nickte der Prinz, „wir ſind von derſelben Waffe. Ich höre, Sie ſind ein zuverläſſiger Burſch. Wo fehlt's Ihnen?" Er zog ſeine Börſe heraus. „Wir theilen, nehmen Sie, was Sie brauchen."

Gabriel ſchüttelte den Kopf.

„Dann ſind die Weiber ſchuld," rief der Prinz, „das iſt ſchlimmer. Iſt ſie ſtolz?" Gabriel verneinte. „Iſt ſie ungetreu?" Der arme Burſch wandte ſich ab. „Bei den Eltern bin ich leider ein ſchlechter Fürſprecher," ſagte der Prinz theilnehmend, „das Geſchlecht der Väter gönnt mir wenig Zutrauen. Wenn's aber gilt, einem Mädchen in's Gewiſſen zu reden, dann rufen Sie mich."

„Ich danke für den guten Willen, Hoheit, mir iſt nicht zu helfen. Das muß hinunter gearbeitet werden." Er wandte ſich wieder ab.

„Pfui, Kamerad, haben Sie den Soldatenſpruch vergeſſen: Alle gern haben, Eine lieben, ſich um Keine grämen? Wird ja einmal das Herz ſchwer, ſo muß man nicht allein umher-

laufen, wie Sie thun. In Ermangelung eines andern Gefährten nehmen Sie vorläufig mit mir vorlieb."

„Das iſt zu viel Ehre," ſagte der arme Gabriel, nach der Mütze greifend.

Der Prinz hatte ihn während dieſer Reden von dem offenen Wege abgeführt in ein dichtes Gebüſch, er ſetzte ſich jetzt auf die Wurzel eines alten Baumes und wies mit einer Handbewegung Gabriel an den nächſten Stamm.

„Hier liegen wir im Verſteck, Sie ſehen dort hinaus, ich hier auf den Weg, daß uns Niemand überraſcht. Wie gefällt Ihnen Ihr Quartier? Haben Sie gute Bekannte gefunden?"

„Ich meine, es iſt klug, hier Niemandem zu trauen," antwortete Gabriel vorſichtig.

„Nun," verſetzte der Prinz, „ich bin nicht von hier, ich habe nichts dagegen, wenn Sie mit mir eine Ausnahme machen. Nehmen Sie an, wir ſäßen im Felde, an demſelben Feuer und tränken aus einer Feldflaſche. Sie haben Recht, es iſt hier nicht Alles ſo ſicher wie es ausſieht. Das nächtliche Rumoren im Schloſſe gefällt mir auch nicht. Sie haben davon gehört?" Gabriel beſtätigte lebhaft. „In ſolchem alten Schloß," fuhr der Prinz behaglich fort, „ſind manche Thüren, die Wenige kennen, vielleicht auch Gänge in der Wand. Ob's Geiſter ſind oder etwas Anderes, wer weiß es. Das ſchleicht daher und kommt auf einmal hervor, wo man nicht dran denkt, und wenn man grade ſein Nachthemd angezogen hat, öffnet ſich eine geheime Thür, oder eine Diele des Fußbodens ſteigt in die Höhe, und eine verdammte Erſcheinung ſchwebt herauf, räumt ab, was auf den Tiſchen iſt, und ehe man ſich beſinnt, iſt's wieder verſchwunden."

„Wer's leidet, Hoheit," verſetzte Gabriel tapfer.

„Ja, wer ſich zur Wehr ſetzen könnte," lachte der Prinz, „es ſtreckt die Hand aus und man iſt unbeweglich, es hält dem Schlafenden einen Schwamm vor die Naſe und er erwacht nicht."

Gabriel horchte hoch auf.

„Die Leute erzählen, auch in Ihrem Pavillon ſoll's nicht geheuer ſein," fuhr der Prinz fort. „Es wäre doch gut, wenn ein ſicherer Mann einmal in der Stille Alles durchſuchte. Findet man einen Zugang, der nicht in Ordnung iſt, ſo ſperrt man ihn mit einer Schraube oder mit einem Riegel zu. Es iſt freilich unſicher, ob man etwas findet. Denn dergleichen Teufelswerk iſt ſchlau angebracht."

Er winkte bedeutſam zu Gabriel, der geſpannt auf ihn ſtarrte.

„Das iſt nur ein Gedanke von mir," ſagte der Prinz, „wenn aber ein Soldat in fremdem Quartier liegt, ſo ſieht er ſich nach einer Sicherheit um für die Zeit, wo ſeine Leute ſchlafen."

„Ich verſtehe Alles," verſetzte Gabriel leiſe.

„Man muß Andern nicht unnöthige Angſt machen," fuhr der Prinz fort. „Aber in der Stille thut man ſeine Pflicht als braver Junge. Ich ſehe, das ſind Sie." Der Prinz erhob ſich von ſeiner Baumwurzel. „Können Sie mich einmal brauchen, oder hätten Sie mir etwas zu ſagen, was Niemand ſonſt zu wiſſen braucht, ich habe einen Burſchen, den mit dem großen Schnauzbart, einen guten ſtillen Menſchen, machen Sie ſeine Bekanntſchaft. Im Uebrigen pflegen Sie ſich hier. Da lungert ja bei Ihnen noch ein Lakai herum, iſt ein Gang zu thun, ſo kann der ihn abmachen. Es iſt gut für eine Herrſchaft, wenn in fremdem Hauſe immer ein zuverläſſiger Mann zur Hand iſt. Guten Tag, Kamerad. Hoffe, ich habe Sie auf andere Gedanken gebracht."

Er entfernte ſich, Gabriel blieb in tiefem Nachdenken zurück. Die Neckerei des Prinzen hatte den treuen Mann aus ſeinem Schmerz aufgerüttelt, er wirthſchaftete jetzt den ganzen Tag geſchäftig im Hauſe, nur des Abends, wenn ſeine Herrſchaft im Theater war, ſah man ihn zuweilen neben dem Diener des Prinzen in geräuſchloſer Unterhaltung auf einer Gartenbank.

An die Wände des Pavillons heftete der Geist trüber Ahnung seine grauen Schleier, im Fürstenschloß aber wirthschaftete unterdeß ein unsichtbarer Kobold anderer Art, Große und Kleine verstörend.

Der Stall war in Bestürzung. Das liebste Reitpferd des Fürsten war ein weißer Ivenacker. Als der Reitknecht am Morgen zu dem Pferde trat, fand er ihm auf der Brust ein großes schwarzes Herz gemalt. Die schändende Farbe ließ sich nicht abwaschen, wahrscheinlich hatte der Bösewicht eine Tinctur, welche für das Haupthaar der Menschen ersonnen war, zu diesem Frevel angewendet. Die Sachverständigen erklärten, nur die Zeit könne den Schaden heilen. Es war unvermeidlich, dem Fürsten Anzeige zu machen, der Herr gerieth in heftigen Zorn, strengste Untersuchung wurde angestellt. Die Nachtwache des Stalles hatte Niemand gesehen, kein fremder Fuß hatte den Raum betreten, nur der Reitknecht des Prinzen, ein schnauzbärtiger Kunde aus fremdem Volk, hatte zugleich mit der übrigen Stallbedienung ein Pferd seines Prinzen besorgt, welches dieser vor Kurzem von einem Verwandten zum Geschenk erhalten. Der Mann wurde verhört, er sprach wenig Deutsch, war nach der Aussage des übrigen Personals harmlos und einfältig, es war durchaus nichts auf ihn zu bringen. Zuletzt wurde der Stallknecht, welcher die Wache gehabt, aus dem Dienst gejagt. Er verschwand aus der Hauptstadt und wäre sehr in's Elend gekommen, wenn nicht Prinz Victor den armen Teufel in seiner Garnison unterbracht hätte.

Das Ballet gerieth in Aufruhr. In dem neuen Ballo tragico „der Nix" hatte die Prima Ballerina Giuseppa Scarletti eine glänzende Rolle, in der sie grünseidene Höschen mit reichem Silberbesatz tragen sollte. Als sie vor der ersten Aufführung dies Garderobestück, welches für die Rolle bedeutsam war, anlegen wollte, war die Helferin so ungeschickt, ihr dasselbe verkehrt, die Rückseite nach vorn, zu reichen. Die Dame sprach kräftig ihre Ungeduld aus, die Garderobiere drehte das

Stück um, wieder war die Rückseite vorn. Das Kunstwerk wurde näherer Betrachtung unterworfen, man fand mit Entsetzen, daß es wie eine geschlossene Muschel aus zwei Hohlseiten zusammengesetzt war. Die Scarletti gerieth in Furie, dann in Thränen und nervöse Zufälle, der Regisseur, der Intendant wurden gerufen, die Künstlerin erklärte, nach dieser Schmach und Aufregung nicht tanzen zu können. Erst als Prinz Victor, den sie hochschätzte, selbst in die Garderobe kam, ihr seine tiefe Entrüstung auszusprechen, und erst als der Fürst ihr sagen ließ, daß die Kränkung auf's Strengste bestraft werden solle, gewann sie den Muth zurück, welchen die schwierige Rolle nöthig machte. Unterdeß hatte auch die elfenhafte Schnelligkeit des Theaterschneiders den Schaden ihres Kleides gebessert. Sie tanzte superb, aber mit einem schmerzlichen Ausdruck, der ihr sehr gut stand. Schon war der Intendant froh, daß das Unglück so vorübergegangen war, schon wurde in der letzten Decoration die ganze Tiefe der Bühne erschlossen, da zeigten sich plötzlich in der Nixengrotte unter bengalischem Feuer die ausgetauschten Beinkleider, sie hingen friedlich an zwei Zacken eines silbernen Felsens, als wären sie von einem Wassergeist zum Trocknen aufgehängt. Darauf unruhige Bewegung, lautes Gelächter im Publikum, der Vorhang mußte fallen, bevor das bengalische Feuer niedergebrannt war. Alles schnob Rache, aber der Missethäter war wieder nicht zu ermitteln.

Der Dienerschaft sträubte sich das Haar. Man wußte, daß in schweren Zeiten des fürstlichen Hauses eine schwarze Dame durch Corridor und Säle schritt und daß diese Erscheinung der hohen Familie ein Unglück bedeute. Der Glaube war allgemein, selbst der Hofmarschall theilte ihn, seinem eigenen Großvater war die schwarze Frau erschienen, als dieser einst in einsamer Nacht auf die Rückkehr seines gnädigsten Herrn wartete. An einem Abend hatte sich der Hof entfernt und der Hofmarschall schritt, den Lakaien mit der Leuchte vor

ſich, durch die leeren Säle, dem Flügel zu, in welchem der Prinz Victor logirt war, um nach Verabredung bei dieſem eine ſtille Cigarre zu rauchen. Plötzlich fuhr der Lakai zurück und wies zitternd in eine Ecke. Dort ſtand die ſchwarze Geſtalt, das Haupt mit dem Schleier verhüllt, ſie erhob drohend die Hand und verſchwand durch eine Tapetenthür. Dem Lakaien fiel die Leuchte aus der Hand, der Hofmarſchall tappte im Finſtern bis zum Vorzimmer des Prinzen und ſank dort auf das Sopha. Als der Prinz aus ſeiner Garderobe eintrat, fand er die Hofcharge in einem Zuſtand der höchſten Alteration, ſelbſt ein Glas Punſcheſſenz, welches er ihm eigenhändig eingoß, vermochte den Gebeugten nicht aufzurichten. Die Kunde, daß die ſchwarze Dame erſchienen ſei, flog durch alle Räume des Schloſſes, die bange Erwartung eines Unheils beſchäftigte den Hofſtaat und die Dienerſchaft. Die Lakaien liefen des Abends im Schnellſchritt durch die Corridore und erſchraken vor dem Wiederhall ihrer eigenen Tritte, die Hofdamen wollten ihre Zimmer gar nicht mehr ohne Begleitung verlaſſen. Auch der Fürſt erfuhr davon, er zog die Augen finſter zuſammen und ſah bei der Tafel verächtlich nach dem Hofmarſchall hinüber.

Sogar die Hofdamen blieben nicht verſchont. Fräulein von Loſſau, welche in dem Damenſchloß, einem Flügel des Palais, über den Zimmern der Prinzeſſin wohnte, kam zur Nacht in der glücklichſten Stimmung nach ihrer Wohnung. Prinz Victor hatte ſie auffallend ausgezeichnet, er war ſehr drollig geweſen und hatte ihr dabei einigemal Gefühl gezeigt, das bei ihm ſelten durchbrach. Sie ließ ſich von ihrem Mädchen entkleiden, und legte ſich unter anmuthigen Gedanken auf ihrem Lager zurecht, Alles wurde ſtill, ſie ſank in den erſten Schlummer, das Bild des Prinzen gaukelte im Contretanz vor ihr. Da, horch, ein leiſes Geräuſch, es kniſterte, Etwas ſtrich langſam unter ihrem Bett dahin. Sie fuhr in die Höhe, der unheimliche Ton hörte auf; ſchon war ſie im Begriff, ſich

ſelbſt zu belügen, daß Alles nur eine Einbildung des Schlafes ſei, da kniſterte und fuhr es wieder unter dem Bett, es ſtieß an ihre Schlafſchuhe, es kam raſſelnd hervor, ſie hörte ein furchtbares Stöhnen und ſah beim matten Schein der Nachtlampe, daß ſich eine Kugel langſam hinter dem Stuhle heranſchob und vor dem Bette Halt machte. Halb bewußtlos vor Entſetzen fuhr ſie aus dem Bett, berührte mit dem nackten Fuß einen fremden Gegenſtand, fühlte an der Stelle einen ſcharfen Schmerz und ſank mit einem Schrei zurück. Jetzt erhob ſie im Bett gellenden Hülferuf, bis ihr Mädchen herbeiſtürzte und zitternd das Licht anzündete, das Fräulein wies immer noch ſchreiend in eine Ecke, wo die ſtachlige Geſpenſterkugel jetzt in ruhiger Furchtbarkeit verweilte und ſich allmälig als ein großer Igel darſtellte, der noch träumeriſch von ſeinem Winterſchlaf mit einer Thräne an der Naſe daſaß. Das Fräulein wurde vor Schrecken krank. Als der Arzt am frühen Morgen zu ihr eilte, fand er Lakaien und Kammermädchen in geſchloſſenem Haufen vor ihrer Thür verſammelt. An der Thür war ein weißes Schild von Pappe befeſtigt, darauf mit großen Buchſtaben zu leſen: Bettina von Loſſau, fürſtliche Hofſpionin. Wieder wurde ſtrengſte Unterſuchung befohlen, und wieder wurde der Miſſethäter nicht ermittelt.

Aber der neckende Geiſt, welcher ſich unter dem Schieferdache des Schloſſes einquartirt hatte, trieb nicht nur mit Hof und Dienerſchaft ſeine Poſſen, er wagte auch den Profeſſor in gelehrter Arbeit zu ſtören.

Ilſe ſaß allein und betrachtete zerſtreut die Bilder zu Reinecke Fuchs, als der Lakai die Thür aufriß: „Des Fürſten Hoheit.“

Der Fürſt ſah über das aufgeſchlagene Bild des Buches: „Das iſt alſo die Laune, mit welcher Sie unſere Zuſtände betrachten. Die Satire der Blätter iſt bitter, aber ſie enthalten eine unvergängliche Wahrheit.“

Ilſe ſchloß erröthend das Buch. „Die unartigen Thiere ſind rohe Egoiſten, das iſt bei Menſchen doch anders.“

„Meinen Sie?“ frug der Fürst. „Wer darüber Erfahrungen gemacht hat, wird nicht so wohlwollend urtheilen. Die zweibeinigen Thiere, welche ihre Zwecke in der Nähe des Herrschers verfolgen, sind in der Mehrzahl ebenso rücksichtslos in ihrem Egoismus und ebenso geneigt, ihre Anhänglichkeit zu betheuern. Es ist nicht leicht, ihre Ansprüche zu bändigen.“

„Neben einzelnen argen bilden doch bessere die Mehrzahl, bei denen das Tüchtige überwiegt,“ wandte Ilse mit bittender Stimme ein.

Der Fürst neigte artig das Haupt. „Wer Alle übersehen soll, muß die Beschränktheit jedes Einzelnen lebhaft empfinden, denn er muß wissen, wo und wie weit er ihm vertrauen darf. Solche Beobachtung fremder Natur, welche stets bemüht ist, das Wesen von dem Schein zu trennen, die Brauchbarkeit zu sondiren und dem Beobachter ein überlegenes Urtheil zu bewahren, schärft den Blick für die Mängel Anderer. Es ist möglich, daß wir bisweilen in der Stille zu streng urtheilen, während Sie, eine Frau mit warmem Gemüth, in die liebenswerthere Schwäche verfallen und das Menschenvolk allzu günstig betrachten.“

„Dann ist mein Loos doch glücklicher,“ rief Ilse und sah den Fürsten mit ehrlichem Kummer an.

„Es ist schöner und beglückender,“ sagte dieser mit Empfindung, „sich ohne Zwang seinem Gefühl hinzugeben, arglos mit den Wenigen zu verkehren, welche man sich frei erwählt, Unholdes durch eine leichte Wendung zu vermeiden, den Geliebten ein fröhliches Herz zwanglos zu öffnen. Wer aber in der kalten Luft der Geschäfte zu leben verurtheilt ist, im Kampf gegen zahllose Interessen, welche einander feindlich kreuzen, der vermag diese Existenz nur zu ertragen, wenn er sein Tagesleben mit einer Ordnung umgiebt, welche ihm wenigstens eine gehäufte Last des Unwillkommenen fern hält und die Füchse und Wölfe zwingt, ihre harten Köpfe zu beugen. Solche Ord-

nung des Hofes und der Regierung ist kein vollkommenes Werk, oft wird darüber geklagt, vielleicht wurde Ihnen selbst Gelegenheit zu bemerken, daß Brauch und Etikette eines Hofes nicht ohne Härte sind. Dennoch sind sie nothwendig. Denn sie erleichtern uns den Rückzug und erhalten uns in einer gewissen Isolirung, dadurch aber helfen sie uns die innere Freiheit bewahren." Alse sah vor sich nieder.

„Doch glauben Sie mir," fuhr der Fürst fort, „auch wir bleiben Menschen, wir möchten uns gern der Stunde warm hingeben, und mit Solchen, die uns werth geworden, zwanglos zusammenleben. Wir müssen uns oft resigniren, und wir erleben Augenblicke, wo solche Entsagung sehr schwer wird."

„Aber innerhalb der Hohen Familie fallen diese Rücksichten doch weg," rief Ilse. „Der Vater und seine Kinder, die Geschwister untereinander, diese heiligen Verhältnisse dürfen niemals gestört werden."

Die Miene des Fürsten verfinsterte sich. „Auch sie leiden in der exponirten Stellung. Man lebt nicht zusammen, man sieht sich weniger allein, und häufig von Andern beobachtet. Jeder kommt zum Andern aus seinem besonderen Kreise von Interessen, aus einer Umgebung, die ihn beeinflußt, und die ihm vielleicht das Zutrauen zu seinen nächsten Verwandten mindert. Mein Sohn ist Ihnen bekannt. Er hat alle Anlage zu einem gutherzigen offenen Menschen, Sie werden bemerkt haben, wie argwöhnisch und versteckt er geworden ist."

Ilse vergaß kluge Gedanken und fühlte sich wieder ein wenig stolz als Vertraute.

„Verzeihung," rief sie, „das habe ich nie gefunden, er ist nur schüchtern und zuweilen ein wenig ungelenk."

Der Fürst lächelte. „Sie haben neulich eine Ansicht darüber ausgesprochen, was seiner Zukunft vortheilhaft sein würde. Er soll einmal die Geschäftsführung großer Familiengüter übersehen, ihm wäre allerdings gut, wenn er die Arbeit

des Landwirths aus eigener Anſchauung kennen lernte. Er fühlt ſich ohnedies am Hofe nicht wohl.“ Ilſe nickte mit dem Kopfe. „Auch das haben Sie ſchon bemerkt?“ frug der Fürſt heiter.

Ich will meinem Prinzen doch Gutes rathen, dachte Ilſe, wenn es ihm auch nicht ganz bequem iſt. „Dann wage ich zu ſagen,“ rief ſie, „das jetzt grade die beſte Zeit gekommen iſt. Denn, gnädigſter Herr, er muß doch die Frühlingsbeſtellung lernen, und die iſt in vollem Gange, er kommt nur noch zur Gerſte zurecht, da darf man nicht aufſchieben.“

Dem Fürſten gefiel dieſer Eifer ſehr. „Nicht ſo leicht iſt der Ort gefunden,“ ſagte er.

„Wenn Ew. Hoheit hier in der Nähe eine Domäne haben, wobei ein Schlößchen iſt.“

„Dann könnte er recht oft nach der Stadt kommen,“ verſetzte der Fürſt mit rauher Stimme.

„Das taugt nicht,“ fuhr Ilſe eifrig fort. „Er muß zuerſt die Arbeit der Leute gründlich kennen und dazu regelmäßig auf dem Felde ſein.“

„Einen beſſern Rathgeber konnte ich nicht finden,“ ſagte der Fürſt in vortrefflicher Laune. „In der Nähe fehlt die Gelegenheit. Ich habe an das Gut Ihres Vaters gedacht.“

Ilſe ſtand überraſcht auf. „Aber unſer Hausweſen iſt gar nicht eingerichtet, einen ſolchen Herrn aufzunehmen,“ verſetzte ſie mit Zurückhaltung. „Nein, gnädigſter Herr, die bürgerliche Ordnung unſerer Familie würde nicht für die Anſprüche eines jungen Fürſten paſſen. Ich ſchweige von andern Bedenken, die mir früher unbekannt waren, und die mir erſt hier auf die Seele gefallen ſind. Deßhalb, wenn ich nach meinem Gefühl ſprechen darf, bin ich der Meinung, daß dies aus vielen Gründen nicht gut angeht.“

„Es war nur ein Gedanke,“ verſetzte der Fürſt in der glücklichſten Stimmung. „Der Zweck würde ſich vielleicht erreichen laſſen, ohne Herrn Bauer unbillig zu beengen. Meine

Abſicht war," fuhr er mit ritterlicher Artigkeit fort, „Ihnen und Ihrem Vater einen offenkundigen Beweis meiner Achtung zu geben, ich habe dazu beſondere Veranlaſſung." Er ſah Ilſe bedeutſam an, ſie dachte an den Geburtstag der Prinzeſſin.

„Ich weiß warum," ſagte ſie leiſe.

Der Fürſt rückte ſeinen Stuhl näher. „Ihr Vater hat eine große Familie?" frug er. „Ich erinnere mich dunkel, einige rothbäckige Knaben geſehen zu haben."

„Das waren die Brüder," lachte Ilſe, „es ſind prächtige Jungen, gnädiger Herr, wenn ich als Schweſter loben darf. Sie werden einmal Ew. Hoheit Freude machen. Noch ſind ſie etwas ungeleckt, aber brav und geſcheut. Mein Franz hat mir erſt geſtern geſchrieben, ich möchte Ew. Hoheit von ihm grüßen. Das kleine Kerlchen denkt, dergleichen geht nur ſo. Nun will ich doch, weil es die Gelegenheit giebt, den Gruß an meinen lieben gnädigen Herrn ausgerichtet haben, es iſt ein dummer Kindergruß, aber er kommt aus gutem Herzen." Sie neſtelte in ihrer Taſche und brachte einen Brief hervor, der mit ſchönen Buchſtaben bemalt war. „Sehen Ew. Hoheit, ſo hübſch ſchreibt das Kind. Ach, aber ich darf den Brief nicht zeigen, denn Hoheit werden darin wieder eine Beſtätigung finden, daß die Menſchen immer egoiſtiſche Wünſche im Hintergrund haben, wenn ſie an ihren Fürſten denken. Der unglückliche Junge hat auch einen Wunſch."

„Da haben wir's!" ſagte der Fürſt.

Ilſe wies ihm den Brief, der Fürſt faßte gnädig das Papier mit ihr an und ſeine Hand lag auf der ihren. „Er iſt ſo unverſchämt, Ew. Hoheit um einen großen Lederball zum Aufblaſen zu bitten. Der Ball iſt bereits gekauft."

Sie ſprang auf und trug einen rieſigen bunten Ball herzu. „Den ſchicke ich noch heut, und ich ſchreibe ihm dazu, daß es ſich gar nicht zieme, einen ſo großen Herrn um etwas anzubetteln. Er iſt ſchon neun Jahre, aber er iſt noch ſehr kindiſch. Ew. Hoheit müſſen ihm das zu Gute halten."

Ergriffen von der unbefangenen Herzlichkeit ſagte der Fürſt: „Schreiben Sie ihm zugleich, daß ich ihm ſagen laſſe, er ſoll ſich den heiteren Sinn und das loyale Gemüth ſeiner älteſten Schweſter durch die Gefahren des Lebens retten. Auch ich fühle, wie ſehr Ihr Weſen denen zum Segen iſt, welche das Glück haben in Ihrer Nähe zu athmen. In einem Treiben, welches mit aufreibenden Eindrücken angefüllt iſt, wo Haß und Argwohn mehr von dem Frieden der Seele nehmen, als die Stunden der Ruhe zurückgeben können, habe ich mir doch Empfänglichkeit bewahrt für die unſchuldige Friſche eines Gemüthes wie das Ihre iſt. Ich freue mich Ihrer von Herzen.“

Wieder legte er ſeine Hand leiſe auf die ihre, Ilſe ſah beſchämt durch das Lob ihres lieben Landesherrn vor ſich nieder.

Da nahte ein eiliger Schritt, der Fürſt erhob ſich, der Profeſſor trat ein. Er verneigte ſich vor dem Fürſten und ſah überraſcht auf ſeine Frau. „Du biſt nicht unwohl?“ rief er fröhlich. „Verzeihung, gnädigſter Herr, ich kam in Sorge um meine Frau. Ein fremder Knabe zog die Klingel am Antikenkabinet und brachte die Botſchaft, der Fremde möge ſogleich nach ſeiner Frau ſehen, ſie ſei erkrankt. Gut, daß es eine Verwechslung war.“

„Ich bin dem Irrthum dankbar,“ verſetzte der Fürſt, „da er mir Gelegenheit giebt Ihnen ſelbſt zu ſagen, was ich vor Madame Werner niederlegen wollte: der Stall hat Befehl Ihnen zu jeder Stunde einen Wagen bereit zu halten, wenn Sie bei Ihren geheimnißvollen Nachforſchungen eine Reiſe in die Umgegend wünſchen.“ Er empfahl ſich gnädig.

Der Fürſt öffnete das Fenſter ſeines Arbeitszimmers, die Luft war ſchwül, lange hatte die Sonne über der frohen Erde geglänzt, jetzt war ſie verſchwunden, ſchwere Wolken wälzten ſich wie unförmliche Waſſerſchläuche über der Stadt und dem Schloß. Der Fürſt holte tief Athem, aber die Gewitterluft preßte den Dampf aus den Eſſen des Schloſſes herab an ſein Fenſter und der Rauch fuhr wie ein grauer Nebel um ſein

Haupt. Er riß die Thür der Gallerie auf, welche zu ſeinen Audienzzimmern führte, und ſchritt haſtig über den Teppich. An den Wänden hing eine Reihe Oelbilder, Köpfe ſchöner Frauen, denen der Fürſt einmal Beachtung geſchenkt hatte. Sein Blick irrte von der einen zur andern, am Ende der Reihe war noch ein leerer Platz, er blieb davor ſtehen und ſeine Phantaſie malte ein Bild hin mit blonden Haaren und einem treuherzigen bürgerlichen Licht in den Augen, rührend wie keines der andern Geſichter.

„So ſpät!“ klang es in ihm. „Es iſt die letzte Stelle, und es iſt das ſtärkſte Gefühl. Thoren, die uns ſagen, daß die Jahre gleichgültig machen. Wenn ſie mir begegnet wäre am anderen Ende,“ er ſah die Gallerie hinab, „bei dem Beginn meines Lebens, als ich noch vor einem Roſenſtrauch ſehnſüchtig an die Wangen des Mädchens dachte und durch den Geſang einer Grasmücke empfindſam gerührt wurde, hätte damals ein ſolches Weib mir ſchützend erhalten, was ich für immer verlor?

„Unnütze Frage, die um Vergangenes ſorgt. Feſthalten muß ich für die Gegenwart, was in den Bereich meiner Hand gekommen iſt. Der ſchwache Jüngling iſt ihr gleichgültig, aber ſie ſelbſt fühlt ſich hier unheimiſch, und wenn ſie ſich mir entwindet, ich bin ohnmächtig ſie zurück zu halten. Ich bleibe allein, täglich dieſelben gelangweilten Geſichter, deren Gedanken man kennt, bevor ſie ausgeſprochen werden, denen man anſieht, bevor ſie den Mund öffnen, was ſie für ſich wollen und wie ſie ſich vorbereiten eine Empfindung zu lügen. Was ſie von Witz und Willen haben, das arbeitet in der Stille gegen mich; was ich von ihnen erhalte, iſt nur der künſtliche Schein des Lebens. Es iſt traurig ein Meiſter zu ſein, vor dem ſich lebendige Seelen in Maſchinen verwandeln, Jahr aus Jahr ein die Klappen am Kopf zu öffnen und das Räderwerk zu betrachten. Ich ſelbſt habe es ihnen eingeſetzt,“ lächelte er, „aber mich langweilt meine Arbeit.

„Ich weiß," murmelte er, „daß unter dieſen künſtlichen Uhren der Zweifel kommt, ob meine unſelige Kunſt ſie zu Lügen der Menſchennatur gemacht hat, oder ob ich ſelbſt nur ein Automat bin, welcher aufgezogen nickt und gedankenlos dieſelben gnädigen Worte wiederholt. Ich weiß, es giebt Stunden, wo ich über mich ſelbſt die Achſeln zucke, wenn ich als Pantalon oder Bramarbas auf der Bühne ſtolzire, ich merke den Draht, der meine Gedanken bewegt, ich fühle ein Gelüſt, meinen eigenen Kopf in den Schraubſtock zu ſtellen und zu beſſern, was in mir ſchadhaft wurde, und ich ſehe einen großen Kaſten geöffnet, in den man mich wirft, wenn meine Rolle ausgeſpielt iſt.

„Oh," ſtöhnte er aus tiefer Bruſt, „ich weiß, daß ich wirklich bin, wenn nicht bei Tage, doch bei Nacht. Keinen von meiner Umgebung quälen die einſamen Stunden wie mich, ihnen pocht's nicht fieberheiß an die Schläfe, wenn ſie ſich in den Winkel legen, nachdem ihr Tagewerk abgeſchnurrt iſt.

„Wo habe ich Freude zwiſchen den Ledertapeten dieſer Räume oder unter den alten Schildereien der Mutter Natur? Lachen ohne Freude, Zorn über Nichtigkeiten, Alles kalt, gleichgültig, ſeelenlos.

„Nur in den ſeltenen Augenblicken, wo ich bei ihr bin, fühle ich mich wie ein anderer Menſch, dann empfinde ich, daß flüſſiges Blut in meinen Adern rollt. Wenn ſie in ihrer ehrlichen Einfalt von dem Vielen ſpricht, was ſie liebt und worüber ſie ſich freuen kann, die Frau mit dem Kinderherzen, dann werde auch ich wieder jung wie ſie. Sie erzählte von ihrem Bruder Krauskopf. Ich ſehe den Knaben vor mir, ein draller Burſch, mit den Augen ſeiner Schweſter, ich ſehe wie der kleine Dummkopf in ſein Butterbrot beißt, und mir iſt das ſo beweglich, als läſe ich eine rührende Geſchichte. Ich möchte den Jungen zu mir heraufheben, als wenn ich ſein guter Vetter wäre.

„Sie ſelbſt iſt wahr und grabſinnig, es iſt ein klares

Gemüth und hinter ruhiger Milde birgt ſich die ſtarke Leidenſchaft. Wie ſie auffuhr gegen meinen Boten, den armen Widder Bellyn, der ihr den Adelsbrief in der Taſche zutragen ſollte! Sie iſt ein Weib, mit der zu leben der Mühe werth iſt und für die ein Mann viel thun kann, ſie zu erwerben.

„Doch was vermag ich ihr gegenüber? Was ich ihr geben kann, das gilt ihr wenig, was ich ihr nehmen muß, wie wird ſie das überwinden?“ Er ſah ſcheu auf die leere Stelle der Wand. „Dort ſollte einſt ein anderes Bild hängen,“ rief er, „warum hängt es nicht da? Warum liegt die Erinnerung an eine Verſchwundene ſeit alter Zeit in meinem Hirn wie ein Stein, deſſen Druck ich fühle bei Tage unter den Menſchen, und bei Nacht, wenn ich das müde Haupt mit meinen Händen preſſe? Das Weib von damals ſchlief in demſelben Zimmer vor vielen, vielen Jahren, wo jetzt die Fremde ruht, und ſie wachte nicht auf, als es klug geweſen wäre. Und da ſie erwachte und zur Beſinnung kam, zerſprang in ihrem ſchwachen Geiſt eine Feder und ſie ſchwand dahin, wo die Leiber fortleben ohne vernünftige Seelen.“

Ein Fieberſchauer fuhr ihm durch den Leib, er ſchüttelte ſich und ſprang mit einem Satz aus der Gallerie, blickte ſcheu hinter ſich und ſchlug die Thür zu.

„Die rohe Leidenſchaft iſt verglüht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „man wird bedächtiger mit den Jahren. Feſthalten will ich ſie, wie es auch ſei. Es iſt nicht mehr die ſengende Gluth der Jugend, es iſt das Herz eines gereiften Mannes, das ich ihr entgegentrage. Mit feſter Geduld will ich erwarten, was die Zeit mir bereitet, langſam wird dieſe Frucht in der warmen Sonne reifen, ich harre aus. Aber feſthalten will ich ſie. Auch der Mann bei ihr wird aufmerkſam, es war ein ungeſchickter Vorwand, den er log, auch er entringt ſich meiner Hand. Ich muß ſie halten, und für dieſe Kinderherzen giebt es nur ein kindiſches Mittel.“

Die Schelle tönte, der Diener trat ein und erhielt einen Auftrag.

Magiſter Knips ſtand vor dem Fürſten, ſeine Wangen waren geröthet, in ſeinen Zügen arbeitete heftige Erregung.

„Haben Sie das Memorial geleſen, welches Profeſſor Werner über die Handſchrift abgefaßt hat?“ frug der Fürſt herablaſſend. „Was iſt Ihre Anſicht darüber?“

„Es iſt eine ungeheure ſtaunenswerthe Nachricht, Allerdurchlauchtigſter, allergnädigſter Fürſt und Herr. Wohl darf ich ſagen, daß ich dieſe Entdeckung in allen Gliedern fühle. Wenn es gelänge die Handſchrift zu finden, der Ruhm wäre unvergänglich, er würde bei jeder Ausgabe, worin von Handſchriften die Rede iſt, bis an das letzte Ende der Welt im Vorwort erneuert werden, er müßte den Gelehrten, welchem dieſer größte irdiſche Glücksfall zu Theil wird, auf einmal hoch herausheben über ſeine Mitmenſchen. Auch der erhabene Fürſt, dem nach Titel 22 §. 127 eines hohen Landesgeſetzes unzweifelhaft das nächſte Recht an dem gefundenen Schatze zuſteht, Höchſtderſelbe würde als Protector einer neuen Aera unſerer Kenntniß des betreffenden Römers von den Zungen aller Völker gefeiert werden.“

Der Fürſt hörte zufrieden dieſen Enthuſiasmus des Magiſters, der in der Begeiſterung ſeine demüthige Haltung vergaß und pathetiſch den Arm nach der Richtung ausſtreckte, wo er die Strahlenkrone über dem Haupte des Fürſten ſchweben ſah.

„Dies Alles würde geſchehen, wenn man den Schatz fände,“ ſagte der Fürſt, „noch iſt er nicht gefunden.“

Knips ſank zuſammen. „Allerdings iſt der Gedanke vermeſſen, daß ein ſolches Glück einem Lebenden beſchieden ſei, dennoch wäre Frevel an der Möglichkeit zu zweifeln.“

„Dem Profeſſor Werner ſcheint viel an dem Funde gelegen,“ warf der Fürſt gleichgültig ein.

„Derſelbe müßte nicht ein Gelehrter von gediegenem Ur-

theil ſein, wenn er nicht die Wichtigkeit dieſes Gewinnſtes ebenſo tief empfände, als Höchſtdero allerunterthänigſter Diener und Knecht."

Der Fürſt unterbrach den Redenden. „Herr von Weidegg hat Ihnen den Antrag geſtellt in meinem Dienſt zu bleiben. Sie haben angenommen?"

„Mit den Gefühlen eines geretteten Menſchen," rief Knips, „welcher Dank und Segenswünſche in unbegrenzter Verehrung zu Ew. Hoheit Füßen niederzulegen wagt."

„Haben Sie ſich bereits verpflichtet?"

„In feierlichſter Weiſe."

„Gut," ſagte der Fürſt und hielt mit einer Handbewegung den Strom ehrfurchtsvoller Betheurung in den Lippen des Magiſters zurück.

„Man hat mir gerühmt, Herr Magiſter, daß Sie beſonderes Glück haben, dergleichen Seltenheiten aufzufinden. Glück," wiederholte der Fürſt, „oder was daſſelbe iſt, Geſchick. Halten Sie im Ernſt für glaublich, daß die undeutlichen Spuren zu dem verlorenen Schatz führen?"

„Wer darf noch behaupten, daß ein ſolcher Fund unmöglich iſt?" rief der Magiſter. „Ja wäre mir erlaubt in tiefſter Ehrfurcht meine Anſicht auszuſprechen, welche wie ein Freudenſchrei aus meinem Innern bricht, es iſt ſogar — ich darf nicht ſagen wahrſcheinlich — aber es iſt doch nicht unwahrſcheinlich, daß ein Zufall darauf führt. Jedoch wenn ich mir geſtatten darf, eine ehrfurchtsvolle Erfahrung in Worte zu faſſen, welche vielleicht nur Aberglaube iſt: wenn ſich die Handſchrift findet, ſo findet ſie ſich nicht da, wo man ſie erwartet, ſondern irgendwo anders. So oft mir bis jetzt in meinem beſcheidenen Daſein das Glück eines Fundes zu Theil geworden iſt — ich erwähne nur den italieniſchen Homer von 1488 — ſo war dies immer gegen alles Vermuthen; und was Allerhöchſte Huld meine Geſchicklichkeit nannte, das iſt, wenn ich das Geheimniß meines Glückes zu offenbaren mich unterfange

im letzten Grunde nichts als der Umstand, daß ich häufig da gesucht habe, wo nach gemeiner menschlicher Vermuthung ein Schatz zu liegen keine Veranlassung hatte."

„Die Aussicht, welche Sie eröffnen, ist jedenfalls für einen Ungeduldigen nicht tröstlich," versetzte der Fürst, „denn das kann lange währen."

„Generationen mögen schwinden," rief Knips, „aber die Gegenwart und Zukunft wird suchen, bis der Codex gefunden ist."

„Das ist mir ein schlechter Trost," lächelte der Fürst, „und ich gestehe, Herr Magister, Sie täuschen durch diese Worte die heitere Erwartung, welche ich hegte, daß Ihre Spürkraft und Geschicklichkeit mir recht bald das Vergnügen machen würde, das Buch in den Händen des Professors zu sehen, das Buch selbst oder doch einen handgreiflichen Beweis seiner Existenz. Ich bin Laie in all diesen Sachen, und ich habe durchaus kein Urtheil über die Wichtigkeit, welche Sie der Entdeckung beilegen. Mir ist es zur Zeit nur um einen Scherz zu thun, oder, ich wiederhole die Worte, welche Sie mir neulich vor den Miniaturen sagten, um eine Neckerei."

Ausdruck und Haltung des Magisters veränderten sich allmälig wie unter der Beschwörung eines Zauberers, er sank zusammen, legte das Haupt auf die Achsel und sah in ängstlicher Spannung auf den Fürsten.

„Kurz gesagt, ich wünsche, daß Herr Werner recht bald auf eine sichere Spur der Handschrift geleitet werde, wenn es nicht möglich ist die Handschrift selbst herbeizuschaffen."

Knips schwieg und starrte auf den Sprechenden.

„Ich ersuche Sie," fuhr der Fürst nachdrücklich fort, „Ihr bereits bewährtes Talent für diesen Zweck in Thätigkeit zu setzen. Ihre Hülfe dabei müßte allerdings mein Geheimniß bleiben, denn ich möchte Herrn Werner gönnen, daß er selbst das Vergnügen empfindet einen Fund zu machen. So ist ja wohl der Ausdruck."

„Es muß eine große Handschrift sein," stöhnte Knips.

„Ich fürchte," versetzte der Fürst nachlässig, „sie ist längst in Stücke zerrissen. Nicht unmöglich, daß sich einige zerstreute Blätter irgendwo erhalten haben."

Der Magister stand wie vom Donner gerührt. „Es ist schwer, den Herrn Professor zu befriedigen."

„Um so größer wird Ihr Verdienst sein, Verdienst und Lohn."

Knips blieb zusammengesunken stehen und schwieg.

„Ist Ihre Zuversicht geschwunden, Herr Magister?" spottete der Fürst. „Es ist doch nicht das erste Mal, daß Ihnen ein solcher Fund gelingt." Er trat dem kleinen Mann näher. „Ich weiß etwas von früheren Proben Ihrer Kunstfertigkeit, und ich bin über den Umfang Ihres Talentes durchaus nicht mehr im Zweifel."

Knips fuhr zusammen, aber er fand noch keine Worte.

„Im Uebrigen bin ich mit Ihrer Thätigkeit zufrieden," fuhr der Fürst mit veränderter Stimme fort, „ich zweifle nicht, daß Sie nach mehrfacher Richtung verstehen werden, sich den Beamten meines Hofes nützlich zu machen und dadurch Ihre eigne Zukunft wohl zu berathen."

„Hohe Ehre," jammerte Knips, und zog sein Taschentuch.

„Was die verlorene Handschrift betrifft," fuhr der Fürst fort, „so wird der Aufenthalt des Herrn Werner, wie ich fürchte, nur vorübergehend sein. Ihnen würde die Aufgabe zufallen, die Nachforschungen in unserem Lande fortzusetzen."

Knips erhob sein Haupt und ein Strahl von Freude fuhr über sein verstörtes Gesicht.

„Hat die Handschrift in der That so großen Werth, wie die Herren Gelehrten meinen, so würde, im Fall nach der Abreise des Professors noch etwas zu entdecken bliebe, für Sie bei uns grade die Thätigkeit gefunden sein, welche Ihnen besonders zusagt."

„Diese Aussicht ist die höchste und gnädigste, welche

meinem Leben zu Theil werden kann," erwiederte Knips muthiger.

„Gut," ſagte der Fürſt, „verdienen Sie ſich jetzt dieſes Anrecht und verſuchen Sie zunächſt, was Ihre Geſchicklichkeit vermag."

„Ich werde mir Mühe geben, Ew. Hoheit zu dienen," verſetzte der Magiſter, die Augen auf den Boden geheftet.

Knips verließ das Kabinet. Der kleine Mann, welcher jetzt die Treppe hinabſchlich, ſah anders aus, als jener glückſelige Magiſter, der vor wenig Minuten hinaufgeſtiegen war. Das bleiche Geſicht war nach vorn gebeugt und ſein Auge irrte ſcheu über die Mienen der Diener, welche ihn neugierig betrachteten. Er griff mechaniſch nach ſeinem Hut, und er, der Magiſter, ſetzte ihn noch im Fürſtenſchloſſe auf ſein Haupt. Er trat hinaus auf den Platz, der Sturm fegte durch die Straßen, trieb Staub in Wirbeln um ihn her und jagte ihm die Rockſchöße vorwärts. „Er treibt," murmelte Knips, „er treibt, wie kann ich widerſtehen? Soll ich zurückkehren in die kalte Kammer zu meinen Correcturen, ſoll ich mein Lebtag von der Profeſſorengnade abhängen und den ſtolzen Tröpfen Bücklinge machen, immer in Sorge, daß ein Zufall dieſen Gelehrten verräth, wie auch ich einmal ihr Meiſter war und ſie höhnte?

„Hier aber ein gutes Leben, und Gelegenheit, unter Unwiſſenden der Klügſte zu ſein und ihnen unentbehrlich zu werden. Ich bin es ſchon jetzt, der Fürſt hat ſich zu mir geſtellt wie ein Kamerad zum andern, und er kann, wenn ich ſeinen Willen thue, ſich ſo wenig von mir ſcheiden, wie das Pergament von der Schrift."

Er wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirn. „Ich ſelbſt finde den Codex," fuhr er zuverſichtlicher fort. „Jacobi Knipsii sollertia inventum. Ich kenne das große Geheimniß, und ich will ſuchen Tag für Tag, wo nur ein Kellerwurm kriecht und eine Spinne ihr Gewebe anhängt. Bei mir ſteht

es dann, ob ich den Profeſſor zum Gehülfen nehme bei der Herausgabe oder einen Andern. Vielleicht nehme ich ihn, und er ſoll mir dankbar ſein. Denn er findet ſchwerlich den Schatz, er iſt viel zu vornehm, um zu horchen und zu ſpioniren, wo die Truhen verſteckt ſind."

Der Magiſter beflügelte ſeine Schritte, hinter ihm pfiff der Wind in ſcharfen Tönen, riß vertrocknete Zweige des letzten Jahres vom Baum und warf ſie an den Hut des kleinen Mannes. Schneller kreiſten die Staubwirbel um ſeinen Leib, ſie bargen das ſchwarze Feſtkleid in fahlem Grau, glitten fort mit dem Schreitenden und hüllten ihn ein, daß ihm das Grün der Bäume und die Geſtalten der Menſchen entſchwanden, und er in einer Wolke dahinlief, bedeckt mit Erdenſtaub und todten Blättern. Er aber hob wieder ſein Taſchentuch, ſeufzte und wiſchte den Schweiß von ſeinen Schläfen.

5.

Hummel's Triumph.

Es wurde ſchwül in der Natur und unter den geſchäftigen Menſchen. Der Barometer fiel plötzlich, Gewitter und Hagelſchauer fuhren über das Land; das Vertrauen ſchwand, die Aktien wurden werthloſes Papier, dem Uebermuth folgte Jammer, auf den Straßen ſtand Waſſer, die Strohhüte verſchwanden wie vom Sturm zerweht.

Wer in dieſer wechſelvollen Zeit die Gemüthlichkeit des Herrn Hummel beobachten wollte, der mußte die Nachmittagsſtunde vor drei Uhr wählen, wo er ſeine Gartenthür öffnete und ſich an den Zaun ſetzte. In dieſer Stunde gab er wohlwollenden Gedanken Audienz, er hörte auf den Schlag der Stadtuhr und regulirte die eigene, las etwas im Tageblatt, zählte die regelmäßigen Spaziergänger, welche alltäglich zu der-

ſelben Stunde in den Wald und wieder zur Stadt zogen, und hielt darauf, die Bekannten anzureden und ihren Gruß zu empfangen. Dieſe Bekannten waren meiſt Hausbeſitzer, ſtarke Köpfe, auch Miglieder der Stadtverordneten und des Raths.

Heut ſaß er an der geöffneten Pforte, ſah ſtolz nach dem Haus gegenüber, in welchem eine innere Bewegung erkennbar war, prüfte die Vorübergehenden und empfing würdig die Grüße und kurzen Anreden der Stadt. Der erſte Bekannte war Herr Wenzel, Rentier und ſein Gevatter, der ſeit vielen Jahren jeden Tag des Sommers und Winters denſelben Weg durch die Parkwieſe machte, um in Transſpiration zu kommen. Es war das einzige feſte Geſchäft ſeines Lebens, und er ſprach deßhalb auch von wenig Anderem. „Guten Tag, Hummel.“ — „Guten Tag, Wenzel.“ — „Iſt's geglückt?“ frug Herr Hummel. — „Es hat lange gedauert, aber es iſt geworden,“ ſagte der Rentier. „Ich darf nicht ſtehen bleiben, ich wollte nur fragen, wie geht's mit Dem drüben?“

„Wie ſo?“ frug Hummel ärgerlich.

„Du weißt nicht, daß ſein Buchhalter verſchwunden iſt?“

„Warum nicht gar!“ rief Hummel.

„Sie ſagen, er hat Börſengeſchäfte gemacht und iſt nach Amerika entwiſcht. Aber ich muß fort, es zieht längs den Häuſern. Guten Tag.“ Der Rentier entfernte ſich eilig.

Herr Hummel blieb in großem Erſtaunen zurück. „Guten Tag, Herr Hummel,“ weckte die Stimme des Stadtraths. „Ein warmer Tag, achtzehn Grad im Schatten. Sie haben doch gehört?“ er machte mit dem Stockknopf eine Bewegung nach dem Nachbarhauſe.

„Nichts,“ rief Hummel, „man lebt an dieſem Orte wie verrathen und verkauft. Feuersbrunſt, Seuche und Ankunft hoher Perſonen — es iſt ein reiner Zufall, wenn man davon erfährt. Wie iſt's mit dem entlaufenen Buchhalter?“

„Er ſcheint, daß Ihr Nachbar dem Manne zu viel Ver-

trauen geſchenkt hat, dieſer ſoll auf den Namen ſeines Prinzipals in der Stille tolle Aktiengeſchäfte gewagt haben und dieſe Nacht geflohen ſein. Man ſpricht von vierzigtauſend."

„Dann iſt Hahn ruinirt," ſagte Hummel. „Unrettbar. Es ſollte mich nicht wundern. Dieſer Mann iſt immer ein Phantaſt geweſen."

„Vielleicht iſt's nicht ſo arg," tröſtete der Stadtrath ſich losmachend.

Herr Hummel blieb mit ſeinen Gedanken allein. „Natürlich," ſagte er zu ſich ſelbſt, „das mußte ſo kommen. Immer oben hinaus, Häuſer, Fenſter, Gartenſpielerei, keine Ruhe, der Mann iſt aus wie ein Licht."

Er vergaß die Vorübergehenden, bewegte ſich in ſeinem Hauptgange auf und ab und ſah zuweilen verwundert auf die feindlichen Mauern.

„Aus wie ein Licht," wiederholte er mit dem Behagen eines tragiſchen Schauſpielers, welcher den ſchrecklichſten Ausdruck für ein Kraftwort ſeiner Rolle zu finden bemüht iſt. Ein halbes Menſchenalter hatte er ſich über den Mann dort drüben geärgert; ehe er noch den erſten Anſatz zu dem Bäuchlein erhielt, das er jetzt ſtattlich trug, hatte er dieſes Mannes Hausweſen und Geſchäft gehaßt. Dies Gefühl war ſeine tägliche Unterhaltung geweſen, es gehörte zu ſeinem Tagesbedarf wie ſein Stiefelknecht und der grüne Kahn. Jetzt kam die Stunde, wo das Schickſal Dem drüben heimzahlte, daß er Herrn Hummel durch ſein Daſein gekränkt hatte. Hummel ſah auf das Haus und zuckte die Achſeln, der Mann, der ihm dieſes unförmliche Ding vor die Augen geſetzt, war jetzt in Gefahr, ſelbſt hinausgeſchleudert zu werden; er ſah auf den Tempel und die Muſe, dieſes Spielwerk eines armen Teufels wurde nächſtens von irgend einem Fremden niedergeriſſen. Hummel trat in die Wohnſtube, auch dort wandelte er auf und ab und erzählte ſeinen Frauen in kurzen Sätzen das Unglück, er beobachtete von der Seite, daß Frau Philippine erſchrocken auf das Sopha

eilte, ſich zurechtſetzte und häufig die Hände zuſammenſchlug, daß Laura in das Nebenzimmer ſtürzte und ein lautes Weinen nicht bändigen konnte, und er wiederholte mit ſchauderhaftem Behagen die greulichen Worte: „Er iſt aus wie ein Licht.“

Eben ſo trieb er's in ſeiner Fabrik, er ging langſam in der Niederlage auf und ab, ſah majeſtätiſch auf einen Haufen Haſenhaare, nahm einen der feinſten Hüte aus der Papierkapſel, hielt ihn gegen das Fenſter, gab ihm mit der Bürſte einen Strich und brummte wieder: „Auch er geht zu Ende.“ Sein Buchhalter kam heut das erſte Mal in ſeinem Leben zu ſpät an das Pult, er hatte auf dem Wege von dem Unglück vernommen, berichtete aufgeregt ſeinem Prinzipal und wiederholte zuletzt ſchadenfroh die Unglücksworte: „Mit dem geht's zu Ende.“ Da ſah ihn Hummel mit durchbohrendem Blick an, und ſchnaubte, daß dem Mann das furchtſame Schreiberherz tief hinabſank: „Sie wollen wohl auch Procuriſt werden, wie der Ausgekratzte? Ich danke Ihnen für dieſen Beweis Ihres Vertrauens, ich kann ſolche Banditenwirthſchaft nicht brauchen, ich bin mein eigener Procuriſt, Herr, und ich verbitte mir jede Art von Geheimnißkrämerei hinter meinem Rücken.“

„Aber Herr Hummel, ich habe ja keine Geheimnißkrämerei getrieben.“

„Das danke Ihnen der Teufel,“ dröhnte Hummel in ſeinem wildeſten Baß; „es iſt kein Verlaß mehr auf Erden, nichts iſt feſt, die heiligſten Verhältniſſe werden gewiſſenlos ruinirt, auf ſeine Freunde durfte man ſchon lange nicht mehr vertrauen, jetzt gehen ſogar die Feinde durch die Lappen. Heut legen Sie ſich ruhig als Deutſcher ſchlafen, morgen wachen Sie als Franzoſe auf, und wenn Sie nach Ihrem germaniſchen Kaffee ſeufzen, bringt Ihnen die Wirthin eine Schüſſel Pariſer Spinat an's Bett. Es ſollte mir lieb ſein, von Ihnen zu erfahren, auf welcher Stelle dieſes Erdbodens wir uns jetzt befinden.“

„In der Thalgaſſe, Herr Hummel.“

„Das ſprach aus Ihnen der letzte Reſt des guten Genius,

den Sie noch auf Lager haben. Sehen Sie durch das Fenſter, was ſteht dort?" Er wies auf das Nachbarhaus.

„Parkſtraße, Herr Hummel."

„Wirklich?" frug Hummel ironiſch. „Seit der grauen Vorzeit, wo Ihre Voreltern hier auf den Bäumen ſaßen und Bucheckern knabberten, hieß dieſe Gegend die Thalgaſſe. In dieſes Thal habe ich den Grund meines Hauſes gelegt und einen Zettel eingemauert für ſpätere Ausgrabungen: Heinrich Hummel, Nummer 1. Jetzt haben die Umtriebe jenes verbrannten Strohmanns auch dieſe Wahrheit umgeworfen. Trotz meinem Proteſt beim Rath ſind wir polizeilich in Parkarbeiter umgeſchrieben. Kaum iſt das geſchehen, ſo ſchreibt ſich auch der Buchhalter des Mannes in einen Amerikaner um. Glauben Sie, daß Knips junior, dieſer Molch, ſeine Unthat gewagt hätte, wenn ihm nicht der eigene Prinzipal mit gutem Beiſpiel vorangegangen wäre? Da haben Sie die Folgen elender Neuerungen. Zwanzig Jahre habe ich an Ihnen herumgeſtrichen, aber ich glaube, ſogar Sie ſind jetzt im Stande, Ihren Stuhl umzuwerfen und ſich in ein anderes Geſchäft umzuſchreiben. Pfui, Herr, ſchämen Sie ſich Ihres Jahrhunderts."

Für die Familie Hahn war es ein Trauertag. Der Hausherr war am Morgen zur gewöhnlichen Stunde auf ſein Comptoir in der Stadt gegangen und hatte vergebens ſeinen Buchhalter erwartet. Als er endlich in die Wohnung des jungen Mannes ſandte, brachte der Markthelfer die Nachricht zurück, daß derſelbe verreiſt ſei und auf ſeinem Tiſch einen Brief an Herrn Hahn zurückgelaſſen habe. Hahn las den Brief und brach an ſeinem Pult in jähem Schreck zuſammen. Er hatte ſeinem Geſchäft ſtets als treuer Arbeiter vorgeſtanden, mit geringen Mitteln hatte er begonnen, durch eigene Kraft war er zum wohlhabenden Mann geworden; aber er hatte in Geldgeſchäften ſeinem gewandten Commis mehr überlaſſen, als vorſichtig war. Der Mann war unter ſeinen Augen aufgewachſen, hatte durch geſchmeidigen Dienſteifer allmälig ſein

volles Vertrauen gewonnen und war vor Kurzem mit dem Recht verſehen worden, den Namen der Firma unter geſchäftliche Verpflichtungen zu ſetzen. Der neue Procuriſt war den Verſuchungen einer aufgeregten Zeit unterlegen, er hatte hinter dem Rücken ſeines Prinzipals wilde Speculationen gewagt. In dem Briefe legte er ein offenes Geſtändniß ab. Für ſeine Flucht hatte er eine kleine Summe veruntreut, ſeine Verluſte aber hatte Herr Hahn am nächſten Tage mit ungefähr zwanzigtauſend Thalern zu decken. Der Blitzſtrahl fuhr aus heitrem Himmel in das friedliche Leben eines Bürgerhauſes. Herr Hahn ſandte nach ſeinem Sohn, der Doctor eilte zur Polizei, zum Rechtsanwalt, zu Geſchäftsfreunden, und immer wieder nach dem Comptoir zurück den Vater zu tröſten, der wie gelähmt vor ſeinem Pulte ſaß und der Zukunft faſſungslos entgegenſah.

Der Mittag kam, wo Herr Hahn ſeiner Frau das Unglück mittheilen mußte, und der Jammer erhob ſich in den Wänden des Hauſes. Frau Hahn ging verſtört durch die Zimmer, vor dem Heerde ſchrie Dorothee und rang die Hände. In den Stunden des Nachmittags eilte der Doctor wieder zu Bekannten und zu Geldleuten, aber während dieſer Woche eines allgemeinen Schreckens, wo Jeder dem Andern mißtraute, war das Geld verſchwunden, der Doctor fand nichts als Mitleid und Klagen über die furchtbare Zeit. Die Flucht des Buchhalters machte auch zuverläſſige Freunde argwöhniſch gegen den Umfang der Verpflichtungen, welche vielleicht auf der Firma laſteten, ſelbſt auf das Haus war mit den größten Opfern keine ausreichende Summe zu erhalten. Die Gefahr wurde mit jeder Stunde drohender, die Angſt größer. Gegen Abend kehrte der Doctor von dem letzten vergeblichen Gange in das Haus ſeiner Eltern zurück, dem Vater hatte er ein heiteres Antlitz gezeigt und tapfer getröſtet, aber in ſeinem Haupt hämmerte unabläſſig der Gedanke, daß dieſes Unglück auch ihn vollends von der Geliebten ſcheide. Jetzt ſaß er müde und allein in der

dunklen Wohnstube und sah nach den erleuchteten Fenstern des Nachbars hinüber.

Er wußte wohl, daß ein Freund seinem Vater in dieser Noth nicht fehlen würde. Aber der Professor war fern, auch war die Hülfe, welche dieser zu leisten vermochte, unzureichend, sie kam im besten Fall zu spät. Nur noch wenige Stunden, und die Entscheidung trat ein. Was dazwischen lag, eine Zeit der Ruhe für Jedermann, wurde dem Vater eine unendliche Qual, wo er hundertfach das Bittere des nächsten Tages durchmachen sollte mit starrem Auge und fieberhaftem Pulsschlag, und dem Sohn bangte um die Wirkung, welche die furchtbare Spannung auf den reizbaren Vater haben mußte.

Da schwebte es leise in das dunkle Zimmer, eine helle Gestalt stand neben dem Doctor, Laura faßte seine Hand und hielt sie mit beiden Händen fest. Sie beugte sich zu ihm herab und blickte in das kummervolle Antlitz. „Ich habe drüben die Noth dieser Stunden durchgefühlt, ich kann die Einsamkeit nicht länger ertragen," sagte sie leise. „Ist keine Hülfe?"

„Ich fürchte, keine."

Sie berührte ihm mit der Hand das lockige Haar. „Sie haben das Loos erwählt, gering zu achten, was sich Andere so ängstlich begehren. Das Licht der Sonne, welche Ihr Haupt verklärt, soll niemals durch die Qualen dieser Erde getrübt werden. Seien Sie stolz, Fritz, nie dürfen Sie es mehr sein als in diesen Stunden, denn Ihnen kann solches Unglück nichts nehmen, was einer Klage werth ist."

„Mein armer Vater!" rief Fritz.

„Ihr Vater ist doch glücklich," fuhr Laura fort, „denn er hat sich einen Sohn erzogen, dem kaum ein Opfer ist, zu entbehren, was anderen Menschen das beste Glück erscheint. Für wen haben Ihre lieben Eltern gesammelt als für Sie? Heut dürfen Sie ihnen zeigen, wie frei und groß Sie stehen über diesen Sorgen um todtes Metall."

„Wenn ich auch für mein Leben das Unglück dieſes Tages empfinde," ſagte der Doctor, „ſo war es nur um einer Andern willen."

„Iſt es Ihnen ein Troſt, mein Freund," rief Laura in ausbrechendem Gefühle, „ſo will ich Ihnen heut ſagen, daß ich treu zu Ihnen halte, was auch geſchehen möge."

„Liebe Laura!" rief der Doctor, ſie aber ſang ihm weich wie ein Vogel in das Ohr: „Mir iſt's recht, Fritz, daß Sie mir gut ſind." Fritz legte ſeine Wange zärtlich auf ihre Hand. „Ich mühe mich, Ihrer nicht unwerth zu ſein," fuhr Laura fort. „Was ich armes Mädchen vermag, verſuche ich im Geheim ſchon lange, um mich frei zu machen von dem kleinen Tand, der an unſerm Leben hängt. Ich habe mir Alles überlähmt wie man haushalten kann mit ſehr wenig, ich verwende entgegenſah. unnütze Kleider und ſolchen Kram. Ich bin

Der Mittag kam, wo gen. Ich gebe Stunden, Fritz, und glück mittheilen mußte, und der Menſch braucht ſehr wenig Wänden des Hauſes. Frau Hahn gi ich habe in meiner Zimmer, vor dem Heerde ſchrie Dorothee un, mich unabhängig In den Stunden des Nachmittags eilte der ell ſagen. Und Bekannten und zu Geldleuten, aber während h denke immer eines allgemeinen Schreckens, wo Jeder dem Ande war das Geld verſchwunden, der Doctor fand entzog ſich Mitleid und Klagen über die furchtbare Zeit. Die g ſie über Buchhalters machte auch zuverläſſige Freunde argwöh den Umfang der Verpflichtungen, welche vielleicht au herzen, von laſteten, ſelbſt auf das Haus war mit den gröb ben und be keine ausreichende Summe zu erhalten. Die Gefah verklärt in jeder Stunde drohender, die Angſt größer. Gegen n ihr Ge der Doctor von dem letzten vergeblichen Gange in das der Geliebte Eltern zurück, dem Vater hatte er ein heiteres A den Augen. und tapfer getröſtet, aber in ſeinem Haupt hämm der Küche läſſig der Gedanke, daß dieſes Unglück auch ihn vnärmel und der Geliebten ſcheide. Jetzt ſaß er müde und allein, der auch

…er konnte sie sich allein zurecht machen. Es war …kleine Ersparniß, es konnte doch einmal dem Fritz …men.

…ummel schloß sein Comptoir und setzte seine Wan…t. Die Thür zu Laura's Stube öffnete sich, die …zusammen, als sie den Vater auf die Schwelle … feierlich wie einen Boten der Vehme. Hummel … auf seine Tochter zu und sah ihr scharf in die …ugen. „Also wegen Dem drüben?" Laura barg …in den Händen, wieder bewältigte sie der Schmerz. …ast du deine Glöckchen," brummte er leise. „Da …ne Taschentücher und deine Inder. Es ist dort …." Er klopfte ihr mit der großen Hand auf die „Höre auf, wir haben ihn nicht umgebracht, eure …cher beweisen gar nichts."

… wurde dunkel, Hummel ging auf der Straße zwischen …den Häusern auf und ab, sah das feindliche Haus von …Parkseite an, wo es ihm weniger geläufig war, und sein …tes Gesicht verzog sich zu einem triumphirenden Lächeln. …olich entdeckte er einen Bekannten, der aus dem Nachbar…use eilte, und ging mit starken Schritten hinter ihm her. „Wie stehts?" frug er, den Arm des Andern fassend, „kann … sich halten?"

Der Geschäftsfreund zuckte die Achseln, „es wird kein …Geheimniß bleiben," und berichtete über Lage und Gefahr des …Gegners.

„Wird er Deckung schaffen?"

Der Andere zuckte wieder die Achseln. „Bis Morgen …hwerlich. Geld ist jetzt unter Brüdern nicht zu haben. …Natürlich ist der Mann mehr werth, das Geschäft gut, das …Haus unverschuldet."

„Das Haus ist keine zwanzigtausend werth," unterbrach …n Hummel.

„Gleichviel, bei gesundem Stande des Geldmarkts würde

er den Schlag ohne Gefahr aushalten. Jetzt fürchte ich das Schlimmste."

„Ich hab's ja gesagt, er ist aus wie ein Licht," murrte Hummel und drehte sich kurz ab nach seinem Hause.

Im Zimmer des Doctors saßen Vater und Sohn über Briefen und Rechnungen, an den Wänden glänzten im Lampenlicht die goldenen Titel der Bücher und der sauberen Mappen, in denen der Doctor seine Schätze barg, emsiger Sammelfleiß hatte sie aus hundert Winkeln zusammengeholt und hier in stattlicher Ordnung verbunden, jetzt sollten auch sie auseinander flattern in alle Welt. Muthvoll redete der Sohn in die Seele des verzweifelten Vaters. „Ist das Unglück nicht zu wenden, das wie ein Orkan über uns einbrach, wir ertragen es mannhaft, deine Ehre vermagst du zu wahren. Der größte Schmerz, den ich empfinde, ist doch nur, daß ich dir jetzt so wenig nützen kann, und daß der Rath jedes Geschäftsmannes mehr Werth hat, als die Hülfe des eigenen Sohnes."

Der Vater legte das Haupt auf den Tisch, kraftlos und betäubt.

Da ging die Thür auf, aus dem dunkeln Vorsaal trat mit schweren Schritten eine fremde Gestalt in das Zimmer. Der Doctor sprang auf und starrte auf die harten Züge eines wohlbekannten Gesichtes, Herr Hahn aber stieß einen Schrei aus und fuhr von dem Sopha, um das Zimmer zu verlassen. „Herr Hummel," rief der Doctor erschrocken.

„Natürlich," versetzte Hummel, „ich bin's, wer sollte es auch sonst sein?" Er legte ein Packet auf den Tisch. „Hier sind zwanzigtausend Thaler in ehrlichen Stadtobligationen und hier ist eine Empfangsbescheinigung, die Sie beide unterschreiben. Morgen lassen Sie mir dafür eine Hypothek ausstellen auf Ihr Haus, die Papiere werden mir in Natura zurückgezahlt, denn ich will nicht zu Schaden kommen, der Cours ist zu schlecht. Die Hypothek soll für mich auf zehn Jahr unkündbar

ſein, damit Sie nicht glauben, ich will Ihnen Ihr Haus nehmen, Sie können zurückzahlen, wann Sie wollen, das Ganze oder in Theilen. Ich kenne Ihr Geſchäft, auf Ihr Stroh iſt jetzt kein Geld zu erhalten, aber in zehn Jahren kann der Schade überwunden ſein. Ich mache nur eine Bedingung, daß kein Menſch von dieſem Darlehn erfährt, am wenigſten Ihre Frau, und meine Frau und Tochter. Dazu habe ich meine guten Gründe. Sehen Sie mich doch nicht an, wie die Katze den Kaiſer," fuhr er zum Doctor gewendet fort. „Setzen Sie ſich hin, zählen Sie die Papiere und die Nummern. Machen Sie keine Worte, ich bin kein Mann von Gefühl, und Redensarten können mir nichts nützen. Ich denke auch an meine Sicherheit. Das Haus iſt ſchwerlich zwanzigtauſend Thaler werth, aber es genügt mir. Wenn Sie's wegtragen wollen, werde ich's ſehen. Sie haben geſorgt, daß es mir nahe genug vor den Augen ſteht. Zählen Sie und unterſchreiben Sie, Herr Doctor," befahl er, und drückte den Sohn auf einen Stuhl.

„Herr Hummel," begann Hahn etwas undeutlich, denn in ſeiner Gemüthsbewegung wurden ihm die Worte ſchwer, „dieſe Stunde vergeſſe ich Ihnen nicht bis zu meinem Ende." Er wollte auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen, aber es kam ihm heiß aus den Augen und er arbeitete ſtark mit ſeinem Taſchentuche.

„Setzen auch Sie ſich nieder," ſagte Hummel, und drückte ihn auf das Sopha. „Geſetztheit und kaltes Blut ſind immer die Hauptſache, ſie ſind beſſer als chineſiſches Zeug. Ich ſage Ihnen heut weiter nichts und Sie ſagen mir auch kein Wort über dieſe Angelegenheit. Morgen wird Alles vor Notar und Gericht glatt gemacht, dann quartaliter pünktlich die Zinſen gezahlt, und im Uebrigen bleibt es zwiſchen uns beim Alten. Denn ſehen Sie, wir ſind nicht blos Menſchen, wir ſind auch Geſchäftsleute. Als Menſch weiß ich ganz genau, was für gute Seiten Sie haben, auch wenn Sie mich verklagen. Unſere

Häuſer aber und unſere Geſchäfte ſtimmen nicht. Wir ſind zwanzig Jahr Gegner geweſen mit Haar und Stroh, mit unſern Liebhabereien und unſerm Gitterzaun. Das ſoll ſo bleiben. Ihre Muſen ſind mir nicht recht, und meine Hunde ſind Ihnen nicht recht, obgleich ich jetzt glaube, daß es dieſer Schurke von Buchhalter auch hinter Ihrem Rücken gethan hat. Es iſt dieſelbe Geſchichte wie bei den Wechſeln, heimliche Vergiftung mit Auskratzen. Was alſo nicht ſtimmt, das braucht nicht zu ſtimmen. Wenn Sie mich borſtig nennen und einen groben Filz, ich will grob gegen Sie ſein, und ich will Sie für einen Strohkopf halten, ſo oft mir der Aerger über Sie kommt. Demungeachtet kann daneben das ruhige Geſchäft gehen, welches wir jetzt miteinander machen. Und wenn einmal, was ich nicht hoffen will, mich die Räuber ausplündern, ſo werden Sie auch da ſein, ſoweit Sie vermögen. Dies weiß ich und ich habe es immer gewußt, und deßhalb bin ich heut gekommen."

Hahn ſah mit einem Blicke warmer Dankbarkeit zu ihm auf und griff wieder nach ſeinem Tuch.

Hummel legte ihm die ſchwere Hand auf den Kopf, wie einem kleinen Kinde, und ſagte leiſe: „Sie ſind ein Phantaſt, Hahn. — Der Doctor iſt fertig, jetzt unterſchreiben Sie, und laſſen Sie ſich beide das Unglück nicht übermäßig zu Herzen gehen. So," fuhr er fort, und beſtreute das Papier ſorgfältig, „morgen um neun Uhr ſchicke ich meinen Anwalt auf's Comptoir. Bleiben Sie hier, die Treppe hat ſchlechtes Licht, aber ich finde mich ſchon zurecht. Gute Nacht."

Er trat auf die Straße und ſah ſich geringſchätzig nach den feindlichen Mauern um. „Keine Hypothek?" brummte er. „H. Hummel, erſte und letzte, zwanzigtauſend." In der Familienſtube gönnte er ſeinen Frauen einige beruhigende Worte. „Ich habe mich erkundigt, die Leute werden ſich halten. Ich verbitte mir alſo jedes weitere Geſeufz. Wenn ihr wieder einmal der elenden Mode zu Gefallen einen Strohhut braucht,

so könnt ihr das Geld eher zu den Hähnen tragen als zu Andern, ich gebe meine Erlaubniß."

Einige Tage darauf trat Fritz Hahn in das kleine Comptoir des Herrn Hummel. Dieser scheuchte den Buchhalter durch einen Wink mit dem Finger hinaus und begann kühl von seinem Lehnstuhl: „Was bringen Sie mir, Herr Doctor?"

„Mein Vater fühlt die Verpflichtung, dem großen Vertrauen, das Sie ihm bewiesen, dadurch zu entsprechen, daß er Ihnen Einblick in den Stand seines Geschäftes giebt und Sie bittet, ihn in einzelnen Verwicklungen zu unterstützen. Er ist der Meinung, daß er, bis diese Erschütterung überwunden ist, nichts Wichtiges ohne Ihre Beistimmung thun darf."

Hummel lachte hell auf. „Ich soll einen Rath geben, und Ihrem Geschäft? Sie bringen mich in eine Lage, welche ganz unnatürlich ist und gegen welche ich protestire."

Der Doctor legte ihm schweigend die Uebersicht über Activa und Passiva vor die Augen.

„Sie sind ein feiner Kunde," rief Hummel, immer noch erstaunt. „Aber für einen alten Fuchs ist dieses Tellereisen nicht schlau genug." Dabei blickte er doch auf Credit und Debet, und nahm einen Bleistift in die Hand. „Hier finde ich unter den Activis funfzehnhundert Thaler für Bücher, welche verkauft werden sollen, ich habe nicht gewußt, daß Ihr Vater auch diese Liebhaberei hat."

„Es sind meine Bücher, Herr Hummel, ich habe in diesen Jahren weit mehr Geld dafür ausgegeben, als meinen Arbeiten unbedingt nothwendig ist. Ich bin entschlossen, zu verkaufen, was ich entbehren kann; ein Antiquar hat sich bereits erboten, diese Summe in zwei Raten zu zahlen."

„Handwerkszeug darf kein Executor pfänden," sagte Hummel, und machte einen dicken Strich durch den Posten. „Ich glaube zwar, daß es unleserliche Schmöcker sind, aber die Welt hat viele dunkle Winkel, und da Sie einmal eine Vorliebe dafür haben, als Kauz unter Ihren Mitmenschen zu

ſitzen, ſo ſollen Sie in Ihrem Loch bleiben.“ Er betrachtete den Doctor mit einem ironiſchen Blinzen. „Haben Sie mir nichts weiter zu ſagen? Ich meine nicht über das Geſchäft Ihres Vaters, das mich gar nichts angeht, ſondern über ein anderes Geſchäft, das Sie ſelbſt zu betreiben ſcheinen, wobei Sie den Wunſch haben, ſich mit meiner Tochter Laura zu aſſociiren.“

Der Doctor erröthete. „Ich hätte einen andern Tag für dieſe Erklärung gewählt, welche Sie jetzt von mir fordern. Aber auch ich habe den heißen Wunſch, mich darüber mit Ihnen zu verſtändigen. Ich habe mich lange mit der ſtillen Hoffnung getragen, daß es der Zeit gelingen könnte, Ihre Abneigung gegen mich zu vermindern.“

„Der Zeit?“ unterbrach ihn Hummel, „das iſt mir lächerlich.“

„Jetzt bin ich durch die hochherzige Hülfe, welche Sie meinem Vater geleiſtet, Ihnen gegenüber in eine Stellung gekommen, welche für mich ſo ſchmerzvoll iſt, daß ich Sie anflehen muß, mir Ihr Mitgefühl nicht zu verſagen. Ich werde bei angeſtrengter Thätigkeit und glücklichen Zufällen erſt nach Jahren in der Lage ſein, eine Frau ernähren zu können.“

„Brotloſe Künſte!“ unterbrach Herr Hummel brummend.

„Ich liebe Ihre Tochter, und ich kann dies Gefühl nicht opfern. Aber ich habe die Ausſicht verloren, ihr eine Zukunft zu bieten, welche den Anſprüchen, die ſie zu machen berechtigt iſt, einigermaßen entſpricht, und die rettende Hülfe, welche Sie meinem Vater gebracht, macht auch mich ſo abhängig von Ihnen, daß ich meiden muß, was Ihnen Unwillen erregen könnte. Deßhalb ſehe ich für mich in eine öde Zukunft.“

„Ganz, wie ich erwartet habe,“ verſetzte Hummel, „miſerabel.“

Der Doctor trat zurück, aber er legte gleich darauf ſeine Hand auf den Aermel des Nachbarn. „Dieſe Sprache nutzt Ihnen nichts mehr, Herr Hummel,“ ſagte er lächelnd.

„Edel, aber miſerabel," wiederholte Hummel mit Genuß. „Schämen Sie ſich, Herr, Sie wollen ein Liebhaber ſein? Sie wollen ſich unterſtehen, meiner Tochter Laura zu gefallen und Sie ſind ein ſolcher ſchwachherziger Haſe mit Seitenſprüngen? Wollen Sie Ihre Gefühle nach meiner Hypothek reguliren? Wenn Sie verliebt ſind, ſo fordere ich von Ihnen, daß Sie ſich benehmen wie ein ſpringender Löwe, jaloux und mordſüchtig. Pfui, Herr, Sie ſind mir ein ſchöner Adonis, oder wie dieſer Nicodemus ſonſt heißt."

„Herr Hummel, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter," rief der Doctor.

„Ich verweigere ſie Ihnen," rief Hummel, „Sie verſtehen meine Worte falſch. Mir fällt nicht ein, auch noch mein Kind in dieſe Maſſe zu werfen. Aber daß ich meine Tochter Ihnen nicht geben will, darf Sie gar nicht irre machen. Ihre verdammte Schuldigkeit iſt, wie das Wetter hinterher zu ſein. Sie müſſen mich angreifen und in mein Haus bringen, wogegen ich mir allerdings vorbehalte, Sie hinaus zu weiſen. Aber ich habe es immer geſagt, Ihnen fehlt die Courage."

„Herr Hummel," verſetzte der Doctor mit Haltung, „ich erlaube mir die Bemerkung, daß Sie jetzt nicht mehr ausfällig ſein dürfen."

„Warum nicht?" frug Hummel. Der Doctor wies auf die Papiere. „Was hier geſchehen, macht mir ſchwer, wieder grob zu werden, es kann Ihnen kein Vergnügen machen, einen Wehrloſen anzugreifen."

„Dieſe Anſprüche ſind mir nur lächerlich," erwiederte Hummel. „Weil ich Ihnen mein Geld gegeben habe, ſoll ich aufhören, Sie zu behandeln wie Sie verdienen? Weil Sie vielleicht nicht ganz abgeneigt wären, meine Tochter zu heirathen, ſoll ich Sie mit einer Sammtbürſte ſtreicheln? Hat man je ſolchen Unſinn gehört!"

„Sie irren," fuhr der Doctor artig fort, „wenn Sie meinen, daß ich ganz außer Stande bin, Ihre Sprache zu

reden. Ich gebe mir deßhalb die Ehre, Ihnen zu bemerken, Ihre höhnende Laune versteht so zu verletzen, daß selbst die empfangene Wohlthat ihren Werth verliert."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer Wohlthat," versetzte Hummel, „ich war nur wohlthätig aus Rachsucht."

„Darauf will ich Ihnen eben so ehrlich sagen," fuhr der Doctor fort, „daß es auch für mich eine schwere Stunde war, als Sie auf mein Zimmer traten. Ich wußte, wie drückend die Verpflichtung auf meinem Leben lasten würde, die Sie uns auferlegten. Ich sah auf meinen armen Vater, und der Gedanke an sein Unglück schloß mir den Mund. Ich für meinen Theil wäre lieber betteln gegangen, als daß ich von Ihnen Geld genommen hätte."

„Nur weiter!" rief Hummel.

„Was Sie für meinen Vater gethan, giebt Ihnen noch nicht das Recht, mich zu mißhandeln. Dieses Gespräch stärkt mich in der Ueberzeugung, die ich vom ersten Augenblick hatte, daß wir Alles aufbieten müssen, Ihnen so schnell als möglich die erhaltene Summe zurück zu zahlen. Sie haben den Posten für meine Bücher gestrichen, ich werde sie doch verkaufen."

„Unsinn!" rief Hummel.

„Ich werde es thun, wie unbedeutend auch die Summe im Vergleich zu unserer Schuld ist; weil die Tyrannei, welche Sie über mich ausüben wollen, mir unerträglich zu werden droht. Ich wenigstens will Ihnen nicht in dieser Weise verpflichtet sein."

„Sie wollen es doch in einer andern Weise, die Ihnen mehr zusagt."

„Ja," versetzte der Doctor; „da Sie das größte Opfer, welches ich Ihnen bringen konnte, so verächtlich zurückweisen, so werde ich fortfahren, um die Liebe Ihrer Tochter zu werben, auch gegen Ihren Willen. Ich werde versuchen, sie zu sprechen, so oft ich kann, mich ihr so werth zu machen, als ich im

Stande bin. Sie ſelbſt haben mir dieſen Weg gezeigt, Sie werden ſich gefallen laſſen, daß ich ihn betrete, und wenn Sie nicht zufrieden ſein ſollten, werde ich auf Ihren Unwillen keine Rückſicht nehmen."

„Endlich!" rief Hummel, „es kommt zum Vorſchein. Ich ſehe doch, daß Sie nicht ganz ohne Bosheit ſind. Darum laſſen Sie uns ruhig dieſe Angelegenheit beſprechen. Sie ſind nicht der Mann, den ich meiner Tochter wünſche. Ich habe Sie von meinem Hauſe fern gehalten, und es hat nichts genützt. Denn es hat ſich doch ein verdammtes Gefühl entſponnen. Deßhalb bin ich der Meinung, dies Geſchäft jetzt anders zu betreiben. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie manchmal in mein Haus kommen. Sie werden das mit Beſcheidenheit thun, ich ſehe es Ihnen an. Ich werde Sie als nicht vorhanden betrachten, meine Tochter wird Gelegenheit haben, Sie ruhig mit unſern vier Wänden zu vergleichen. Was daraus wird, warten wir beide ab."

„Auf dieſen Vorſchlag gehe ich nicht ein," verſetzte der Doctor. „Ich beſtehe nicht darauf, daß Sie mir in dieſer Stunde die Hand Ihrer Tochter bewilligen; den Zutritt zu Ihrer Familie aber nehme ich nur unter der Bedingung an, daß Sie ſelbſt ſich gegen mich ſo verhalten, wie gegen einen Gaſt Ihres Hauſes ſchicklich iſt, und daß Sie gegen mich die Pflichten eines Wirthes freundlich erfüllen. Ich werde nicht dulden, daß Sie in der Weiſe zu mir ſprechen, wie heut unter vier Augen. Eine Kränkung durch Worte oder Nichtachtung ertrage ich von Ihnen am wenigſten. Es liegt mir nicht nur daran, Ihrer Tochter zu gefallen, ſondern auch Ihnen angenehmer zu werden. Dazu fordere ich Gelegenheit. Können Sie auf dieſe Bedingung nicht eingehen, ſo komme ich lieber gar nicht."

„Humboldt, unternehmen Sie nicht zu viel auf einmal," verſetzte Herr Hummel kopfſchüttelnd, „denn ſehen Sie, ich ſchätze Sie, aber ich kann Sie wirklich nicht recht leiden. Deßhalb will ich mir überlegen, wie weit ich Ihnen gefällig ſein kann,

ich versichere Sie, es wird mir sauer werden. Unterdeß nehmen Sie diese Papiere mit sich. Ihr Vater hat sich die Lehre gekauft, daß er seine Geldgeschäfte selbst besorgt. Im Uebrigen steht die Sache nicht schlecht und er wird sich allein heraushelfen, Sie brauchen dazu weder mich noch einen Andern. Guten Morgen, Herr Doctor."

Der Doctor nahm die Papiere unter den Arm. „Ich bitte um Ihre Hand, Herr Hummel."

„Nicht so hastig," versetzte Hummel.

„Es thut mir leid," sagte der Doctor lächelnd, „aber ich kann es Ihnen heut nicht ersparen."

„Nur aus angeborner Höflichkeit," entgegnete Hummel, „aber nicht aus guter Meinung."

Er reichte ihm die große Hand und ließ sie sich kräftig schütteln. „Ihre Bücher behalten Sie," rief er dem Scheidenden nach. „Den Schwindel kenne ich, Sie werden sich das Zeug doch wieder anschaffen und ich muß am Ende noch einmal mein Geld dazu geben."

6.

Ein Capitel aus der verlorenen Handschrift.

Tobias Bachhuber! Als deine Taufpathen beschlossen, daß du Tobias heißen solltest, haben sie deinem Leben und ihren eigenen Enkeln schlechte Dienste geleistet. Denn wer diesen Namen führt, wird vom Schicksal genöthigt zu erleben, was niemals günstiger benamten Menschen zugemuthet werden darf. Wann hat der Vogel Schwalbe gegen Andere gewagt, was er dem ersten Besitzer deines Namens durch unwürdiges Beschmeißen anthat? Wer hat eine so elende Brautfahrt erlebt, als der arme Sohn des Blinden, Tobias der jüngere? Denn mußte dieser nicht fasten, die Gebetschnüre halten und mit

einem mörderiſchen Geiſt kämpfen, grade in den Stunden, in welchen ſonſt jedem Sterblichen geiſtiger Kampf höchlich verübelt wird? Auch an dir, ſeliger Bachhuber, hat ſich das Unglück des Namens greulich bewährt. Ob vielleicht der ganze blutige Schwedenkrieg deßhalb entſtand, weil dem Schweden ein Gelüſt nach deinem Codex ankam, ſoll hier nicht erörtert werden; man darf vertrauen, daß neue Geſchichtsforſchung auch noch dieſen geheimen Beweggrund an's Licht ziehen wird. Aber unleugbar biſt du ſelbſt in dem Kriege jämmerlich drauf gegangen, ja ſogar an deinem Schatz, den du verſteckteſt und gleichſam deponirteſt, hängt noch der Fluch deines Namens. Allen, welche damit zu thun haben, werden die Augen geblendet und ein böſer Geiſt würgt ihre Hoffnungen.

Auch den Profeſſor quälte die Blindheit und ängſtigte der Dämon. Er hatte nichts gefunden. Mancher wäre ermüdet und hätte abgelaſſen, ihm wurde der Eifer geſteigert. Denn er ſuchte keineswegs kopflos, er wußte ſehr wohl, daß der Fund an einer langen Kette von Zufällen hing, welche ſich jeder Berechnung entzogen. Aber er wollte thun, was in ſeinen Kräften ſtand; ſeine Aufgabe war, der gelehrten Welt die Sicherheit zu geben, daß Archive, Sammlungen und Inventarien des Fürſten gründlich durchſucht ſeien. Dieſe Gewißheit wenigſtens vermochte er beſſer zu erlangen als jeder Andere, und er that damit ſeine Pflicht gegen den Fürſten und ſeine Wiſſenſchaft. Aber die innere Ungeduld wurde heftiger, die heitere Spannung der erſten Zeit ſteigerte ſich zu unbehaglicher Aufregung, die lange Erwartung, immer getäuſcht, ſtörte ihm auch die Stimmung des Tages. Wieder ſaß er oft in ſich geſunken, ja, er ſprach täglich von dem Schatze und Ilſe konnte es ihm nicht recht machen, ihre Einwürfe, ſelbſt ihr Troſt verletzten ihn, denn ihm war ſehr ärgerlich, daß ſie ſeinen Eifer gar nicht theilte. Er wußte genau, wie die Handſchrift ausſehen würde, dick, großes Quadrat, ſehr alte Buchſtaben, vielleicht aus dem ſechſten Jahrhundert, verblichen, manche

Blätter halb zerstört, er verbarg sich durchaus nicht, daß die Bosheit der Zeit, des Wassers und der Ratten arges Spiel damit getrieben hatte.

Heut trat der Professor mit gerötheten Wangen in das Arbeitszimmer der Prinzessin.

„Endlich vermag ich gute Nachricht zu bringen. In einem kleinen Aktenbündel des Marschallamtes, das mir unbegreiflicherweise bis jetzt entgangen ist, fand ich auf einem einzelnen Blatt eine verlorene Notiz. Die Truhen, welche der Beamte von Bielstein im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach dem verschwundenen Schlosse sandte, werden darin kurz als No. 1 und 2 bezeichnet, mit dem Vermerk, daß sie Manuscripte des Klosters von Rossau, außerdem alte Armbruste, Bolzen u. s. w. enthalten. Es waren also zwei Truhen, und Handschriften des Klosters lagen darin.“ Die Prinzessin sah neugierig auf das Blatt, welches er vor sie hinlegte.

„Es war Zeit, daß diese Nachricht kam,“ fuhr der Professor fröhlich fort, „denn ich gestehe Ew. Hoheit, das Phantom verfolgte mich bei Tag und Nacht. Dies ist eine werthvolle Bestätigung, daß ich auf richtigem Wege bin.“

„Ja,“ rief die Prinzessin, „ich bin überzeugt, wir finden den Schatz. Wenn ich nur ein wenig dazu helfen könnte! Wäre er durch Beschwörung zu gewinnen, wie gern wollte ich den Zaubergürtel umbinden und Frau Hekate anrufen. Leider ist dieser Weg Geister zu bezwingen veraltet, und die geheime Kunst, durch welche die Herren Gelehrten ihre Schätze heben, ist schwer zu erlernen.“

„Auch ich bin jetzt wenig besser als ein unglücklicher Geisterbanner,“ antwortete der Professor. „Schlecht wäre ich empfohlen, wenn Ew. Hoheit meine Arbeiten nach der Thätigkeit beurtheilen wollte, welche ich hier durch Aufrühren des alten Staubes beweise. Man freut sich und wird getäuscht wie ein Kind. Es ist ein Glück, daß das Schicksal uns Bücherschreiber selten durch solche Gaukeleien neckt; was wir etwa für

Andere gewinnen, hängt nicht mehr vorzugsweise von zufälligem Funde ab."

„Ich aber ahne etwas von dem Ernst der Arbeit, welche ich nicht sehe," rief die Prinzessin, „Ihre Güte hat mir wenigstens ein kleines Guckfenster geöffnet, durch welches ich in die Werkstatt der schaffenden Geister blicken kann. Ich begreife, daß die Arbeit der Gelehrten für Jeden, der zu ihrer stillen Gemeinde gehört, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben muß. Ich möchte die Frauen beneiden, denen das Glück wird, solcher Thätigkeit durch ihr ganzes Leben nahe zu sein."

„Wir sind kühne Eroberer am Schreibtisch," antwortete der Professor, „aber dem Eroberer und seiner Umgebung wird oft das Mißverhältniß zwischen innerer Freiheit und äußerer Unbehülflichkeit fühlbar. Wer das wirkliche Leben mit uns durchmacht, der wird uns leicht übersehen und unsere Einseitigkeit schwer ertragen. Denn, Hoheit, die Gelehrten sind selbst wie die Bücher, welche sie schreiben. In der Mehrzahl stehen wir schlecht gerüstet in dem Wirrwarr der Geschäfte, zuweilen hülflos in der vielgestaltigen Thätigkeit unserer Zeit. Wir sind treue Freunde solcher Stunden, in denen der Mensch neue Kraft sucht für den Kampf des Lebens, aber in dem Streit selbst sind wir häufig ungeübte Helfer."

„Dachten Sie bei Ihren Worten an sich selbst?" frug die Prinzessin schnell.

„Nein," versetzte der Professor, „ich trug ein Bild im Sinne, das ich mir aus den Zügen vieler Berufsgenossen zusammengesetzt hatte, aber wenn Ew. Hoheit nach mir fragen, auch ich bin nach dieser Richtung ein regelrechter Gelehrter. Denn ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie unfertig mein Urtheil in allen Fragen ist, bei denen nicht mein Wissen oder meine sittlichen Empfindungen mir Sicherheit geben."

„Das ist mir gar nicht recht, Herr Werner," rief die Prinzessin, und lehnte sich gravitätisch auf dem Sessel zurück. „Meine Phantasie war im besten Fluge, ich saß als Gebieterin

der Welt da, bereit, meine Völker zu beglücken, und ich machte Sie zu meinem Miniſter.“

„Das Zutrauen thut mir wohl,“ verſetzte der Profeſſor, „aber wenn Hoheit einmal in die Lage kommen, einen Gehülfen der Herrſchaft zu ſuchen, ſo würde ich dieſe Würde nur dann mit gutem Gewiſſen annehmen, wenn Ew. Hoheit Inſaſſen vorher alle in der Preſſe des Buchbinders zurechtgeſchnitten wären, wenn ſie ein Röckchen aus Pappe trügen und auf ihrem Rücken einen Zettel, der deutlich beſagt, was jeder für einen Inhalt hat.“

Die Prinzeſſin lachte, aber ihr Auge ruhte innig auf dem ehrlichen Antlitz des Mannes. Sie ſprang auf und trat vor ihn. „Immer ſind Sie wahrhaft und klar, und hoch das Haupt.“

„Dank für die Beurtheilung,“ verſetzte der Profeſſor fröhlich. „Selbſt Ew. Hoheit behandeln mich wie einen Geiſt, der in einem Buche ſteckt, Sie rühmen mich ſo offen, als ob ich die Worte nicht verſtände, die man über mich ſpricht. Ich bitte um Erlaubniß, auch Ew. Hoheit meine Gefühle in einer Recenſion vorzutragen.“

„Wie ich bin, will ich von Ihnen nicht hören,“ rief die Prinzeſſin, „denn Sie würden trotz der Harmloſigkeit, die Sie an ſich loben, am Ende ſo viel aus mir herausleſen, als wenn auch ich Goldſchnitt und einen Saffianrücken trüge. Aber mir iſt ernſt zu Muth, wenn ich Sie rühme. Ja, Herr Werner, ſeit Sie bei uns ſind, geht mir ein beſſeres Verſtändniß für den Werth des Lebens auf. Sie wiſſen nicht, welcher Gewinn für mich iſt, einen Geiſt zu beobachten, der, unbekümmert um das kleine Treiben ſeiner Umgebung, nur ſeiner hohen Göttin der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages, uns verwirrt die Begehrlichkeit; die Menſchen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, ſie Alle denken und ſorgen behaglich um ſich ſelbſt und ſchließen bequeme Verträge zwiſchen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbſtloſigkeit und eine unabläſſige Hingabe des eigenen Daſeins

an die höchſte Arbeit des Menſchen. Dies iſt etwas ſo Großes und Gewaltiges, daß mich die Bewunderung weich macht, wenn ich Sie anſehe. Ich fühle den Werth ſolches Daſeins wie ein neues Licht, das in meine Seele fällt. Nie habe ich bis jetzt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen, begeiſtert, den Himmel im Herzen. Das iſt meine Recenſion über Sie, Herr Gelehrter, ſie iſt vielleicht nicht gut geſchrieben, aber ſie kommt vom Herzen."

Das Auge des Gelehrten ſtrahlte, als er dem Fürſtenkinde in das geröthete Antlitz ſah, aber er ſchwieg. Es war eine lange Pauſe. Die Prinzeſſin wandte ſich ab, und neigte ſich über die Bücher. Endlich begann ſie mit leiſer Stimme: „Sie gehen zu Ihrer Tagesarbeit, ich will es auch. Bevor Sie mich verlaſſen, bitte ich Sie, mein Lehrer zu ſein, ich habe in der Kunſtgeſchichte, die mir Ihre Güte aus der Bibliothek brachte, eine Stelle bezeichnet, welche mir nicht verſtändlich war."

Der Profeſſor nahm das aufgeſchlagene Buch zur Hand und lachte. „Dies iſt die Theorie einer andern Kunſt, es iſt nicht das rechte Buch." Die Prinzeſſin las: „Blancmanger zu machen." Sie ſchlug den Titel auf. „Geiſtreiches Kochbuch der alten Nürnberger Köchin." Erſtaunt wandte ſie das Buch um, es war derſelbe einfache Bibliothekband. „Wie kommt dies hierher?" rief ſie ärgerlich und ſchellte ihrer Kammerfrau. „Es iſt Niemand hier geweſen," betheuerte dieſe, „als vorhin die Prinzen."

„Ja dann," rief die Prinzeſſin kleinlaut, „da iſt nichts zu hoffen. Wir ſtehen jetzt unter der Herrſchaft eines ſchadenfrohen Kobolds und müſſen warten, ob unſer Buch ſich findet. Leben Sie wohl, Herr Werner, wenn der Kobold das Buch herausgiebt, rufe ich Sie zurück."

Als der Profeſſor entlaſſen war, kam die Kammerfrau erſchrocken und brachte die verlorene Archäologie in trübſeligem Zuſtande. „Das Buch lag im Käfig des Affen, Jocko hat

emsig darüber studirt, er war wüthend, als ich ihm den Band fortnahm."

Zu derselben Stunde stand der Kammerherr vor dem Fürsten. „Ihre Freunde von der Universität haben sich bei uns eingelebt; ich setze voraus, auch Sie thun das Ihre, ihnen unsere Stadt lieb zu erhalten."

„Professor Werner scheint sehr befriedigt," versetzte der Kammerherr mit Zurückhaltung.

„Hat Ihre Schwester Malwine die Bekanntschaft der Frau Professorin gemacht?"

„Leider ist meine Schwester genöthigt, unsere kranke Tante auf dem Lande zu pflegen."

„Das ist schade," versetzte der Fürst, „sie mag Ursache haben, diesen Zufall zu bedauern. — Vor einiger Zeit haben Sie gegen mich die Ansicht ausgesprochen, daß dem Erbprinzen eine praktische Thätigkeit wohlthun werde; der Gedanke hat mich beschäftigt. Es wird nothwendig, im Bezirk von Rossau die Möglichkeit eines zeitweisen Aufenthalts zu schaffen. Die alte Oberförsterei ist dafür nicht übel geeignet. Ich habe mich entschlossen, das Haus durch einen Umbau in ein wohnliches Jagdschloß zu verwandeln. Der Erbprinz soll diesen Bau an Ort und Stelle ganz in seinem Sinn anordnen, Sie werden ihn begleiten. Der Baudirector hat Befehl, die Pläne nach den Befehlen des Erbprinzen zu zeichnen. Nur bei dem Kostenanschlag wünsche ich mitzusprechen. Unterdeß wird der Erbprinz sich mit den Zimmern begnügen, welche in der Oberförsterei für mich reservirt sind. Da aber der Bau nicht die ganze Zeit in Anspruch nehmen wird, so mag er seine Muße benützen, in der Wirthschaft des Herrn Bauer einen Einblick in unsern Landbau zu erwerben. Er soll die Feldarbeiten und die Buchführung kennen. Das Jahr ist bereits vorgeschritten und macht schnellen Aufbruch wünschenswerth. Es ist Befehl ertheilt, die Zimmer einzurichten, rüsten Sie sich zur Reise. Ich hoffe, daß diese Disposition einen Wunsch erfüllt,

den Sie wohl längst gehegt haben. Die schöne Landschaft und der stille Wald werden auch Ihnen nach dem Treiben des Winters eine Erfrischung sein."

Der Kammerherr verbeugte sich erschrocken vor seinem Herrn, der so gnädig die Verbannung vom Hofe aussprach, er eilte zum Erbprinzen und berichtete das Unheil. „Es ist Exil," rief er außer sich.

„Treffen Sie schnell Ihre Anstalten," versetzte der Erbprinz ruhig, „ich bin vorbereitet, noch in dieser Stunde fortzugehen."

Der Erbprinz ging zu seinem Vater. „Ich werde thun, was du befiehlst, und mir Mühe geben, deine Zufriedenheit zu verdienen. Wenn du, mein Vater, diesen Aufenthalt an entlegenem Ort für nützlich hältst, so sage ich mir, du verstehst besser als ich, was meiner Zukunft dient. Aber," fuhr er zögernd fort, „ich darf nicht von hier scheiden, ohne eine Bitte auszusprechen, die mir sehr am Herzen liegt."

„Sprich, Benno," sagte der Fürst gnädig.

„Ich flehe dich an, entlaß den Professor und seine Frau so schnell als möglich aus der Nähe des Hofes."

„Was soll das?" frug der Fürst rauh.

„Der Aufenthalt ist hier für Frau Werner nachtheilig. Ihr Ruf wird durch die ungewöhnliche Lage, in welche sie gekommen ist, gefährdet. Ich bin ihm und ihr zu großem Dank verpflichtet, ihr Glück ist mir theuer und mich quält der Gedanke, daß ihr Verweilen in unserer Gegend den Frieden ihrer Tage zu stören droht."

„Und weßhalb fürchtet deine Dankbarkeit eine Störung des Glückes, das dir so theuer ist?" frug der Fürst.

„Man nimmt an, daß der Pavillon ein verhängnißvoller Aufenthalt für eine ehrbare Frau sei," versetzte der Erbprinz entschlossen.

„Wenn durch die Wohnung gefährdet wird, was du Ehrbarkeit nennst," sagte der Fürst bitter, „dann wird diese Tugend leicht verloren."

„Es ist nicht die Wohnung allein," fuhr der Erbprinz fort. „Die Damen des Hofes haben sich ganz zurückgehalten, die Fremden werden viel besprochen, Geschwätz und Verläumdung sind thätig, ihr schuldloses Leben falsch darzustellen."

„Ich höre mit Erstaunen," versetzte der Fürst, „wie lebhaft deine Sorge für die fremde Frau ist, du selbst hast ihr doch, wenn ich recht vernahm, während dieser Wochen nur wenig von chevaleresker Aufmerksamkeit gegönnt."

„Ich habe es nicht gethan," rief der Erbprinz, „weil ich mich verpflichtet fühlte, wenigstens für meine Person zu vermeiden, was ihr schaden konnte. Ich sah die spöttischen Blicke unserer Herren, als die Fremden ankamen, ich hörte geringschätzige Worte über die neue Schönheit, die in jenem Hause eingeschlossen sei, und mir drehte sich vor Scham und Zorn das Herz um. Deßhalb habe ich mich mit Schmerzen bezwungen, ich habe vor meiner Umgebung Gleichgültigkeit geheuchelt und habe ihr selbst eine kalte Miene gezeigt, aber, mein Vater, es ist mir schwer geworden, und die letzten Wochen waren für mich voll bitterer Sorge, denn ich habe die glücklichsten Stunden meiner academischen Zeit in ihrem Kreise verlebt."

Der Fürst hatte sich abgewandt, er zeigte jetzt dem Sohne ein lächelndes Antlitz. „Das also war der Grund deiner Zurückhaltung! Ich hatte vergessen, daß du in den Jahren sanfter Regung stehst, und geneigt bist, in deinem Verhältniß zu Frauen mehr schwärmerisches Gefühl aufzuwenden, als für einen Mann gut ist. Und doch möchte ich dich darum beneiden. Leider gönnt das Leben so weicher Empfindung keine Dauer." Er trat vor den Prinzen und fuhr gütig fort: „Ich leugne nicht, Benno, daß ich die Ankunft dieser Fremden in deinem Interesse anders ansah. Für einen Prinzen von deinem Naturell ist vielleicht nichts so bildend, als zarte Neigung zu einer Frau, welche keine Ansprüche an das äußere Leben des Freundes macht und ihm doch den Reiz eines innigen Seelenbundes gewährt. Dir sind Liebeleien mit den Damen des Hofes oder

mit anſpruchsvollen Intrigantinnen gefährlich, du haſt dich zu hüten, daß nicht eine Frau, der du dich hingiebſt, mit dir ſpielt und dich ſelbſtſüchtig für ihre Zwecke benutzt. Nach Allem, was ich wußte, war dein Verhältniß zu der Dame im Pavillon grade, was du für deine nächſte Zukunft brauchteſt. Aus Grundſätzen, denen ich die volle Anerkennung nicht verſage, haſt du vermieden, dieſe idylliſchen Beziehungen wieder aufzunehmen. Du ſelbſt haſt nicht gewollt, was ich dir in guter Meinung bereitete; mir ſcheint deßhalb, du haſt das Recht verloren, in dieſer Angelegenheit noch überhaupt etwas zu wollen."

„Vater," rief der Erbprinz, und rang erſchreckt die Hände, „daß du mir dies ſagſt, iſt unbarmherzig. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß die Einladung zu uns in geheimer Abſicht geſchehen ſei, ich habe dieſen Verdacht niedergekämpft und mich darum geſcholten. Jetzt aber ſtehe ich entſetzt vor dem Gedanken, daß ich ſelbſt die Schuld an dem Unglück guter Menſchen trage. Deine Worte geben mir das Recht, meine Bitte zu wiederholen: entlaß ſie ſo ſchnell als möglich, oder du machſt deinen Sohn unglücklich."

„Ich lerne dich von ganz neuer Seite kennen," verſetzte der Fürſt, „und ich bin dir dankbar für den Einblick, den du mir endlich in dein ſchweigſames Weſen geſtatteſt. Du biſt entweder ein überſpannter Träumer oder du biſt mit einem Talent für Diplomatie verſehen, das ich dir niemals zugetraut hätte."

„Ich bin dir gegenüber nichts als wahr," rief der Erbprinz.

„Soll die Frau nach dem Hauſe Bielſtein kommen, um gerettet zu werden?" frug der Fürſt höhnend.

„Nein," verſetzte der Erbprinz leiſe.

„Deine Forderung verdient kaum eine Antwort," fuhr der Fürſt fort. „Die Fremden ſind hergerufen für eine gewiſſe Zeit, der Mann ſteht nicht in meinem Dienſt, ich bin weder in der Lage ſie fort zu ſchicken, denn ſie haben mir keinen

Grund zur Unzufriedenheit gegeben, noch sie wider ihren Willen hier zu halten."

„Verzeihung, mein Vater," rief der Erbprinz, „du selbst hast durch die gnädige Aufmerksamkeit, welche du der Frau täglich zu Theil werden läßt, durch artige Sendungen und öfteren Besuch dem Hof die Meinung erregt, daß du ihr ein besonderes persönliches Interesse zuwendest."

„Ist der Hof so beflissen, dir vorzutragen, was mir, gegenüber dem unziemlichen Benehmen Anderer, schicklich erscheint?" frug der Fürst.

„Mir wird wenig von dem gesagt, was unsere Umgebung spricht, sei überzeugt, daß ich kein offenes Ohr für ihre Vermuthungen habe, aber es ist unvermeidlich, daß auch ich zuweilen hören muß, was Alle beschäftigt und in Harnisch bringt. Denn man wagt sogar zu behaupten, daß sich jeder deine Ungnade zuziehe, der ihr nicht Aufmerksamkeit beweist; und man hält bereits für besonders achtungswerth und charakterfest, ihr Artigkeiten zu versagen. Dich wie sie bedroht die Verläumdung. Vergieb mir, mein Vater, daß ich es grade heraus sage, du selbst hast durch deine Gnade die Frau in die gefährliche Lage gebracht, und deßhalb liegt dir ob, sie daraus zu befreien."

„Der Hof wird immer tugendhaft, wenn sein Herr eine Dame auszeichnet, welche nicht in die Hofkreise gehört; auch du wirst lernen, solche Sittenstrenge gering zu achten," versetzte der Fürst. „Es ist eine ungewöhnliche Neigung, Benno, die dein furchtsames Wesen an die Grenzen der Redefreiheit treibt, welche dem Sohn gegen den Vater gestattet ist."

Dem Erbprinzen röthete sich das bleiche Antlitz. „Ja, mein Vater," rief er, „höre, was jedem andern Ohr Geheimniß bleiben wird. Ich liebe die Frau so warm und von ganzem Herzen, daß ich ihr mit Freude das größte Opfer bringen würde. Die Macht, welche Schönheit und Unschuld des Weibes auf einen Mann ausübt, habe ich bei ihr gefühlt, mehr als

einmal habe ich mich an ihrem lauteren Gemüth aufgerichtet. Ich war selig in ihrer Nähe, und unglücklich, wenn ich nicht in ihre Augen sah. In dem ganzen Jahre habe ich in der Stille an sie gedacht, in diesem schmerzvollen Gefühl bin ich zum Mann herangewachsen. Daß ich jetzt den Muth habe, vor dich zu treten, verdanke ich dem Einfluß, den sie auf mich geübt. Ich weiß, mein Vater, wie unglücklich eine solche Leidenschaft macht, ich kenne die Qual, das geliebte Weib für immer zu entbehren. Was mich erhoben hat in den bittersten Stunden des sehnsüchtigen Verlangens, das war allein der Gedanke an den Frieden ihrer reinen Seele. Jetzt weißt du Alles, mein Geheimniß habe ich zu deinen Füßen niedergelegt, ich flehe, mein Herr und Vater, schone dies Vertrauen. Hast du bisher für mein Wohl gesorgt, heut ist die Stunde, wo du mir den höchsten Beweis deiner Treue geben kannst. Ehre die Frau, welche dein unglücklicher Sohn liebt."

Das Antlitz des Fürsten hatte sich unter den Worten des Sohnes verändert, der Prinz erschrak vor dem feindlichen Ausdruck. „Suche dir für deine Person das Ohr eines fahrenden Ritters, der begierig das Wasser hinuntertrinkt, in welches seine Dame ein Thränchen geweint hat."

„Ja, ich suche deine ritterliche Hülfe, mein Fürst und Herr," rief der Erbprinz außer sich, „ich beschwöre dich, laß mich nicht vergebens werben, ich rufe dich zu einem Dienst für mich und sie, als Prinz unseres erlauchten Hauses und als Mitglied derselben Genossenschaft, deren Devise wir beide tragen. Versage nicht deinen Beistand in ihrer Gefahr."

„Wir stehen nicht im Ordenssaal," versetzte der Fürst kalt, „und die Phrase klingt widerwärtig in die Stimmung des Werkeltages. Ich habe dein Vertrauen nicht begehrt, zu dreist hast du mir's aufgedrungen, wundere dich nicht, daß der Vater über die vermessene Rede zürnt und der Fürst dich ungnädig entläßt."

Der Erbprinz erblich und trat zurück. „Der Zorn des

Vaters und die Ungnade meines Herrn ſind ein Unglück, welches ich tief fühle; aber noch furchtbarer iſt mir der Gedanke, daß hier am Hofe ein Unrecht gegen eine Unſchuldige verübt wird, ein Unrecht, an welchem auch ich Theil haben ſoll. Wie ſchwer dein Zorn mich treffe, ich ſage dir doch, du ſelbſt haſt die Frau der Mißdeutung ausgeſetzt, und ſolange ich dir gegenüberſtehe, werde ich dir das ſagen und nicht ablaſſen mit der Bitte: entferne ſie von hier, um ihrer Ehre und um unſerer Ehre willen."

„Da deine Worte endlos um daſſelbe leere Phantom flattern," verſetzte der Fürſt, „ſo iſt es Zeit, dieſer Unterredung ein Ende zu machen. Du wirſt auf der Stelle abreiſen, du wirſt der Zeit überlaſſen, ob ſie mich vergeſſen läßt, was ich heut von dir erfahren. Bis dahin magſt du in der Einſamkeit darüber nachſinnen, daß du ein Thor warſt, als du den Vormund Fremder ſpielen wollteſt, welche vollſtändig in der Lage ſind, für ihr eigenes Heil zu ſorgen."

Der Erbprinz verneigte ſich. „Hat mein durchlauchtigſter Herr noch einen Befehl für mich?" frug er mit zuckenden Lippen.

Finſter entgegnete der Fürſt: „Dir bleibt nur noch übrig, daß du ſelbſt die Fremden gegen deinen Vater aufregſt."

„Ew. Hoheit wiſſen, daß mir dergleichen nicht geziemen würde."

Der Fürſt winkte mit der Hand, der Sohn ſchied mit ſtummer Verbeugung.

Der Prinz rief nach ſeinem Wagen und eilte zu ſeiner Schweſter. Die Prinzeß ſah ängſtlich in ſein verſtörtes Geſicht. „Du ſollſt fort?" rief ſie.

„Lebe wohl," ſagte er, ihr die Hand reichend, „ich gehe auf's Land, uns noch ein neues Schloß zu bauen, wenn wir einmal die Scene wechſeln wollen."

„Wann kehrſt du zurück, Benno?"

Der Erbprinz zuckte die Achſeln. „Sobald der Fürſt be-

fiehlt. Ich habe jetzt den Auftrag, ein wenig Baumeister und Landwirth zu werden, auch dies ist eine nützliche Thätigkeit. Lebe wohl, Sidonie. Sollte der Zufall dich einmal mit Frau Werner zusammenführen, so würde ich dir verbunden sein, wenn du nicht auf das Geschwätz des Hofes achten, sondern daran denken wolltest, daß sie eine wackere Frau ist, und daß ich ihr von früher großen Dank schuldig bin."

„Bist du unzufrieden mit mir, mein Bruder?" frug die Prinzessin ängstlich.

„Mache gut, Siddy, was du noch gut machen kannst, lebe wohl."

Prinz Victor begleitete ihn zum Wagen. Der Erbprinz faßte ihn an der Hand und sah bedeutungsvoll nach dem Pavillon hinüber, Victor nickte. „Es ist mein eigener Vortheil," sagte er. „Ehe ich nach der Garnison gehe, besuche ich dich im Lande des Farrnkrauts, ich erwarte, dich als Bruder Klausner zu finden mit langem Bart und einer Mütze von Baumrinde. Lebe wohl, Ritter Toggenburg, und lerne dort, daß die beste Philosophie auf Erden ist, jeden Tag für verloren zu halten, an dem man keinen dummen Streich gemacht hat. Besorgt man dies Geschäft nicht selbst, so übernehmen Andere die Mühe. Es ist immer lustiger, Hammer zu sein, als Ambos."

Der Fürst war heut während der Hoftafel so finster und schweigsam, daß es den meisten Anwesenden auffiel, nur kurze Bemerkungen fielen von seinem Munde, zuweilen ein herber Scherz, dem man anmerkte, daß die Seele des Fürsten nach Fassung rang; der Hof verstand, daß diese unheimliche Stimmung mit der Abreise des Erbprinzen zusammenhing, und Jeder hütete sich, den Verstörten zu reizen. Der Professor allein genoß den Vorzug, dem Fürsten ein Lächeln abzunöthigen, als er gutlaunig von dem verzauberten Schloß Solitude erzählte. Nach der Tafel sprach der Fürst neben dem Professor mit einem Adjutanten, der Professor wandte sich an den Oberst-

hofmeiſter, und obgleich er die unzugängliche Artigkeit des Mannes ſonſt mied, that er heut doch eine gleichgültige Perſonenfrage. Der Oberſthofmeiſter antwortete verbindlich, daß der nahe Hofmarſchall ſicher die beſte Auskunft geben könne, und veränderte ſeinen Platz. Gleich darauf trat der Fürſt, quer durch die Geſellſchaft ſchreitend, an den Oberſthofmeiſter, zog ſich mit dieſem in eine Fenſterniſche zurück und begann: „Sie haben mich auf meiner erſten Reiſe nach Italien begleitet und, wenn mir recht iſt, ein wenig meine Liebhaberei für Alterthümer getheilt. Unſere Sammlung wird neu geordnet, an einem Katalog fleißig gearbeitet.“

Der Oberſthofmeiſter ſprach ſeine Anerkennung der fürſtlichen Liberalität aus.

„Profeſſor Werner iſt ſehr thätig,“ fuhr der Fürſt fort, „es iſt erfreulich, wie gut er zu orientieren verſteht.“ Der Oberſthofmeiſter blieb ſtumm.

„Sie erinnern ſich, Excellenz, wie beluſtigend uns in Italien die Sammler waren, welche den Fremden durch Lohndiener in ihre Kabinette zogen und um eine erloſchene Inſchrift endlos geſticulirten. Wie die meiſten Menſchen an einer fixen Idee leiden, ſo auch unſer Gaſt. Er argwöhnt, daß in einem Hauſe unſeres Fürſtenthums eine alte Handſchrift verborgen liege, deßhalb hat er die Tochter des Hausbeſitzers geheirathet, und da er trotzdem ſeinen Schatz nicht gefunden, ſucht er jetzt in der Stille dies Nebelbild auf allen Böden der Reſidenz. Hat er nie gegen Sie darüber geſprochen?“

„Ich habe noch keine Veranlaſſung gehabt, ſein Vertrauen zu ſuchen,“ erwiederte der Oberſthofmeiſter.

„Da haben Sie etwas verloren,“ fuhr der Fürſt fort, „er ſpricht in ſeiner Weiſe gut und gern darüber; es wird Sie unterhalten, einmal dieſe Art von Narrheit näher zu betrachten. Kommen Sie nachher mit ihm in mein Arbeitszimmer.“

Der Oberſthofmeiſter verneigte ſich und meldete beim

Aufbruch dem Professor, daß der Fürst ihn noch zu sprechen wünsche.

Die Herren traten bei dem Fürsten ein, diesem eine erheiternde Unterhaltung zu schaffen.

„Ich habe Seiner Excellenz erzählt," begann der Fürst, „daß Sie bei uns noch ein besonderes Interesse als Jagdliebhaber verfolgen. Wie steht's mit der Handschrift?"

Der Professor berichtete über seine neue Entdeckung und die beiden Truhen. „Der nächste Jagdgrund, worauf ich hoffe, sind die Böden und Kammern im Sommerschloß der Frau Prinzessin; weigern auch diese eine Beute, so weiß ich mir kaum noch eine undurchsuchte Stätte."

„Es soll mich freuen, wenn Sie recht bald zum Ziele kommen," sagte der Fürst, und blickte zu dem Oberhofmeister hinüber. „Ich nehme an, daß es auch für Ihr eigenes Leben von Wichtigkeit sein würde, diese Handschrift zu finden. Sie werden sich ja wohl dazu verstehen, dieselbe durch den Druck bekannt zu machen."

„Es wäre die größte Aufgabe, die mir werden könnte," versetzte der Professor, „vorausgesetzt, daß Ew. Hoheit Huld mir dies Werk anvertrauen wollten."

„Sie sollen die Arbeit übernehmen und kein Anderer," erwiederte der Fürst lächelnd, „soweit ich ein Recht habe, darüber zu bestimmen. Also das unsichtbare Buch würde für Ihre Wissenschaft in Wahrheit große Bedeutung haben?"

„Die größte Bedeutung. Aber der Inhalt wäre für jeden Gebildeten von hohem Werth, ich meine, er würde auch Ew. Hoheit fesseln," sagte der Professor arglos und freudig, „denn der Römer Tacitus ist in gewissem Sinne ein Hofschriftsteller, Mittelpunkt seiner Erzählung sind die Charaktere der Kaiser, welche in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Geschicke der alten Welt bestimmt haben. Es ist freilich im Ganzen ein trübes Bild."

„Er ist ein Schriftsteller der Opposition?" sagte der Fürst

„Er ist der große Berichterstatter über eine eigenthümliche Verbildung der Charaktere, welche bei den Herren der antiken Welt eintrat, wir verdanken ihm eine Reihe von psychologischen Schilderungen der Krankheit, welche sich damals auf dem Throne entwickelte."

„Das ist mir neu," versetzte der Fürst, sich auf seinem Stuhl bewegend.

„Ew. Hoheit würden, ich bin überzeugt, mit dem größten Antheil die verschiedenen Formen dieser Seelenkrankheiten betrachten, und Höchstdieselben würden in andern Zeiträumen der Vergangenheit, ja in früheren Zuständen unseres eigenen Volkes viele bedeutsame Seitenbilder finden."

„Sie nehmen also eine besondere Krankheit an, welche nur die Regenten befällt?" frug der Fürst, „die Mediciner werden Ihnen für diese Entdeckung besonderen Dank wissen."

„In der That," rief der Professor eifrig, „ist die furchtbare Bedeutung dieser Erscheinung noch viel zu wenig gewürdigt, keine andere hat auf das Schicksal der Nationen so unermeßlichen Einfluß geübt. Was Pest und Krieg verdarben, ist wenig gegen die verhängnißvolle Verwüstung der Völker, welche durch dies besondere Leiden der Herrscher angerichtet wurde. Denn diese Krankheit, welche noch lange nach Tacitus unter den römischen Imperatoren wüthete, ist kein Leiden, welches auf das alte Rom beschränkt war, sie ist zuverlässig so alt, wie die Despotien des Menschengeschlechts, sie befiel auch später in den christlichen Staaten zahlreiche Herrscher, sie brachte in jeder Zeit anders geformte, groteske Gestalten hervor, sie war durch Jahrtausende der Wurm, welcher, in der Hirnschale eingeschlossen, das Mark des Hauptes verzehrte, das Urtheil vernichtete, die sittlichen Empfindungen zerfraß, bis zuletzt nichts übrig blieb, als der hohle Schein des Lebens. Zuweilen wurde es Wahnsinn, den auch der Arzt nachweisen kann, aber in zahlreichen anderen Fällen hörte die bürgerliche Zurechnungsfähigkeit nicht auf und der geheime Schaden barg sich forgfäl-

tig. Es gab Perioden, wo nur einzelne festgefügte Seelen sich völlige Gesundheit bewahrten, und wieder andere Jahrhunderte, wo ein frischer Luftzug aus dem Volke die Häupter, welche das Diadem trugen, frei erhielt. Ich bin überzeugt, wer den Beruf hat, die Zustände späterer Zeit genau zu untersuchen, wird im Grunde denselben Verlauf der Krankheit selbst noch in den milderen Formen unserer Bildung erkennen. Meinem Leben liegen diese Beobachtungen fern, auch zeigt der römische Staat allerdings die abenteuerlichsten Formen der Krankheit, denn dort sind die größten Verhältnisse und eine so mächtige Entfaltung der Menschennatur in Tugend und Verkehrtheit, wie seitdem selten in der Geschichte."

„Den Herren Gelehrten aber macht es besondere Freude, diese Leiden früherer Herrscher an's Licht zu stellen?" frug der Fürst.

„Sie sind gewiß lehrreich für alle Zeiten," fuhr der Professor sicher fort, „denn sie prägen durch furchtbare Beispiele die Wahrheit ein, daß der Mann, je höher er steht, um so stärkere Schranken nöthig hat, welche die Willkür seines Wesens bändigen. Ew. Hoheit freies Urtheil und reiche Erfahrung werden schärfer als Jemand aus meinem Lebenskreise beobachten, daß diese Krankheitserscheinungen sich stets da zeigen, wo der Regierende weniger zu scheuen und zu ehren hat, als ein anderer Sterblicher. Was den Menschen in gewöhnlicher Lage gesund erhält, ist doch nur, daß ihm eine strenge und unabläßige Controle seines Lebens in jedem Augenblick fühlbar wird, seine Freunde, das Gesetz, die Interessen Anderer umgeben ihn von allen Seiten, sie fordern gebieterisch, daß er Denken und Wollen der Ordnung füge, durch welche Andere ihr Gedeihen sichern. Zu jeder Zeit ist die Gewalt dieser Fesseln bei dem Regenten minder stark; was ihn einengt, vermag er leichter niederzuwerfen, eine ungnädige Handbewegung scheucht den Warnenden für immer von seiner Seite, vom Morgen bis zum Abend ist er mit Personen umgeben, welche ihm be-

quem ſind, ihn mahnt kein Freund an ſeine Pflicht, ihn ſtraft kein Geſetz. Hundert Beiſpiele lehren, daß frühere Herrſcher ſelbſt bei großen äußeren Erfolgen an innerer Verwüſtung litten, wo nicht eine ſtarke öffentliche Meinung und kräftige Theilnahme des Volkes am Staat ſie unabläſſig zwang, ſich ſelbſt zu behüten. Es liegt nahe, an die rieſengroße Kraft eines Feldherrn und Eroberers zu denken, den die Erfolge und Siege des eigenen Lebens in's Wüſte und Maaßloſe getrieben haben, er war ein furchbarer Phantaſt geworden, Lügner gegen ſich ſelbſt, Lügner gegen die Welt, bevor er geſtürzt wurde, und lange bevor er ſtarb. Doch dergleichen zu unterſuchen, iſt, wie geſagt, nicht mein Beruf."

„Nein," ſagte der Fürſt tonlos.

„Die entfernte Zeit," begann der Oberſthofmeiſter, „welche Sie im Auge haben, war aber nicht nur für die Regenten, auch für die Völker eine traurige Epoche. Wenn mir recht iſt, war das Gefühl des Abſterbens allgemein, auch bewunderte Schriftſteller taugten nicht viel, mir wenigſtens ſind ſolche Männer wie Apulejus und Lucian als eitle und kläglich gemeine Menſchen erſchienen."

Der Profeſſor ſah überraſcht auf den Hofmann.

„In meiner Jugend las man dergleichen häufiger," fuhr dieſer fort. „Ich verdenke den Beſſeren jener Zeit nicht, wenn ſie ſich mit Widerwillen von ſolchem Treiben abwandten und ſich in das engſte Privatleben oder in die thebaniſche Wüſte zurückzogen. Deßhalb, wenn Sie von einer Krankheit der römiſchen Imperatoren ſprechen, möchte ich entgegnen, daß ſie nur Folge einer ungeheuren Erkrankung der Völker iſt, obgleich ich ſehr wohl einſehe, daß ſich während dieſem Verderb der Einzelnen ein großer Fortſchritt des Menſchengeſchlechts vollzogen hat, die Befreiung der Völker aus abſchließendem Volksthum zu einer Cultureinheit, und der neue Idealismus, welcher durch das Chriſtenthum auf die Erde kam."

„Zuverläſſig iſt die Form des Staates und die Form der

Bildung, welche die einzelnen Kaiſer vorfanden, entſcheidend für ihr Leben geweſen. Jedermann iſt in dieſem Sinne Kind ſeiner Zeit, und wenn es gilt, das Maaß ihrer Schuld zu beſtimmen, dann wird vorſichtiges Abwägen ziemen. Aber was ich die Ehre hatte, Sr. Hoheit als beſondern Vorzug des Tacitus anzuführen, iſt auch nur die Meiſterſchaft, mit welcher er die eigenthümlichen Symptome und den Verlauf des Cäſarenwahnſinns ſchildert."

„Sie waren alle wahnſinnig," unterbrach der Fürſt mit heiſerer Stimme.

„Verzeihung, gnädiger Herr," entgegnete der Profeſſor arglos. „Auguſtus wurde auf dem Throne ein beſſerer Mann, und nach der Zeit, in welcher Tacitus ſchrieb, haben noch manche gute und maaßvolle Herrſcher gelebt. Etwas von dem Fluch, welchen übel beſchränkte Macht auf die Seelen ausübte, mag an der Mehrheit der römiſchen Kaiſer erkennbar ſein. In den beſſeren aber lag er wie eine Kränklichkeit, welche, nur ſelten bemerkbar, immer wieder durch Tüchtigkeit oder gute Natur gebändigt wurde. Eine Anzahl freilich verdarb durchaus, und in ihnen entwickelte ſich die Krankheit nach einer beſtimmten Stufenfolge, deren innere Geſetzlichkeit wir wohl begreifen."

„Sie wiſſen alſo auch, wie den Leuten zu Muthe war?" fuhr der Fürſt auf, den Profeſſor ſcheu anblickend.

Der Oberſthofmeiſter trat in eine Fenſterniſche.

„Der Verlauf der Krankheit iſt im Allgemeinen nicht ſchwer zu verfolgen," verſetzte der Profeſſor erfüllt von ſeinem Gegenſtande. „Die Uebernahme der Regierung wirkt zunächſt erhebend. Der höchſte Erdenberuf ſteigert auch beſchränkte Menſchen wie den Claudius, verdorbene Buben wie den Caligula, Nero und Domitian während der erſten Wochen zu einem gewiſſen pathetiſchen Adel. Lebhaft iſt das Beſtreben zu gefallen, befliſſen die Arbeit ſich durch Gnade feſtzuſetzen; die Scheu vor einflußreichen Perſönlichkeiten oder vor dem Widerſtreben der Maſſe zwingt zur Vorſicht. Die Herrſchaft aber

hat den Menschen zum Sclaven gemacht, und der Sclavensinn trägt eine Verehrung entgegen, welche den Kaiser äußerlich über andere Menschen hinausstellt, er ist von den Göttern besonders begnadigt, ja seine Seele ein Ausfluß der göttlichen Kraft. In dieser Adoration Aller und der Sicherheit der Herrschaft wuchert bald der Egoismus. Die zufälligen Forderungen eines ungebändigten Willens werden rücksichtslos, die Seele verliert allmälig das Urtheil über Bös und Gut, der persönliche Wunsch erscheint dem Regierenden sofort als Bedürfniß des Staates, jede Laune des Augenblicks heischt Befriedigung. Das Mißtrauen gegen Unabhängige führt zu kopflosem Argwohn, wer sich nicht fügt, wird als Feind beseitigt, wer sich geschmeidig anzupassen versteht, ist sicher, eine Herrschaft über den Herrscher auszuüben. Die Familienbande reißen, die nächsten Verwandten werden als geheime Feinde umlauert, der gleißende Schein eines herzlichen Vertrauens wird bewahrt, plötzlich durchbricht eine Missethat den Schleier, mit welchem Heuchelei ein innerlich hohles Verhältniß umzogen hat."

Der Fürst rückte mühsam seinen Sessel von dem Kaminfeuer in das Dunkel.

Der Professor fuhr eifrig fort: „Die Idee des römischen Staates verliert sich zuletzt ganz aus den Seelen, ja sie wird als feindselig gehaßt, nur persönliche Anhänglichkeit wird gefordert, treue Hingabe an den Staat erscheint als Verbrechen. Diese Hülflosigkeit und das Schwinden des Urtheils über die Tüchtigkeit, ja über die wirkliche Ergebenheit der Menschen bezeichnen einen Fortschritt der Krankheit, durch welchen bereits die Zurechnungsfähigkeit beeinträchtigt wird. In dieser Zeit werden die Bildungselemente immer beschränkter und einseitiger, das Wollen immer eitler und kleinlicher. Ein kindisches Wesen wird sichtbar, Freude an elendem Tand und eitlen Possen, daneben eine bubenhafte Tücke, welche zwecklos verdirbt, es wird Genuß, nicht nur zu quälen, auch die Qualen Anderer zu schauen, unwiderstehlich wird das Gelüst, Imponirendes in

das Gemeine herab zu ziehen, ja auch Gleichgültiges zu zerstören. Sehr merkwürdig ist, wie mit dieser Abnahme der Denkkraft eine unruhige und zerstörende Sinnlichkeit überhand nimmt. Ihre dunkle Gewalt wird übermächtig. Während sonst die Würde des höhern Alters auch dem Schwachen Haltung giebt, verletzt hier das widerliche Bild bejahrter Wüstlinge, wie Tiberius und Claudius. In einer schamlosen und raffinirten Hingabe an Lüste wird die letzte Lebenskraft zerstört."

„Das ist sehr merkwürdig," wiederholte mechanisch der Fürst.

Der Professor schloß: „So vollendet sich der Verderb in vier Stufen, zuerst riesiger Egoismus, dann Argwohn und Heuchelei, dann knabenhafte Unvernunft, das letzte thut widerwärtige Ausschweifung."

Der Fürst erhob sich langsam von seinem Sessel, er strauchelte, der Oberstthofmeister trat ängstlich näher, aber der Fürst preßte die Hand auf die Lehne und wandte sich dem Professor zu; ohne ihn anzusehen sagte er verabschiedend: „Ich danke den Herren für eine vergnügte Stunde." Man hörte den Worten die Anstrengung an, welche sie ihm kosteten. Im Hinausgehen frug der Professor leise den Oberstthofmeister: „Ich habe den Fürsten gewiß durch die gedehnte Erörterung gelangweilt?"

Der Oberstthofmeister sah erstaunt in das freundliche Antlitz des Gelehrten: „Ich zweifle nicht, der Fürst wird Ihnen sehr bald beweisen, daß er aufmerksam zugehört hat."

Als sie auf der Treppe waren, klang ein heiserer Mißton aus der Ferne, der alte Herr fuhr zusammen und lehnte sich an die Wand.

Der Professor lauschte, Alles war still. „Das war wie der Schrei eines wilden Thieres," sagte er.

„Es klang von der Straße," versetzte der Oberstthofmeister.

7.

Der Hummeln Cäsarenwahnsinn.

Herr Hahn fuhr an seinem Gartenzaun dahin. Seine Seele war mit Dankbarkeit gefüllt; da diese aber verhindert wurde, durch das gewöhnliche Ventil freundlicher Rede auszuströmen, drang sie ihm in diejenige Kammer seines Hauptes, in welcher er die Pläne für Verschönerung des Gartens aufbewahrte. Der hochherzige Gegner von drüben feierte nächstens seinen Geburtstag, das hatte Herr Hahn auf weitem Umwege entdeckt. An diesem Tage durfte ihm vielleicht ein heimliches Zeichen der Achtung vor Augen gestellt werden. Der größte Schatz im Garten des Herrn Hahn waren seine Topfrosen, Bäumchen und Sträuche von jeder Größe und Farbe, prachtvolle Rosen, welche fast das ganze Jahr blühten und von den Vorübergehenden sehr bewundert wurden. Er trug sie eigenhändig im Garten hin und her und benutzte sie zum Ausputz verschiedener Gruppen. Diese Rosen beschloß er in stiller Huldigung zu widmen. Längst hatte er in der Mitte des feindlichen Gartens eine wüstes Rondel bedauert, das den ganzen Sommer thatlos dalag, als Lagerplatz für den rothen Hund oder eine umherschweifende Katze. Wenn Herr Hummel an seinem Festtage in den Garten trat, sollte das runde Beet in eine blühende Rosengruppe verwandelt sein.

Dieser Gedanke verschaffte Herrn Hahn viele glückliche Stunden und erhob ihn ein wenig aus der Tiefe seines Kummers. Er trug also die Rosen in einen versteckten Winkel, stellte sie vor sich nach Größe und Farbe in Reihe und Glied und schrieb mit Kreide Nummern auf die Töpfe. Bei dem Hause des Parkwärters, welches jetzt als äußerster Vorposten der Stadt am Flusse stand, schwamm ein kleiner Kahn, diesen entlieh Herr Hahn in vertraulichster Weise für einige Nacht-

ſtunden. Vor dem erſten Morgengrau des feindlichen Geburtstages ſchlüpfte er aus ſeinem Hauſe, trug die Töpfe über den Parkweg in den Kahn und fuhr mit ſeiner Ladung bis zu der kleinen Treppe, welche aus dem Waſſer in den Garten des Herrn Hummel führte. Er ſchlich mit ſeinen geliebten Roſen an das runde Beet, ordnete ſie geräuſchlos nach der Nummer, topfte jede einzelne aus und verwandelte die öde Stätte in ein prachtvolles Roſengebüſch. Als die Sperlinge in der Dachrinne ihre erſten Schimpfreden auf ihn hinabſchrieen, hatte er die Erde des Beetes wieder mit kleinem Rechen geebnet. Noch einen vergnügten Blick warf er auf ſein Werk, einen zweiten auf die dämmrige Hauswand, hinter welcher Herr Hummel der Ueberraſchung des Morgens entgegenſchlummerte, dann ſchlich er mit Grabeiſen und leeren Scherben wieder in ſeinen Kahn, ruderte bis zum Hauſe des Parkwärters und barg ſich und ſein Gartengeräth auf dem eigenen Grunde, bevor das erſte Sonnenlicht ſeinen Schornſtein roſig anmalte.

Herr Hummel trat zur gewöhnlichen Stunde in die Wohnſtube, empfing in guter Laune den Glückwunſch ſeiner Frauen, blickte gnädig auf den Feſtkuchen, welchen Frau Philippine neben ſeinen Kaffee geſtellt, und auf die Reiſetaſche, welche ihm Laura geſtickt, nahm ſeine Zeitung zur Hand und weihte ſich durch Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten der Menſchheit für die Geſchäfte ſeines eigenen Lebens. Alles ließ ſich gut an, er nahm in der Fabrik und im Comptoir die Gratulationen auf wie ein Lamm, er ſtreichelte den knurrenden Hund und ſchrieb Geſchäftsbriefe voll Hochachtung an ſeine Kunden.

Als er gegen Mittag zu ſeinen Frauen zurückkehrte, trat auch der Doctor von drüben in das Zimmer und brachte ſeinen Glückwunſch dar. Auf der ſonnigen Stirn des Hausherrn lagerte ſich eine dunkle Wolke und es wetterleuchtete unter ſeinen ambroſiſchen Brauen. „Sieh da, auch Saul unter den Propheten! Wollen Sie einen verlorenen Eſel nach

dem Hauſe Ihres Vaters holen? Damit können wir nicht aufwarten. Oder wollen Sie einen Vortrag halten über die Sprache der Orangutangs im Kokoslande?"

„Meine Vorträge ſind Ihnen noch nicht läſtig geworden," verſetzte der Doctor. „Ich komme nicht dazu, weil Ihre gaſtliche Zuvorkommenheit ſelbſt die Mühe übernimmt, die Anweſenden durch Ergüſſe Ihrer guten Laune zu unterhalten. Ich habe Ihnen bereits meinen Wunſch ausgedrückt, niemals Zielpunkt derſelben zu ſein."

„So vertheidigen Sie ſich doch, wenn Sie können," rief Herr Hummel.

„Nur die Rückſicht auf das Behagen der Anweſenden hindert mich," verſetzte der Doctor, „Ihnen in Ihren vier Wänden die Antwort zu geben, welche Sie zu wünſchen ſcheinen."

„Es würde mir leid thun, wenn Sie durch meine vier Wände in Nachtheil geſetzt würden," verſetzte Hummel. „Ich mache Ihnen den Vorſchlag, ſtellen Sie ſich mit mir auf gleichen Fuß, bleiben Sie drüben und ſtecken Sie den Kopf zum Fenſter hinaus, ich werde daſſelbe thun, wir können dann über die Straße einander anſingen, wie zwei Canarienvögel."

„Jetzt aber bin ich hier," ſagte der Doctor mit einer Verbeugung, „und erhebe den Anſpruch, dies Stück Geburtstagskuchen in Frieden und unter freundlichen Geſichtern zu verzehren."

„Dann erſuche ich Sie, ohne übergroßen Schmerz auf mein Geſicht zu verzichten," verſetzte Hummel. Er öffnete die Thür nach dem Garten und ſchritt unzufrieden die Stufen hinab. Schon von Weitem ſah er die junge Roſengruppe im Tageslicht unſchuldig lächeln. Er umkreiſte die Stätte, ſchüttelte den Kopf und lud ſeine Frauen in den Garten. „Wer von euch hat dieſen Einfall gehabt?" frug er. Die Frauen bezeugten ſo lebhaft ihre Ueberraſchung, daß er von ihrer Unſchuld überzeugt wurde; er rief den alten Schließer, den Buchhalter, Alle bewieſen völlige Unwiſſenheit. Die Miene des Herrn

Hummel wurde finſter. „Was heißt das? Hier iſt eingeſchlichen worden, während wir ſchliefen, nächtlicher Gartenbau iſt nicht nach meinem Geſchmack; wer darf ſich unterſtehen, mein Grundſtück ohne Erlaubniß zu betreten? Wer hat dieſe Naturproducte eingeführt?“

Er ging unruhig die Waſſerſeite entlang, neben ihm ſchlich Speihahn. Der Hund kroch die Waſſertreppe hinab, roch an einem braunen Holz, welches auf der letzten Stufe lag, ſtieg wieder zur Höhe, wandte ſich gegen das Haus des Herrn Hahn und machte knurrend einen höhniſchen Katzenbuckel. Es war ſo deutlich, als hätte er die freundlichen Worte geſprochen: „Wünſche wohl zu ſpeiſen.“

„Richtig,“ rief Hummel, „der Einbrecher hat den Griff des Steuerruders zurückgelaſſen. Der braune Griff gehört zu dem Kahn des Parkwärters. Tragen Sie ihn hinüber, Klaus, ich fordere Antwort, wer gewagt hat, dieſen Kahn hier anzulegen.“ Der Schließer eilte mit dem Holze fort und brachte verlegen die Antwort, Herr Hahn habe ſich in der Nacht den Kahn ausgebeten.

„Wenn es Ahnungen giebt,“ rief Hummel zornig, „ſo war dies eine. Nächtliche Schleicherei Ihres Vaters verbitte ich mir unter allen Umſtänden,“ fuhr er den Doctor an.

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete der Doctor. „Hat dies mein Vater gethan, ſo erſuche ich Sie, auch wenn Ihnen an den Roſen nichts liegt, ſich doch die gute Meinung gefallen zu laſſen.“

„Ich proteſtire gegen jede Roſe, welche auf meinen Weg geſtreut werden ſoll,“ rief Hummel. „Zuerſt hatten wir giftige Klößchen aus übler Meinung, und jetzt Roſenblätter aus guter. Ihr Vater ſollte an etwas Anderes denken, als an ſolche Poſſen. Noch iſt der Grund und Boden mein, und dies Scharren der Hähne gedenke ich zu verhindern.“ Er fuhr wild unter die Roſen, packte Stämmchen und Aeſte, riß ſie aus dem Boden und warf ſie in einen wüſten Haufen.

Der Doctor wandte ſich finſter ab, Laura aber eilte zu dem Vater und ſah ihm zornig in das harte Geſicht. „Was du herausreißeſt," rief ſie, „ich ſetze es mit meinen Händen wieder ein, daß du's nur weißt." Sie lief in eine Ecke des Gartens, trug Töpfe herzu, kniete am Boden und preßte die Stöcke mit ihren kleinen Erdballen wieder in die Gefäße, eben ſo heftig, als der Vater ausrodete. „Ich will ſie pflegen," rief ſie dem Doctor zu, „ſagen Sie Ihrem lieben Vater, daß nicht Alle in unſerm Hauſe ſeine Freundlichkeit mißachten."

„Thu', was du nicht laſſen kannſt," verſetzte Herr Hummel ruhiger. „Klaus, was ſtehen Sie da und glotzen auf ihren Hinterbeinen wie eine Schildkröte? Helfen Sie Fräulein Hummel bei ihrer freundlichen Erdarbeit. Dann tragen Sie die ganze Einbeſcheerung wieder hinüber zu dem jugendlichen Blumenzüchter. Eine Empfehlung, und er hätte im Dunkeln die Gärten verwechſelt. Die Roſen möchte er ſelber begießen, bis wir jungen Mädchen mit einander zum Tanze gingen. Dann würde ich ihn um das Grünzeug zu einem Kranze bitten." Er drehte der Geſellſchaft den Rücken und ging mit ſtarken Schritten nach ſeinem Comptoir. Laura kauerte am Boden und arbeitete an den gemißhandelten Roſen mit geröthetem Antlitz und düſterer Entſchloſſenheit. Der Doctor half ſchweigend. Er hatte ſeinen Vater wohl hinter dem Zaune geſehen und wußte, wie tief der Arme den neuen Trotz des Gegners empfinden werde. Laura hörte nicht auf, bis alle Blumen ſo gut als möglich in den Töpfen geborgen waren, dann tauchte ſie die Hände in das vorbeifließende Waſſer, und ihre Thränen miſchten ſich mit der Fluth. Sie zog den Doctor nach dem Zimmer. Dort rang ſie außer ſich die Hände. „Das Leben iſt ſchrecklich, wir gehen beide unter in dem kleinlichen Hader. Es giebt nur eine Rettung für Sie und für mich, ſind Sie ein Mann, ſo finden Sie, was uns löſt von dieſem Jammer." Sie ſtürzte aus dem Zimmer, die Mutter winkte heftig dem Doctor, zurück zu bleiben, als dieſer folgen wollte.

„Sie ist außer sich," rief Fritz, „was meinen ihre Worte? was fordert sie von mir?"

Die Mutter setzte sich verlegen auf ihren Sorgenstuhl, räusperte sich und zupfte an ihren Aermeln. „Ich muß Ihnen etwas vertrauen, Herr Doctor," begann sie zögernd, „was für uns beide sehr schmerzlich ist, und doch weiß ich mir keinen Rath, und alle Vorstellungen, die ich meinem unglücklichen Kinde mache, sind vergebens. Um Ihnen nichts zu verschweigen, es ist eine große Verirrung, und ich hätte nie erwartet, daß so etwas möglich wäre." Sie hielt an und suchte Kraft in ihrem Taschentuche. Fritz sah ängstlich auf die verstörte Frau Hummel, ein Geheimniß Laura's, das er seit Wochen geahnt, sollte jetzt vernichtend auf seine Hoffnungen fallen.

„Ich will Ihnen ja Alles gestehen, lieber Herr Doctor," fuhr die Mutter mit vielem Seufzen fort, „Laura schätzt Sie unendlich, und der Gedanke, Ihre Frau zu werden, ist ihr, ich darf es im Vertrauen sagen, nicht fremdartig und auch nicht grade unangenehm. Aber sie hat sich etwas in den Kopf gesetzt, was fürchterlich ist und was ich mich schäme über meine Lippen zu bringen."

„Sprechen Sie es aus," rief der Doctor in Verzweiflung.

„Laura will von Ihnen entführt werden."

Fritz saß starr.

„Es ist unmenschlich, daß ich als Mutter diesen Wunsch gegen Sie aussprechen muß, aber ich weiß mir keinen Rath mehr."

„Aber wozu?" frug der Doctor, immer noch betäubt.

„Das grade ist das Schmerzlichste von Allem, und das soll sie Ihnen selbst bekennen. Wie sie auf den Gedanken gekommen ist, durch Poesien oder durch Zeitungslectüre aus der großen Welt, ich weiß es nicht. Aber in ihrer Stimmung, welche immer aufgeregt und tragisch ist, kann ich ihr keinen Widerstand leisten. Ich fürchte mich, meinem Mann darüber eine Mittheilung zu machen, ich beschwöre Sie, thun Sie das

Ihrige mein Kind zu beruhigen. Sie ist von Gefühlen zerrissen und ich vermag den innern Kampf dieser jungfräulichen Brust nicht mehr widerstrebend anzusehen."

„Ich bitte um Erlaubniß," versetzte der Doctor, „darüber sogleich mit Laura zu sprechen." Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, eilte er die Treppe zu Laura's Zimmer hinauf. Er pochte. Als ihm keine Antwort wurde, riß er die Thür auf. Laura saß an ihrem Schreibtisch und schluchzte recht herzlich.

„Liebe, süße Laura," rief der Doctor an ihrer Seite, „ich habe mit Ihrer Mutter gesprochen, lassen Sie mich Alles wissen."

Laura fuhr auf. „Jede warme Empfindung wird mit Hohn beworfen, jede Stunde, in der ich Sie sehe, wird mir durch die Feindseligkeit des Vaters verbittert. Dem ärmsten Mädchen geht das Herz auf, wenn sie die Stimme des geliebten Mannes hört, ich aber muß fragen, ist das die Seligkeit der Liebe? Wenn ich Sie nicht sehe, bangt mir nach Ihnen, und wenn Sie zu uns kommen, fühle ich mich gequält, und lausche ängstlich auf jedes Wort des Vaters. Sie selbst sehe ich freudenlos und niedergeschlagen. Fritz, Ihre Liebe zu mir macht Sie unglücklich!"

„Geduld, Laura," sagte der Doctor, „halten wir aus. Mein Vertrauen zu dem Herzen des Vaters ist besser als das Ihre. Allmählig wird er sich mit meinem Anblick versöhnen."

„Nachdem uns beiden der Muth gebrochen ist, eine große Neigung durch zahllose kleine Widerwärtigkeiten zerdrückt ist. Ich kann Ihre Frau nicht werden, Fritz, auf diesem Wege, zwischen den Händeln unserer feindlichen Häuser, mich verdirbt die enge Straße und der alte Haß. Oft habe ich hier gesessen und mich abgehärmt, daß ich kein Mann bin, der herauskann, sich selbst sein Glück zu suchen. Hören Sie ein Geheimniß, Fritz," rief sie vor ihn tretend, und rang wieder die Hände, „ich werde hier hochmüthig, boshaft und schlecht."

„Davon habe ich noch wenig gemerkt," erwiederte Fritz erstaunt.

„Ich verberge es Ihnen," rief Laura, „aber ich kämpfe täglich mit unreinen Gedanken; ich bin gleichgültig gegen die Liebe der Eltern: wenn der Vater mich auf den Kopf drückt, so schreit der Teufel in mir, er könnt' es auch lassen; wenn die Mutter mich in ihrer Weise zur Geduld ermahnt, so ist mir ihre Rede in der Stille ärgerlich, weil sie vielleicht schönere Worte gebraucht, als nöthig wäre. Den Hund hasse ich so, daß ich ihn manchmal ohne Veranlassung knuffe. Das Gespräch am Sonntagstisch, die Geschichten des alten Schauspielers, der ewige kleine Klatsch der Straße erscheinen mir unerträglich. Ich fühle, daß ich ein garstiges Kind bin, und ich habe manchmal auf dieser Stelle über mich geweint und mich selbst gehaßt. Aber die schlechten Anwandlungen kehren wieder und werden mächtiger. Das wird hier nicht besser, wo wir beide im Banne leben, als zwei verwöhnte Kinder. Wir versinken, Fritz, in dieser Umgebung! Auch die liebende Sorge der Eltern hört auf zu beglücken. Was die Frau Base über Den und über Die klagt, und daß man sich nicht nasse Füße macht, wollene Strümpfe und des Sonntags Kuchen mit Zuckerguß: — das alle Jahre, das ganze Leben hindurch!" Sie riß ihr Memoirenbuch auf und hielt ihm ein Bündel Gedichte und Briefe entgegen. „Hier sind Ihre Briefe, durch diese habe ich Sie liebgewonnen, denn hier sind Sie, wie ich Sie verehre. So will ich Sie immer haben. Wenn ich Sie dann wiederfinde zwischen Ihrem und unserm Hause, wie Sie die Schelte des Vaters ertragen müssen, wie Sie sich ängstlich mühen, es allen Theilen recht zu machen, und wenn ich merke, daß Sie bei jedem rauhen Lüftchen doppelte Shawls tragen, so wird mir heiß und bange auch um Sie, und ich sehe Sie als einen recht verwöhnten Stubengelehrten vor mir, und mich als eine kleine dicke Frau mit einer großen Haube und einem nichtssagenden Gesicht, welche bei der Kaffeetasse sitzt und sich über die täg-

lichen Spaziergänger aufhält, und dieſer Gedanke ſchnürt mir das Herz zuſammen.“

Fritz erkannte ſeine Briefe. Längſt war ihm zweifellos, daß Laura die ſtille Vertraute geweſen, aber als er jetzt auf die Geliebte blickte, welche den geheimnißvollen Briefwechſel in die Höhe hielt, da dachte er nicht mehr der Laune, welche ihm ſoeben wehe gethan hatte, er fühlte nur ihre Treue und die Poeſie des zarten Verhältniſſes. „Liebe, liebe Laura,“ rief er ſie umſchlingend, „unruhig pochendes Herz. Wo iſt der fröhliche Uebermuth hin, der dir damals die Hand führte, als du dem armen Sammler das Seil um den Nacken legteſt? Mir ſind zwei Seelen, mit denen ich innig verkehrte, zu einer geworden, du aber zerlegſt mich und dich ſelbſt jetzt klagend in Alltagsmenſchen und in höher berechtigte Naturen. Was hat dir dein fröhliches Vertrauen genommen?“

„Unſere Noth, Fritz, und der Schmerz, ohne Freude Sie zu ſehen, ohne Erhebung Ihre Stimme zu hören. Sie ſind bei mir und Sie ſind mir oft ferner, als in jenen Tagen, wo ich Sie gar nicht ſah oder nur in Geſellſchaft der Freunde.“ Sie löſte ſich aus ſeiner Umarmung. „Liebſt du mich, und biſt du der Mann, der dies geſchrieben, ſo wage, mich aus dieſer Enge hinauszuziehen. Fange mit mir ein neues Leben an, ich will mit dir arbeiten und entbehren, du ſollſt ſehen, daß ich Kraft habe, ich will Tag und Nacht darauf denken, wie ich den Tagesbedarf verdiene, damit du ungeſtört durch die kleine Noth in deiner Wiſſenſchaft weilen kannſt. Sei friſch und keck, wirf die ewigen Bedenken von dir, wage einmal zu thun, was Andere mit Achſelzucken betrachten.“

„Wenn ich es thäte,“ antwortete Fritz ernſt, „für mich iſt das Wagniß gering. Für dich ſteht auf dem Spiel, woran du jetzt nicht denkſt. Wie magſt du wähnen, daß ein gewagter Entſchluß dir heilſam ſei, wenn er einen neuen Mißklang in deine Seele wirft und dich für dein ganzes Leben mit einer Schuld gegen Andere belaſtet?“

„Wenn ich ein Unrecht auf mich nehme," rief Laura finſter, „ich thue es nicht nur für mich. Ich fühle, daß es ein Unrecht iſt, ach ſehr. Aber ich wage es für unſere Liebe. Niemals wird mein Vater mit gutem Willen Ihre Hand in meine legen. Er weiß, wie ich an Ihnen hänge, und iſt nicht ſo hart, mein Unglück zu wollen, aber er vermag ſeine Abneigung nicht zu bekämpfen. Heut hat er ſich zu der Anſicht gezwungen, daß Sie der Mann ſind, dem ich angehöre, morgen kommt ihm wieder die gallige Empfindung, wie ſehr ihm das verhaßt iſt. Wagen Sie ihm zu trotzen, und Sie werden ihm ſelbſt einen Gefallen thun, beweiſen Sie feſten Willen, er wird zürnen, aber er wird ſich dem Muthigen leichter verſöhnen. Er liebt mich," ſagte ſie leiſe, „aber er iſt fürchterlich hart gegen Andere."

„Iſt er das immer?" frug der Doctor. „Nun ſo kennt die Tochter doch nicht den ganzen Werth ihres Vaters. Ich würde in dieſer Stunde ein Unrecht gegen ihn und dich begehen, wenn ich dir verſchwiege, was nach ſeinem Willen für dich Geheimniß bleiben ſoll. Höre denn: als mein armer Vater in Verzweiflung neben mir ſaß, da trat dein Vater in unſer Haus und gab uns in einer großartigen Weiſe die Mittel, um den drohenden Sturz abzuhalten. Weißt du nicht, daß ſein Schmollen und Zanken oft Ausdruck eines rauhen Humors iſt?"

Laura's Augen hingen an ſeinem Mund, als wollte ſie die Worte von ſeinen Lippen ſtehlen. „Das hat der Vater gethan?" rief ſie außer ſich, hob die Arme zum Himmel und warf ſich zu ihrem Memoirentiſch nieder. Fritz wollte ſie aufheben. „Laß mich," bat ſie leidenſchaftlich, „es wird vorübergehn, ich bin glücklich, laß mich jetzt allein, Geliebter."

Der Doctor ſchloß leiſe die Thür und ging hinab zur Mutter, welche immer noch in Kummer verſunken auf dem Sopha ſaß und alle aufregenden Scenen der Entführung in mütterlicher Angſt durchkoſtete. „Ich bitte Sie, Laura jetzt nicht durch Vorſtellungen zu ängſtigen," ſagte er, „ſie ſelbſt wird

die Ruhe wiederfinden, vertrauen wir ihrem wackeren Herzen.“ Mit dieſen klugen Worten ſuchte der Doctor ſich ſelbſt zu tröſten.

Unterdeß lag Laura auf den Seſſel geſtützt und bat dem Vater in Gedanken immer wieder ab, wo ſie ihm Unrecht gethan. Seit Jahren trug ſie den Schmerz mit ſich herum, der für das Herz eines Kindes am bitterſten iſt, heut war der Druck von der Seele genommen. Endlich ſprang ſie auf, zog ihr Tagebuch hervor, riß ein Blatt und wieder eins heraus, ballte die Blätter zuſammen und errichtete in dem Ofen ein kleines Opferfeuer, ſie ſah zu, bis die letzten Funken am ſchwarzen Zunder hin und herliefen, dann ſchloß ſie die Ofenthür und eilte aus dem Zimmer.

Herr Hummel ſaß in ſeinem Waarenlager vor einem Bataillon neuer Hüte mit breiter Krempe und runder Kappe, welche zur Muſterung vor ſein Feldherrnauge geſtellt waren, und er ſprach ſtrafend zu ſeinem Buchhalter: „Es iſt das reine Barbierbecken. Der Menſch verliert ſeine Hoheit. Allerdings, bei dieſen Deckeln wird verdient, Niemand merkt die Katzenhaare, die darin ſind; aber ſie rauben dem Kopf des deutſchen Bürgers den letzten Reſt von freier Luft, den er bis jetzt in ſeinem Cylinder heimlich mit ſich herumtrug. In meiner Jugend erkannte man einen Bürger an drei Stücken: auf dem Leibe trug er einen Rock von blauem Tuch, auf dem Kopfe einen ſchwarzen Hut, und in der Taſche einen großen Hausſchlüſſel, mit deſſen Bart er bei nächtlichem Ueberfall die Naſen der Meuchelmörder abdrehte. Jetzt ſchießt er in grauer Joppe auf ſein Bockbier los, die Hausthüren öffnet man mit kleinen Korkziehern, und die letzten Cylinder werden nächſtens für die Kunſtſammlungen als Rarität aufgekauft. Sie können nur gleich eine Partie von unſerm Fabrikat für die Alterthumsforſcher zurückſtellen.“

Dies behagliche Gebrumm wurde durch Laura unterbrochen, welche heftig eintrat, den Vater mit flehendem Blick bei der Hand faßte und aus dem Waarenlager in ſein kleines Comptoir

zog. Herr Hummel unterwarf sich dieser Führung geduldig wie Lot, den der Engel aus den brennbaren Stoffen des Thales entführte. Als Laura mit dem Vater allein war, fiel sie ihm um den Hals, küßte und streichelte ihm die Wange und brachte lange nichts heraus, als: „mein guter edler Vater.“ Herr Hummel ließ sich diese stürmischen Liebkosungen eine Weile gefallen. „Höre auf mit dem Edelmuth. Was willst du? Diese Einleitung ist zu großartig für einen neuen Sonnenschirm oder ein Concertbillet.“

„Vater,“ rief Laura, „ich weiß Alles, was du an unsern Nachbarn gethan hast, ich bitte dich um Verzeihung, ich Unglückliche habe dein Herz verkannt und in vielen Stunden gegen deine Härte gegrollt.“ Sie küßte ihm unter Thränen die Hände.

„Hat dieser Duckmäuser von drüben geschwatzt?“ frug Hummel.

„Er mußte mir's sagen, und es war eine selige Stunde für mich. Jetzt will ich dir Alles bekennen, in Scham und Reue. Vergieb mir,“ sie sank an ihm nieder. „Vater, ich bin krank geworden in diesen Jahren, ich habe dich für lieblos gehalten, das ewige Gesumm und die Feindschaft mit den Nachbarn haben mich sehr unglücklich gemacht, und mir ist das Leben hier oft zur Qual geworden.“

Herr Hummel setzte sich ernsthaft zurecht, doch ein wenig betroffen über das Bekenntniß seines Kindes, und ihm war dunkel, als hätte er in Widerhaarigkeit allerdings etwas zu viel geleistet. „Jetzt ist's genug,“ sagte er. „Das ist Alles aufgeregtes Zeug und Phantasma. Wenn ich mich durch diese Jahre geärgert habe, mir ist es nicht schlecht bekommen, und ich denke, Den drüben auch nicht. Was ist das für eine unpassende Schwermuth, daß du jetzt darüber Lamento erregst.“

„Habe Nachsicht mit mir,“ bat Laura. „Es ist mir in die Seele gekommen als unwiderstehliche Sehnsucht, einmal

hinaus zu ſpringen aus dieſer engen Straße. Vater, ich möchte mit einem Satze hinein in die Welt.“

„Nicht übel,“ ſagte Herr Hummel, „ich möchte auch einen Satz machen, wenn ich nur wüßte, wo dieſe luſtige Welt zu finden iſt.“

„Vater, du haſt mir oft erzählt, daß du als Wanderburſch aus der kleinen Stadt zogſt, wie leicht dir damals im Herzen war, und daß du durch das Wandern zu einem Mann geworden biſt.“

„Das iſt richtig,“ verſetzte Hummel, „es war ein ſchöner Morgen und es waren acht Groſchen in der Taſche. Mir war zu Muthe wie einem geflügelten Spitz.“

„Vater, ich möchte auch wandern.“

„Du?“ frug Hummel. „Mein Ränzel habe ich aufgehoben, es hat nur noch wenig Haare, aber du kannſt dir die Stiefeln darüber binden, dann ſieht man's nicht.“

„Gut, Vater, auch ich will ausziehen und ſingen, ich gehe unter fremde Leute und ſuche, die mir gefallen, ich fange dort an, mein Neſt zu bauen, ich prüfe meine Kraft und ſchlage mich durch auf meine eigene Fauſt.“

„Zieh dir Hoſen an,“ ſagte Hummel, „du kannſt doch nicht allein auf die Wanderſchaft gehen.“

„Ich will mir auch Jemanden mitnehmen,“ antwortete Laura leiſe.

„Unſer Mädchen Suſanne? ſie kann dir die Laterne tragen: die Wege in dieſer Welt ſind zuweilen kothig.“

„Nein, Vater, ich meine den Doctor.“ Sie erhob ſich zu ſeinem Ohr und flüſterte hinein: „Ich will mich vom Doctor entführen laſſen.“

„Pfui Spinne!“ rief Hummel verwundert, „du vom Doctor? Wenn du den Doctor entführteſt, dann wäre noch eher Verſtand darin.“

„Das will ich auch,“ verſetzte Laura.

„Alſo Gegenſeitigkeit,“ ſagte Hummel. „Höre, die Sache wird

ernſt, laß deine Umarmungen unterwegs, halt die Hände an den Leib und mache ein Geſicht, wie einer Bürgerstochter geziemt, und nicht wie eine Komödiantin.“ Er drückte ſie auf ein Stühlchen in der Fenſterniſche. „Jetzt rede deutlich. Alſo du willſt den Doctor entführen. Ich frage, womit? Denn dein Taſchengeld reicht nicht weit, und dort drüben iſt auch nicht viel für ſolche Sonntagsvergnügen übrig. Ich frage, warum? Willſt du ihn vorher heirathen, ſo würde dir die Entführung ſehr verdacht werden, denn ich habe noch nicht gehört, daß eine Frau ihren angetrauten Mann gewaltſam entführt hat. Willſt du ihn nicht heirathen, ſo giebt es etwas, was du von deiner Mutter her kennen mußt, und was man Sittſamkeit nennt. Alſo heraus.“

„Ich will ihn zum Manne,“ ſagte Laura leiſe.

„Ah, ſo pfeift die Droſſel. Und war dein Doctor bereit, dich vor einer anſtändigen Hochzeit zu bewahren und mit dir weg zu laufen?“

„Nein, er ſprach wie du, und erinnerte mich, daß ich dir den Schmerz nicht machen dürfe.“

„Er iſt in einzelnen Stunden menſchlich,“ verſetzte Hummel, „ich bin ihm für die gute Meinung verbunden. Endlich frage ich, wohin willſt du ihn entführen?“

„Nach Bielſtein, Vater, auf das Gut. Dort iſt die Kirche, in welcher Ilſe getraut wurde.“

„Ich verſtehe,“ ſagte Hummel, „unſere ſind zu geräumig, und was nachher? wollt ihr auf dem Gute in Tagelohn arbeiten?“

„Vater, wenn wir reiſen dürften,“ flehte Laura.

„Warum nicht?“ verſetzte Hummel ironiſch, „etwa nach Amerika als Collegen des Knips junior. Du biſt toll wie ein Märzhaſe. Die rechtmäßige und einzige Tochter von H. Hummel will mit dem Nachbarſohn, der ebenfalls in ſeiner Art rechtmäßig und einzig iſt, in's Schlaraffenland laufen, von Vater und Mutter, aus einem maſſiven Hauſe und einem

blühenden Geschäft. Daß diese Stunde in meinem Kalender stehen würde, hätte ich niemals gedacht." Er ging bekümmert auf und ab. „Jetzt also höre deinen Vater. Wärst du ein Junge, ich hätte dich gestenzt und getritzt nach meiner Art, welche die Leute eine grobe Art nennen; du aber bist ein Mädchen geworden, die Mutter hat dich nach ihren Grundsätzen gebildet. Jetzt sehe ich mit Schrecken, daß wir dir zu viel Willen gelassen haben und daß du recht unglücklich werden könntest für dein ganzes Leben. Du hast dir den Doctor in den Kopf gesetzt, du hättest eben so gut auf einen lüderlichen tragischen Helden oder auf einen Prinzen verfallen können, und mir wird greulich, wenn ich daran denke."

„Ich bin aber nicht darauf verfallen," versetzte Laura kleinlaut, „denn ich bin meines Vaters Tochter."

Hummel packte ihre Haarflechten und betrachtete sie kritisch. „Dickkopf," sagte er, „aber die Mischung ist anders, es ist etwas von höherer Weiblichkeit dabei, Phantasie mit mimischen Einfällen. Jetzt ist das Unglück da. Und hier ist ein kräftiger Bürstenstrich nöthig." Diese Worte wiederholte er einigemal und setzte sich nachdenkend auf seinen Stuhl. „Also du willst meine Einwilligung zu einer kleinen Entführung? Ich gebe sie dir. Unter einer Bedingung. Die Sache bleibt zwischen uns beiden, du thust nichts ohne meinen Willen, auch deine Mutter darf nicht wissen, daß du mit mir davon gesprochen. Du sollst in die Welt kutschiren, aber wie ich haben will. Im Uebrigen danke ich dir für dies Angebinde, das du mir zu meinem Geburtstage machst. Du bist ein schönes Veilchen, das ich mir erzogen habe. Hat man je gehört, daß ein solches Gewächs sich selbst beim Kopfe packt und aus dem Boden reißt?"

Laura umschlang ihn wieder und weinte. „Setze dein Pumpwerk nicht in Bewegung," rief Herr Hummel ungerührt, „das kann uns beiden nichts mehr helfen. Glückliche Reise, Fräulein Hummel."

Laura aber ging nicht, ſondern blieb an ſeinem Halſe hängen. Der Vater küßte ſie auf die Stirn. „Mach' dich fort, ich muß mir überlegen, mit welcher Bürſte ich dich glatt ſtreiche."

Laura verließ das Zimmer, Herr Hummel ſaß lange allein an ſeinem Pulte und hielt ſeinen Kopf mit beiden Händen. Endlich begann er wieder leiſe den alten Deſſauer zu pfeifen, für den eintretenden Buchhalter ein Zeichen, daß weiche Gefühle in ihm überhand nahmen. „Springen Sie hinüber zu dem Doctor, ich laſſe ihn erſuchen, ſich ſogleich hierher zu bemühen."

Der Doctor trat in das Comptoir. Herr Hummel griff in ſein Pult und brachte ein kleines Papier hervor. „Hier gebe ich Ihnen das Geſchenk zurück, das Sie mir einmal gemacht haben." Der Doctor öffnete, zwei kleine Handſchuhe lagen darin.

„Sie können die Handſchuhe meiner Tochter an dem Tage geben, wo Sie mit ihr getraut werden, und können ihr ſagen, ſie kämen von ihrem Vater, dem ſie entlaufen wäre." Er wandte ſich ab, trat an das Fenſter und trommelte auf den Scheiben.

„Ich habe Ihnen bereits früher geſagt, Herr Hummel, daß ich dieſe Handſchuhe nicht zurücknehme. Am wenigſten thue ich es zu dieſem Zweck. Wenn mir der glückliche Tag heraufſteigt, wo ich Laura heimführen darf, ſo wird es nur ſo geſchehen, daß Sie ſelbſt die Hand der Tochter in die meine legen. Ich bitte, lieber Herr Hummel, heben Sie die Handſchuhe bis zu dieſem Tage auf."

„Sehr verbunden," verſetzte Hummel, „Sie ſind ein erbärmlicher Don Juan. Ich bin verpflichtet," fuhr er in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche Sie nahe genug angeht: meine Tochter Laura wünſcht Sie zu entführen."

„Was jetzt in Laura ſtürmt," antwortete der Doctor,

„und ihr dieſen wilden Gedanken eingegeben hat, iſt wohl auch Ihnen kein Geheimniß. Sie fühlt ſich gedrückt durch das ſchwierige Verhältniß, in welchem wir beide zu einander ſtehen. Ich hoffe, die Aufregung wird vorübergehen.“

„Darf ich mir die beſcheidene Frage erlauben,“ frug Hummel, „ob Sie die Abſicht haben, ſich auf ihren Plan einzulaſſen?“

„Ich werde es nicht thun,“ verſetzte der Doctor.

„Warum nicht?“ frug Hummel kalt, „ich für meinen Theil habe nichts dagegen.“

„Das iſt für mich ein Grund mehr, Ihnen gegenüber keine Unbeſonnenheit zu begehen und keine zuzugeben.“

„Ich könnte mein Geld dem Spital vermachen,“ ſagte Herr Hummel.

„Auf dieſe Bemerkung habe ich nur eine Antwort,“ verſetzte der Doctor, „Sie ſelbſt glauben nicht, daß dieſer Umſtand mein Thun beſtimmt.“

„Leider,“ verſetzte Hummel, „ihr ſeid beide unpraktiſches Volk. Sie hoffen alſo, daß ich Ihnen zuletzt auch ohne Entführung meinen Segen gebe?“

„Ja, ich hoffe darauf,“ rief der Doctor, „wie Sie ſich auch gegen mich ſtellen, ich vertraue, daß die Güte Ihres Herzens größer ſein wird als Ihre Abneigung.“

„Verlaſſen Sie ſich nicht auf meine Nachgiebigkeit, Herr Doctor, ich glaube nicht, daß ich Ihnen jemals den Hochzeitsſchmaus ausrichten werde. Mein Kind giebt ſich mit Vertrauen in Ihre Hand, greifen Sie zu.“

„Nein, Herr Hummel,“ verſetzte der Doctor, „ich thue es dennoch nicht.“

„Iſt meine Tochter im Preis geſunken, weil ſie ſo bereit iſt Ihre Frau zu werden?“ frug Herr Hummel bitter und ſeine Stimme klang rauh. „Das arme Mädchen hat in der gelehrten Bekanntſchaft allerlei Ideen bekommen, die zu dem einfachen Leben ihres Vaters nicht paſſen.“

„Das iſt ungerecht gegen uns Alle, auch gegen die ab-

weſenden Freunde," rief der Doctor unwillig. „Was Laura jetzt ſtört, iſt nur ein wenig Schwärmerei, noch hängt etwas von der kindlichen Poeſie der erſten Mädchenjahre in ihr. Wer ſie liebt, der mag ihrer lauteren Seele in Allem vertrauen. Nur in Einem muß er ihr gegenüber feſtes Urtheil behaupten, er wird hier und da milde Kritik ihrer poetiſchen Einfälle ausüben müſſen. Ich aber wäre der Liebe ihres reinen Herzens nicht werth, wenn ich eine übereilte Handlung zugeben wollte, die ihr ſpäter Schmerzen bereiten muß. Laura ſoll nichts thun, was ihrer ſelbſt unwürdig iſt."

„Dies alſo iſt indiſch?" verſetzte Herr Hummel, „es iſt ein Funke von geſundem Menſchenverſtand in Ihren Botocuden und Braminen. Wiſſen Ihre gelehrten Bücher auch eine Entſchuldigung dafür, daß die Tochter ſich im Hauſe ihrer Eltern nicht wohl fühlt?"

„Daran ſind Sie allein ſchuld, Herr Hummel," verſetzte der Doctor.

„Hoho," rief Herr Hummel, „auch dieſes noch."

„Verzeihen Sie mir eine offene Rede," fuhr der Doctor fort. „Laura's Vater hat die Art, bei aller Liebe für die Seinen ein wenig zu ſehr den Tyrannen des Hauſes zu ſpielen. Laura iſt von kleinauf gewöhnt mit furchtſamer Scheu auf Ihre kräftige Natur zu blicken, deßhalb fehlt ihr die unbefangene Auffaſſung Ihres Weſens und die Freude an Ihrer närriſchen Laune, welche wohl Fernſtehende empfanden. Hätten Sie Laura's Entzücken geſehen, als ich ihr bekannte, was Sie an meinem Vater gethan, Sie würden niemals an ihrem Herzen zweifeln. Jetzt iſt ihr die Angſt um unſere Zukunft übermächtig geworden. Seien Sie aber überzeugt, wenn Laura ihrer Phantaſie nachgeben und ſich von dem elterlichen Hauſe löſen dürfte, das nächſte Gefühl würde ihr nagende Reue und Sehnſucht nach den Eltern ſein. Auch deßhalb handelt der Mann, welchem ſie jetzt ein Opfer bringen will, nicht nur ehrlich, ſondern auch klug, wenn er ſich dagegen auflehnt."

Herr Hummel ſah grimmig auf den Doctor. „Da ſteht der alte Petz an einen Pfahl gebunden, die jungen Hündlein zauſen ihm das Fell und die Hähne krähen über ſeinem Haupt. Laſſen Sie ſich warnen durch mein Schickſal. Vermeiden Sie unter allen Umſtänden weibliche Nachkommenſchaft.“ Er ſchlug mit der Fauſt auf die Handſchuh, packte ſie wieder ein, ſtrich das Papier glatt und verſchloß das Päckchen in ſeinen Schreibtiſch. „So ſperre ich mein Rabenkind wieder ein; im Uebrigen bleibe ich Ihr ergebener Diener. Alſo Ihre alten Inder ſagen Ihnen, daß ich ein drolliger Kauz bin und für fremde Leute ein luſtiger Bonvivant. Iſt das Ihre Meinung von meinen natürlichen Gaben?“

„Nun,“ verſetzte der Doctor mit einer Verbeugung, „ganz ſo harmlos ſind Sie nicht. Gegen mich waren Sie immer ausgezeichnet grob.“

„Ich zanke mich mit Niemand lieber, als mit Ihnen,“ warf Herr Hummel anerkennend dazwiſchen.

Der Doctor verneigte ſich wieder. „Wenn Sie mit andern Menſchen ſpielen, wie mit Kätzchen, ſo laſſen ſich die Andern ſolche Behandlung nur darum gefallen, weil ſie im Grunde hinter Ihrem unwirſchen Weſen die gute Meinung merken. Ich grade kann Ihnen das ſagen, weil ich zu den wenigen Menſchen gehöre, denen Sie wirkliche Abneigung gönnen. Und da Sie nebenbei hartnäckig ſind, ſo weiß ich ſehr wohl, daß ich noch manchen Strauß mit Ihnen ausfechten muß, und ich bin gar nicht ſicher, wie es zuletzt noch zwiſchen uns werden ſoll. Das hindert mich übrigens nicht, die verbiſſene Liebenswürdigkeit Ihrer Natur anzuerkennen.“

„Ich verbitte mir jede weitere Beleuchtung meiner Innerlichkeit,“ rief Herr Hummel. „Ich proteſtire dagegen, daß Sie mich wie einen Floh im Schattenſpiel an die Wand malen. Sie haben eine nichtswürdige Weiſe, Ihre Mitmenſchen mikroſkopiſch zu behandeln. Was Ihre Thätigkeit als Liebhaber meiner Tochter betrifft, ſo bin ich damit zufrieden. Sie wollen

mein Kind nicht in der Art haben, wie ſie zu haben iſt? Ich danke Ihnen für Ihre Bedenken. Wir ſind darin ganz einer Meinung, und Sie ſollen ſie jetzt gar nicht haben." Der Doctor wollte ihn unterbrechen, Hummel winkte mit der Hand. „Jede weitere Rede iſt unnütz, Sie verzichten auf die Tochter, aber Sie haben die Achtung des Vaters gerettet, und Sie haben außerdem das Gefühl, zu Laura's Beſtem zu handeln. Da Sie ein ſo großer Biedermann ſind, werden Sie ſich damit beruhigen. Sie wollen ſich dem Cölibat ergeben, ich würde Sie beneiden, wenn mich nicht die Rückſicht auf Madame Hummel daran hinderte."

„Das hilft Ihnen nichts, Herr Hummel," verſetzte der Doctor, „ich bin durchaus nicht geſonnen, auf Laura's Hand zu verzichten."

„Ich verſtehe," erwiederte Herr Hummel, „Sie wollen fortfahren, mein Kind über die Straße anzuſchwärmen. Dies ſtille Vergnügen kann ich Ihnen leider nicht mehr lange geſtatten, denn ich bin allerdings der Meinung, daß Laura auf einige Zeit aus meinem Hauſe gehen ſoll. Und da Sie ſich ſtatt der Tochter die Hochachtung des Vaters erwählt haben, ſo wollen wir dieſen Punkt in gutem Einvernehmen beſprechen. Denn in Einem irren Sie, wenn Sie meinen, daß meine Tochter Laura ihre Phantaſieen auf gutes Zureden unterdrückt. Haben Sie nicht auch mir zuweilen in's Gewiſſen geredet? Es war wirklich für Ihre Jahre alles Mögliche, und es hat Ihnen bei mir gar nichts genützt. Grade ſo iſt's mit dieſem hartnäckigen Kinde. Deßwegen bin ich als Vater der Meinung, daß wir wenigſtens in etwas dem Unſinn meines Wurms nachgeben. Ueberlegen Sie, wie weit Sie uns gefällig ſein können. Sie will zu der Profeſſorin. Nach dieſer Reſidenz, wo mein Miether kein Hausweſen hat, ſoll ſie nicht, aber nach Bielſtein iſt ſie mehrmals eingeladen."

Der Doctor antwortete: „Ich habe dringende Veranlaſſung in den nächſten Tagen meinen Freund aufzuſuchen, gern werde

ich den Umweg über Bielſtein wählen, wenn Sie mir geſtatten, für dieſe Fahrt Laura's Reiſebegleiter zu ſein. Ein Geheimniß aus der Reiſe mache ich nicht, am wenigſten meinen Eltern."

„Dieſe Entführung iſt ſo ruppig," verſetzte Hummel, „daß ich als Mädchen mich ſchämen würde, dabei mitzuſpielen. Aber man darf von Ihnen nicht viel verlangen. Ich will nicht zu Hauſe ſein, wenn dieſe Abfahrt vor ſich geht, das werden Sie natürlich finden. Ueber die nächſte Zukunft meines Kindes habe ich bereits meinen Plan gemacht. Für die Reiſe übergebe ich Ihnen mein Kind mit Vertrauen."

„Herr Hummel," rief der Doctor unruhig, „ich erbitte größeres Vertrauen. Wie haben Sie über Laura's nächſte Zukunft beſtimmt?"

„Da Sie ſich entſchloſſen haben mich hochzuachten, ſo erſuche ich Sie mit der vertraulichen Andeutung zufrieden zu ſein, daß ich gar nicht geſonnen bin, Ihnen darüber eine Mittheilung zu machen. Sie behalten meine Werthſchätzung, und ich behalte meine Tochter. Unſer Vertrag iſt geſchloſſen."

„Der Vertrag iſt mir aber durchaus nicht recht, Herr Hummel," rief der Doctor.

„Schweigen Sie. Wenn Sie in Folge dieſes Vergleiches Ihre Theatercarriere wieder aufnehmen, ſo gebe ich Ihnen nur den Rath, ſpielen Sie niemals Liebhaberrollen: die Zuſchauer laufen Ihnen zu allen Thüren hinaus. Alſo ich behandle die Leute wie Kätzchen? Dann wird alſo auch Ihr Vater, der behandelte Kater von heut früh wiſſen, daß ich nur mit ihm geſpielt habe. Sie können ihm darüber eine Andeutung machen. Meine Frau hat heut zum Geburtstag einige Hähne gerupft; ſollte dieſer Braten Ihnen nicht peinliche Gefühle erregen, ſo wird mich freuen, Sie zu Mittag bei mir zu ſehen. Sie werden nicht in die Verlegenheit kommen, mit meiner Tochter allein zu ſprechen, denn der Hausmime iſt eingeladen, er beſorgt die Unterhaltung, Sie können ſtill ſitzen. Guten Morgen, Herr Doctor."

Wieder ſtreckte ihm der Doctor die Hand entgegen, Herr Hummel ſchüttelte Sie eine Weile und brummte dazu. Als er wieder allein in ſeinem Comptoir ſaß, klang auf's Neue die Melodie des alten Deſſauers in dem engen Raume, und jetzt friſch und herzhaft. Nicht lange, und die zweite der beiden Arien, über deren Töne Herr Hummel unbeſchränkt verfügte, brach aus ſeinem Innern, er ließ auch das liebe Veilchen blühen. Endlich miſchte er gar die Trommelſchläge des Deſſauers und das Veilchen zu einem künſtleriſchen Mus. Der Buchhalter, welcher wußte, daß dieſes Potpourri einen Zuſtand höchſter Frühlingswärme bezeichnete, ſteckte ehrerbietig lächelnd ſeinen Kopf in das Comptoir.

„Sie mögen heut auch zu Tiſche kommen," befahl Herr Hummel gnädig.

8.

Alte Bekannte.

Seit jener Unterredung über römiſche Kaiſer hatte ſich der Fürſt durch einige Tage ſeinem Hofe entzogen. Er war krank. Seine nervöſe Aufregung war, wie der Leibarzt erklärte, die gewöhnliche Folge einer Verkältung. Nur wenige Bevorzugte erhielten in dieſen Tagen Zutritt — unter ihnen auch Magiſter Knips — ſie hatten keine Veranlaſſung, ſich ihrer vertrauten Stellung zu freuen, denn mit dem hohen Kranken war ſchweres Auskommen.

Heut ſaß der Fürſt in ſeinem Arbeitszimmer, vor ihm ſtand ein älterer Beamter mit ſchlauem Geſicht, welcher die Tagesereigniſſe der Reſidenz berichtete, Urtheile, die an öffentlichen Orten über den Fürſten und das hohe Haus geſummt hatten, kleine ſkandalöſe Anekdoten aus Familien, aber auch Beobachtungen, welche im Palais gemacht waren, wohin die

Prinzessin am letzten Tage ausgefahren sei und wen sie bei sich gesehen habe. „Prinz Victor war von drei bis vier Uhr bei der Baronin Hallstein, die er jetzt täglich besucht, am Abend mit Offizieren seines früheren Regiments zusammen, er ist erst gegen Morgen zurückgekehrt. Der Diener hatte Befehl, ihn nicht zu erwarten."

„Wie war's im Pavillon?" frug der Fürst.

„Nach dem Bericht des Lakaien kein Besuch aus der Stadt, auch keine Briefe, Alles wie gewöhnlich. Als die Fremden am Nachmittag vor der Thür saßen, sprach die Frau von einer Reise in die Schweiz, der Mann entgegnete, daß davon nicht die Rede sein könne, bevor er nicht hier zu glücklichem Ende gekommen sei. Darauf verstimmtes Schweigen. Am Abend waren beide im Theater."

Der Fürst nickte und verabschiedete den Beamten. Als er allein saß, rückte er seinen Stuhl an die Wand und lauschte auf den Ton eines Glöckchens, welcher kaum hörbar aus der Tiefe heraufzitterte; schnell öffnete er die Thür einer Wandnische und nahm die Papiere heraus, welche ein vertrauter Secretär durch eine Röhre in der Wand aus dem Unterstock heraufbefördert hatte. Es waren Schreiben von verschiedenen Händen, er durchflog schnell den Inhalt, behielt endlich ein Bündel Kinderbriefe in der Hand. Wieder lächelte er. „Also der große Ball zum Aufblasen hat bereits ein Loch." Die Miene wurde ernst. „Ein ächter Bauer, ihm fehlt jede Empfindung für die Ehre, die Stulpstiefeln eines Prinzen auf seinen Beeten zu sehen." Er nahm einen andern Brief. „Der Erbprinz an seine Schwester. Es ist der erste Brief des frommen Johannes aus Patmos, nichtssagend, als wäre er für mich geschrieben. Das mag wohl auch sein. Der Inhalt ist dürftig und kalt, aber der ihn geschrieben, ist ein Gentleman. Er drückt den Wunsch aus, auch die Schwester möge die schöne Zeit auf dem Lande verleben. Wir sind darin einer Meinung," setzte er in guter Laune hinzu, „Blumen pflücken und mit Ge-

lehrten über die Tugend römiſcher Damen ſprechen. Dieſer Wunſch ſoll allen Theilen erfüllt werden.“ Er legte die Briefe in die Niſche zurück und drückte mit dem Fuß eine Feder am Boden, leiſe rauſchte es in der Wand, die Sendung ſchwebte hinab.

Der Fürſt erhob ſich von ſeinem Stuhle und ſchritt durch das Zimmer. „Meine Gedanken fahren ruhelos um dieſen Mann. Ich habe ihn zuvorkommend aufgenommen, ich habe ſogar ſeine verrückten Hoffnungen mit größter Aufmerkſamkeit behandelt, und mir begegnet, daß ein unpraktiſcher Träumer mich blasphemirt. Weßhalb dieſer tückiſche Angriff auf mich? Er that ihn mit dem boshaften Scharfſinn eines Kranken, der beſſer erkennt als die Geſunden, wo es einem Andern fehlt. Was er ſchwatzte, war halb leere Reflexion und halb blöde Schlauheit eines Thoren, der auch den Wurm in der Hirnſchale mit ſich herumträgt. Gleichviel, wir kennen einander, wie der Augur den Genoſſen. Zwiſchen uns iſt ein Familienhaß aufgebrannt, wie nur Verwandte gegen einander fühlen, ein dauerhafter treuherziger Haß, der ſich hinter Lächeln und artigem Beugen des Kopfes verbirgt. Streich um Streich, mein römiſcher Vetter, du ſuchſt eine Handſchrift, die bei mir verborgen liegt, ich aber etwas Anderes, das du mir vorenthältſt.“

Er ſank in den Seſſel zurück und ſah ſcheu nach der Thür. Dann fuhr er mit der Hand in einen Stoß Bücher und zog eine Ueberſetzung des Tacitus heraus. Mit dem Finger tippte er auf das Buch. „Der dies ſchrieb, war auch krank. Er ſpionirt unabläſſig um die Seelen ſeiner Herren; ihre Bilder füllen ihm die Phantaſie ſo ſehr, daß ihm das römiſche Volk und die Millionen anderer Menſchen unbedeutend geworden ſind, er beargwöhnt jeden Schritt ſeiner Gebieter und er vermöchte ſie doch nicht zu entbehren, wie ſeine Zeit ſie nicht entbehren konnte. Er ſtarrt auf ſie wie auf Sonnen, über deren Verfinſterung er grübelt, und die auch ihm, dem kleinen Planeten, ſein Licht geben. Schon zweifelt er an einer

vernünftigen Ordnung der Welt, das ist jedem Menschenhirn der Anfang vom Ende. Aber er hat noch Witz genug, einzusehen, daß seine Herren erkrankt sind durch die Erbärmlichkeit von Seinesgleichen, und seine beste Politik ist die des alten Obersthofmeisters, mit stummer Verbeugung zu ertragen."

Er schlug die Blätter auf. „Nur Einer, den er in sein Buch gesperrt hat," begann er wieder, „war ein Mann, von dem zu lesen beweglich ist. Das war die finstere Majestät des Tiberius. Der kannte das Gesindel und verachtete es, bis die elenden Sclaven zuletzt auch ihn unter die Irren steckten. Weißt du, Professor Tacitus, weßhalb der große Kaiser zu einem schwachen Narren wurde? Niemand weiß es, Niemand auf Erden als ich und Meinesgleichen. Er wurde wahnsinnig, weil er nicht aufhören konnte, ein fühlender Mensch zu sein. Viele verachtete er und Viele haßte er, und doch konnte er das kindliche Gefühl nicht missen, zu lieben und zu vertrauen. An diesem Zipfel seines irdischen Lebens faßte ihn ein gemeiner Bursch, der ihm einmal persönliche Aufopferung gezeigt, und zog den starken Geist zu sich herab in den Schmutz. Eine armselige Schwäche des Herzens hat den harten Politiker des kaiserlichen Roms zum Thoren gemacht. Uns alle verderben die weichen Gefühle, welche in einsamer Stunde aufsteigen, untilgbar ist dies Verlangen nach reinem Herzen und treuem Gemüth, unsterblich die Sehnsucht nach den idealen Zuständen des Menschen, welche der Dichter schildert und der Pedant glaubt."

Er las mit halblauter Stimme eine Stelle: „So schreibt der römische Kaiser seinem Senat: Die Götter und Göttinnen sollen mich ärger strafen, als ich mich täglich gestraft fühle, wenn ich weiß, was ich euch, versammelte Väter, schreiben soll, oder wie ich es schreiben soll, oder was ich euch in diesem Augenblicke durchaus nicht schreiben darf."

Er schlug auf das Buch. „Der hat's gefühlt. Den Brief könnte noch mancher Andere schreiben und er könnte

weinen, daß er so schreiben muß." Er seufzte tief, der Kopf sank ihm in die Hände und auf den Tisch.

An der Thür regte sich's leise, der Fürst fuhr in die Höhe. Der Kammerdiener meldete: „Hofmarschall von Bergau."

Der Hofmarschall trat ein. „Die Frau Prinzessin frägt an, zu welcher Stunde sie Ew. Hoheit Lebewohl sagen darf."

„Lebewohl?" frug der Fürst sich besinnend. „Weßhalb?"

„Ew. Hoheit haben anzuordnen geruht, daß die Frau Prinzessin heut auf einige Tage nach ihrem Sommerschloß abreist."

„In der That," versetzte der Fürst. „Mir ist heut recht wohl, lieber Bergau, ich wünsche mit der Prinzessin beim Frühstück zusammen zu treffen. Ist auch Ihnen angenehm, daß Sie dort den Dienst leiten?" frug er freundlich.

„Ich bin meinem gnädigsten Herrn dafür sehr dankbar," versetzte aufrichtig der Hofmarschall.

„Welche Dame hat die Prinzessin zur Begleitung gewählt?"

„Da Hoheit die Wahl freigestellt haben, ist Fräulein Gotlinde bestimmt."

„Ich bin damit einverstanden," sagte der Fürst gnädig. „Lassen Sie die gute Gotlinde zum Frühstück laden und stellen Sie sich selbst dabei ein, damit ich Sie Alle vor der Abreise noch einmal um mich sehe. Noch Eins. Herr Werner wird Ihnen nachfolgen, er wünscht für seine gelehrten Zwecke Geräth und Räume des Schlosses zu durchsuchen. Seien Sie ihm in jeder Weise behülflich und lassen Sie es an keiner Aufmerksamkeit fehlen. Ich habe dabei einen vertraulichn Auftrag für Sie."

Der Hofmarschall machte eine klägliche Miene, welche deutlich protestirte.

„Ich wünsche diesen bedeutenden Mann ganz für uns zu gewinnen," fuhr der Fürst fort. „Sondiren Sie, welche äußere Stellung oder Auszeichnung ihm willkommen wäre. Ich bemerke, daß mir viel daran liegt, ihn festzuhalten."

Der Hofmarschall antwortete bekümmert: „Ew. Hoheit betheure ich, daß ich das hohe Vertrauen ehrfurchtsvoll zu schätzen weiß, und doch consternirt mich dieser Auftrag. Denn er setzt mich wieder in Gefahr, den Unwillen meines gnädigen Herrn zu erregen. Mir wurde hinreichende Gelegenheit, zu bemerken, daß bei diesen Leuten auf ein dankbares Entgegenkommen nicht zu rechnen ist."

„Sie müssen nichts bieten, nur aus ihm einen Wunsch herauslocken," versetzte der Fürst trocken.

„Wenn dieser Wunsch aber in das Maaßlose hinausschweifen sollte?" frug der Hofmarschall unsicher.

„So hüten Sie sich, zu widersprechen, überlassen Sie mir die Entscheidung, ob ich ihn für maaßlos halte. Senden Sie mir sofort Nachricht." Der Fürst winkte Entlassung, beobachtete scharf Verbeugung und Abtritt des Hofmarschalls und sah ihm kopfschüttelnd nach. „Er ist noch nicht alt, und schon trifft ihn der Fluch, er wird grotesk. Hier ist auch ein Räthsel menschlicher Natur für euch, ihr Gelehrten, daß Jemand, der alle Stunden Miene und Haltung beherrschen muß, der im täglichen Verkehr mit Anspruchsvollen Takt und gute Form sehr nöthig hat, daß grade der in alten Tagen leicht dem Schicksal verfällt, diesen besten Erwerb seines Lebens zu verlieren, haltlos zu schwatzen und durch ungebändigten Egoismus lästig zu werden. Du weißt die Antwort darauf, Kaiser Tiberius, weßhalb der Dienst bei dir, dem klugen Mann, deine Diener allmälig zu Karikaturen ihres eigenen Wesens gemacht hat. Nun, sie haben sich an dir gerächt, es ist Alles in der Ordnung. In dem Gefüge der Welt ist eine verzweifelte Vernunft; Jammer, o Jammer, daß wir beide geringe Veranlassung haben, uns darüber zu freuen." Er stöhnte und wieder verbarg er das Haupt in den Händen.

Kurz darauf hielt Ilse im Pavillon neue Briefe aus der Heimath in der Hand. „Wie kann vierblättriger Klee aus gut

geſchloſſenem Briefe verloren gehen?“ frug ſie den Gatten. „Luiſe hat an ihrem Geburtstage einige Kleeblätter gefunden und in dem vorletzten Briefe dir geſchickt, damit du Glück haben ſollteſt. Das Kind kommt in die Jahre, wo ſolches Spiel Freude macht. Der getrocknete Klee lag nicht in ihrem Briefe, und da ſie flüchtig iſt, ſchalt ich ſie darum in meiner Antwort. Heut betheuert ſie, ihn ganz zuletzt in das Couvert geſteckt zu haben.“

„Er mag dir ſelbſt beim Aufbrechen des Briefes herausgefallen ſein,“ tröſtete der Profeſſor.

„Der Vater iſt nicht mit uns zufrieden,“ fuhr Ilſe bekümmert fort, „ihm iſt nicht recht, daß der Prinz in ſeine Nähe gekommen iſt, er fürchtet Störungen für die Wirthſchaft und das Geſchwätz der Leute. Worüber wollen die Leute ſchwatzen? Clara iſt doch noch ein halbes Kind, und der Prinz wohnt ja gar nicht auf unſerm Gute.“

„Alles iſt grau auf der Erde,“ klagte ſie, „das Licht der lieben Sonne fehlt überall. Auch hier die Verſtörung, der Fürſt krank, unſer Prinz verſchwunden, wie vom Sturm weggefegt. Wie konnte der Prinz abreiſen, ohne guten Tag, guten Weg zu ſagen? Darüber kann ich mich nicht beruhigen. Denn das haben wir nicht um ihn verdient und nicht um ſeinen geſchmeidigen Kammerherrn. Ich fürchte, er geht nicht gern auf das Land, und er zürnt mir, Felix, weil ich einige Worte darüber geſagt. Wenn er unzufrieden iſt, ſo wird er ganz ſchweigſam und gleichgültig ſein, darauf kenne ich ihn, und darüber wird ſich wieder mein Vater ärgern. Das kann nicht gut thun, und mir liegt die Sache ſchwer auf dem Herzen.“

„Läßt dir dieſer Kummer noch Raum für die Geſchäfte anderer Leute,“ begann der Profeſſor fröhlich, „ſo gönne auch mir einigen Antheil. Ich meine, das einſame Schloß gefunden zu haben, das ich ſo lange ſuchte, aus dieſer Chronik ſehe ich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Landſitz, nach welchem

die Prinzessin abreist, mitten im Walde lag. Ich höre, in den entlegenen Mauern wird viel alter Hausrath aufbewahrt. Mir ist zu Muthe, wie in meiner Kindheit am Vorabend meines Geburtstages. Ich habe dem Schicksal einen großen Wunschzettel geschrieben, und wenn ich an die Stunde denke, wo diese Einbescheerung mir werden kann, fühle ich dieselbe pochende Erwartung, die dem Knaben den Schlaf verscheuchte. Es ist ja kindisch, Ilse," fuhr er fort, seiner Frau die Hand reichend. „Ich weiß es, habe auch du Nachsicht mit mir, ich habe dich oft mit meinen Träumen gelangweilt, das wird jetzt ein Ende nehmen. Denn dort endet zwar nicht die Hoffnung, den Schatz einmal zu finden, wohl aber ist dort die letzte Stätte, wo ich ihn zu suchen Veranlassung habe."

„Wie aber, Felix, wenn du das Buch wieder nicht findest?" frug Ilse traurig und hielt seine Hand fest.

Die Stirne des Professors zog sich finster zusammen, er wandte sich kurz ab und sagte rauh: „Dann suche ich weiter. — Wäre doch Fritz gekommen."

„Sollte er denn kommen?" frug Ilse verwundert.

„Ich habe ihn darum ersucht," versetzte der Gatte. „Er antwortete, daß die Geschäfte seines Vaters und sein Verhältniß mit Laura ihn noch zurückhalten. Auch für ihn scheint sich eine Krisis vorzubereiten. Er erhebt gegen das Verzeichniß, das ich hier fand, Bedenken, die ich für unbegründet halte."

„O wäre er bei uns!" rief Ilse, „ich sehne mich nach einem befreundeten Gesicht wie ein Reisender, der Tage lang durch öde Wildniß fährt."

Der Professor wies zum Fenster hinaus. „Diese Wildniß sieht doch menschlich genug aus, und ein Besuch, den du dir forderst, fährt bereits vor das Haus."

Ilse hörte das Rollen fremder Räder, welche unsichere Gleise in den fürstlichen Kies zogen. Ein Wagen hielt vor dem Pavillon, der ländliche Kutscher klatschte mit der Peitsche. Die Diener eilten vor die Thür, Gabriel knöpfte an der Leder-

decke des Wagens, eine kleine Dame fuhr heraus, gab dem Lakaien ein Packet und Gabriel eine Schachtel, und rief dem Kutscher zu, wegen des Anspannens nachzufragen. Eilig stieg sie die Treppe herauf und verschlang auf dem Wege die Malerei und die Gipsschnörkel mit ihren Augen.

„Das ist große Freude, Frau Oberamtmann," rief Ilse erfreut an der Stubenthür. Der Professor eilte der Fremden entgegen und bot ihr den Arm.

„Meine theure Ilse," rief die kleine Dame, „verehrter Herr Professor, da bin ich! Denn Rollmaus hat für seine Geschwisterkinder die Aufsicht über ein Gut in der Nähe erhalten, und da er in diese Gegend reisen mußte um zum Rechten zu sehen und nur kurze Zeit verweilen wird, so dachte ich wegen der Annehmlichkeit des Wiedersehens Ihnen beiden einen Besuch zu machen. Der Vater grüßt und die Geschwister, von denen Clara sich ausbildet wie Ihr jüngerer Zwilling."

„Herein, herein," rief Ilse, „Sie selbst sind der beste Gruß aus der Heimath."

Die Rollmaus blieb an der Thüre stehen. „Ich bitte nur einen Augenblick," rief sie auf die Schachtel zeigend.

„Sie kommen zu alten Freunden."

„Ich bitte dennoch, damit ich diesem decolletirten Hause keine Schande mache."

Die Frau Oberamtmann wurde in ein Nebenzimmer geführt, die Schachtel geöffnet und nachdem die gute Haube aufgesetzt und weiße Randverzierungen um Hals und Arme gesteckt waren, flatterte die gelehrte Frau mit Ilse in die Wohnstube. „Prachtvoll," rief sie und sah bewundernd nach der Decke, wo der Liebesgott ihr sein Mohnbüschel entgegenstreckte. „Man erkennt an dem Flitzbogen auf der Stelle, daß es ein Cupido ist, welchen man sogar öfter auf Pfefferkuchenbildern sieht, wo er zwischen zwei brennenden Herzen steht. Verehrter Herr Professor, das Glück uns wieder zu sehen und in solcher Umgebung, ist wirklich sehr groß. Ich habe mich lange auf diese

Stunde gefreut, wobei ich Ihnen zugleich meinen Dank ſage für die letzten überſandten Werke, in denen ich bis zur Reformation vorgedrungen bin. Rollmaus wäre gern mitgekommen, aber die Brennerei macht ihm zu thun wegen der alten Blaſe, welche dort herausgenommen werden muß."

Bei dieſer Begrüßung fuhren die Augen der Frau Oberamtmann neugierig in alle Winkel der Stube. „Wer hätte gedacht, liebe Ilſe, daß Sie und der Herr Profeſſor mit unſeren fürſtlichen Perſonen in ein freundſchaftliches Verhältniß kommen würden? Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mich bereits beim Herfahren nach dem fürſtlichen Hof umgeſehen habe, welcher aber wahrſcheinlich auf der andern Seite liegt, da ich hier nur Gartengewächſe erblicke."

„Es iſt keine Wirthſchaft bei dem Schloß," erklärte Ilſe, „nur der Stall iſt geblieben und die große Küche."

„Man ſpricht von ſechs Köchen," rief die Rollmaus, „welche alle vorzugsweiſe Mundköche ſind, obgleich ich nicht weiß, für welchen andern Theil des menſchlichen Körpers ſonſt noch gekocht werden ſoll. Aber die Originalitäten bei einem Hofe ſind überhaupt ſehr groß, wozu auch die Silberwäſcherinnen gehören, von denen ich wirklich nicht glaube, daß ſie ihre Pflicht thun; wenigſtens iſt das kleine Courant in unſerm Lande ſehr ſchmutzig und es wäre ein großes Scheuerfeſt dafür nothwendig. Man ſagt, daß der junge Prinz jetzt auf die Oberförſterei kommt; unſer Oberſtörſter iſt in voller Occupation, er flucht über die Einquartirung und hat ſich neue Uniform beſtellt." Sie wurde ernſthaft, fiel in Gedanken und es entſtand eine Pauſe, aus welcher ſie ſich dadurch zog, daß ſie ihre Naſenſpitze faßte, Ilſe gutmüthig anſah und dieſer die Hand drückte. „Es ſcheint Regenwetter zu kommen," fuhr ſie kleinlaut fort, „und die Landwirthe klagen, daß der Käfer im Frühjahr den Raps gefreſſen hat. Hier freilich iſt's wie im Paradieſe, obgleich ich hoffe, daß keine wilden Thiere herumſpazieren, und jetzt auch keine Zeit iſt, wo man Aepfel mit Vergnügen vom Baume

brechen kann. Dagegen hat sich hier in der Residenz etwas aufgethan, was sehr merkwürdig sein soll. Denn wie ich mit Rollmaus nach dem Gute kam, erzählte der Inspector von einer Wahrsagerin, welche den Leuten dieser Stadt wunderbare Dinge prophezeit. Wissen Sie etwas Sicheres über ihre Qualität?"

„Wir haben wenig Bekannte," antwortete Ilse, „Neuigkeiten erfahren wir nur aus den Blättern."

„Mir wäre wirklich lieb zu hören, was an der Person ist. Denn ich habe in der letzten Zeit das Studium der Phrenologie angefangen, und ich höre, lieber Herr Professor, daß auch diese Forschung von mehren Seiten angefochten wird. Ich selbst bin darüber unsicher. Ich habe den Kopf von Rollmaus untersucht, und bin erschrocken, wie sehr an seinen Ohren der Zerstörungstrieb entwickelt ist, während er doch bei jedem Tassenhenkel, den die Mädchen abbrechen, unzufrieden wird. Wiewohl ich wieder, lieber Herr Professor, auf Ihrer Stirn das Denkvermögen bestätigt finde. Die Buckel sind sehr groß, womit ich nicht sagen will, daß sie Ihnen schlecht stehen. Um aber wieder auf die Wahrsagerin zu kommen, so hat sie dem Inspector gesagt, daß er verheirathet war, daß seine Frau gestorben ist und daß er zwei Kinder hat, und daß er noch eine Frau nehmen wird, welche ihm wieder einen Nachwuchs von zweien importiren wird. Und das ist Alles richtig, denn er geht bereits auf Freiersfüßen. Nun frage ich Sie, woher kann die Person das wissen?"

„Vielleicht kennt sie den Inspector," versetzte der Professor, unter seinen Papieren aufräumend. „Ich rathe nicht ihrer Kunst zu vertrauen und ich kann Ihnen auch das Studium der Phrenologie nicht empfehlen. Jetzt aber lassen Sie uns wissen, wie lange Sie bei uns bleiben, ich bin genöthigt, in das Museum zu gehen, und will Sie bei meiner Rückkehr wiederfinden."

„Ich kann einige Stunden bleiben," tröstete die Rollmaus

„ich habe drei Meilen zu fahren, aber die Wege hier sind besser, als bei uns. Obgleich auch jetzt über unserer Chaussee gebaut wird, die Wegebauer karren schon bei der Stadt Rossau, denken Sie, liebe Ilse, die steinerne Brücke zwischen der Stadt und Ihrem Gute ist bereits abgebrochen, sie haben eine Nothbrücke gezimmert. Also auf einige Stunden bitte ich Sie, mit mir in Ermangelung eines Besseren vorlieb zu nehmen."

Der Professor entfernte sich, die Frauen sprachen vertraulich über die Familien der Heimath, wobei die Rollmaus sich wissenschaftlicher Untersuchungen nicht ganz begab, denn sie fuhr mitten in der Unterhaltung mit dem Finger an Ilse's Schläfe und bat um Erlaubniß, ihren Scheitel zu befühlen, worauf sie erfreut sagte: „Es ist viel Aufrichtigkeit da, wie ich immer vorausgesetzt habe." Dabei sah sie Ilse bedeutungsvoll an. Sie war redselig und herzlich, aber sie verrieth eine Befangenheit, welche Ilse auf die ungewohnte Umgebung schob.

Nachdem die Frau Oberamtmann die Wohnung bewundert hatte, die Bilder beurtheilt und den Stoff der Möbelüberzüge befühlt, wies Ilse auf das Sonnenlicht, welches aus den Regenwolken brach, und machte den Vorschlag, durch die Parkanlagen zu gehen. Erfreut stimmte die Frau Oberamtmann bei, sie wandelte mit festem Landschritt neben ihrer Führerin, und Ilse hatte viel zu thun, die Fragen der aufgeregten Dame zu beantworten. Dabei kamen sie in einen Theil der Anlagen, welcher in dieser Stunde den eleganten Leuten der Residenz zur Promenade diente. „Welche Ueberraschung!" rief die Rollmaus plötzlich, und faßte Ilse's Arm. „Hochfürstliches Costüm." Bei einer Biegung des Weges wurde der Hut eines Lakaien sichtbar, die Prinzessin, begleitet von Fräulein Gotlinde und dem Prinzen Victor, kam grade auf sie zu. Unter ehrfurchtsvollen Grüßen der Spaziergänger näherten sich die Herrschaften, auch Ilse trat zur Seite und verneigte sich. Die Prinzessin blieb stehen. „Wir sind im Begriff, Sie aufzusuchen," begann sie freundlich, „mein Bruder war zu schneller Abreise

veranlaßt, er wird Ihrem Vater ſagen, wie leid ihm that, daß er Ihre Grüße nicht in das väterliche Haus mitnehmen konnte.“ Ihre Augen ſtreiften über die Frau Oberamtmann, welche ſich mit beiden Händen auf ihren Schirm ſtützte und den Kopf vorbeugte um keine Silbe von den Lippen der erlauchten Dame zu verlieren. Ilſe nannte den Namen: „Eine treue Nachbarin aus der Gegend von Roſſau, welche für einige Tage hier in der Nähe weilt.“ Die Rollmaus tauchte tief herab, und ſagte faſt bewußtlos vor Schreck: „Es iſt nur drei Meilen von hier, in Krötendorf, obwohl mit gnädigſter Erlaubniß nicht mehr Kröten daſelbſt wohnen, als an andern anſtändigen Orten.“

„Sie ſind auf dem Spaziergange,“ ſprach die Prinzeſſin zu Ilſe, „wollen Sie mich nicht ein Stück begleiten?“ Sie winkte Ilſe neben ſich und ſetzte zwiſchen ihr und dem Hoffräulein den Weg fort, Prinz Victor blieb zurück und geſellte ſich zur Frau Oberamtmann.

„Alſo die Kröten werden auf Ihrem Gut nicht gemäſtet?“ begann der Prinz die Unterhaltung.

„Nein, mein Gnädiger,“ verſetzte die Rollmaus, verlegen an ihrem Schirme neſtelnd. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich Sie durch eine richtige Titulatur coordiniren ſoll.“

„Prinz Victor,“ erwiederte der junge Herr nachläſſig.

„Ich bitte um Verzeihung, daß mir dieſer ehrenvolle Name noch keine Befriedigung gewährt. Darf ich noch um die ſonſtige Titulatur bitten, welche bei Pfarrern durch Hochehrwürden ausgedrückt wird? Denn bei fürſtlichen Perſonen anzuſtoßen, iſt nicht erfreulich, und mir ſind dieſe Adreſſen nicht geläufig.“

„Nennen Hochwohlgebornen mich Hoheit, ſo wird uns beiden Recht geſchehen.“

„Ganz wie Sie befehlen,“ rief die Rollmaus erfreut.

„Sie ſind näher mit der Frau Profeſſorin bekannt?“

„Seit ihrer Kindheit,“ erklärte die Frau Oberamtmann,

„ich war ihrer ſeligen Mutter befreundet, und ich darf wohl ſagen, ich habe Freude und Trauer mit unſerer lieben Ilſe getheilt, Prinz Victor Hoheit kann ihr treues Herz unmöglich ſo gut kennen als Unſereiner. Zuletzt iſt ſie durch die gelehrte Bekanntſchaft in andere Atmoſphäre gekommen, aber ſchon vor der Verlobung, als die Fackeln brannten und ihre Geſchwiſter Fichtenäſte trugen, war mir deutlich, das daraus eine Partie werden mußte.“

„Gut,“ ſagte der Prinz, „wie lange bleiben Sie in unſerer Nähe?“

„Nur bis Ende der Woche, denn die Wirthſchaft geht bei Rollmaus jeder Reſidenz vor, was auch gar nicht zu verwundern iſt, da er nicht Neigung zur Wiſſenſchaft hat, welche mich beſeelt. Wozu in der Stadt beſſere Gelegenheit iſt, obgleich man auch auf dem Lande ſeine Beobachtungen macht, an Köpfen und andern Naturgegenſtänden.“

„Das Wetter iſt unſicher, Ihr Wagen iſt doch von allen Seiten geſchloſſen?“ unterbrach ſie der Prinz.

„Es iſt eine Britſchka mit ledernem Verdeck,“ verſetzte die Rollmaus. „Wogegen ich offenherzig geſtehen will, daß es mir bei dieſem Beſuche ein ganz unerwartetes Vergnügen iſt, Hoheit hier neben mir zu ſehen, denn ich habe ſchon von Ihnen allerlei gehört.“

„Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein,“ verſetzte der Prinz, „wenn Sie mir ganz freundſchaftlich ſagen, was Sie gehört haben. Ich habe bis jetzt geglaubt, daß mein Ruf noch lange nicht ſo arg iſt, als er ſein könnte.“

„Es mag Jemand noch ſo edel ſein, er entgeht der Nachrede nicht,“ rief die Rollmaus eifrig. „Man ſpricht von Streichen. Ich fürchte, Hoheit werden mir verübeln, wenn ich dieſe Nichtswürdigkeiten in den Mund nehme.“

„Sprechen Sie nur etwas,“ verſetzte der Prinz, „was es auch ſei.“

„Man behauptet, daß Hoheit debuſchiren, daß Hoheit als

ein luſtiger Vogel leben und noch Anderes, was ich zu wiederholen mich genire."

„Nur heraus," ermunterte der Prinz.

„Daß Hoheit andere Leute zum Narren haben."

„Das thut weh," verſetzte der Prinz. „Iſt Ihr Kutſcher ein beherzter Mann?"

„Er iſt nur etwas grob, ſogar gegen Rollmaus, der ihm Vieles nachſieht."

„Glauben Sie mir, Frau Oberamtmann," fuhr der Prinz fort, „es iſt eine trauriges Geſchäft, Prinz zu ſein. Unruhe vom Morgen bis zum Abend. Jeder will haben und Keiner bringt etwas, außer Rechnungen. Darüber geht die Heiterkeit verloren, man wird trübſinnig und ſchleicht durch die Büſche. Meine liebſte Erholung iſt am Abend ein friedliches Geſpräch mit meiner guten alten Amme und Erzieherin, der verwittweten Cliquot, und eine kleine Patience, die ich mit meinen vier königlichen Freunden lege. Zuletzt zählt man die guten Werke zuſammen, die man den Tag zu Stande gebracht hat, ſeufzt, daß ihrer ſo wenig ſind, und ſucht ſeinen Stiefelknecht. Wir ſind die Opfer unſeres Standes. Wenn ich die Frau Profeſſorin um etwas beneide, ſo iſt es ihr Diener Gabriel, ein zuverläſſiger Mann, den ich auch Ihrem Wohlwollen empfehle."

„Ich kenne ihn bereits," verſetzte die Rollmaus. „Wobei ich bekennen muß, daß die Selbſtbiographie, welche Sie von ſich geben, mit Allem übereinſtimmt, was ich bei Hoheit an dem Organismus des Kopfes entdecke, ſoweit nicht der Hut die Ausſicht benimmt, was freilich ſehr der Fall iſt."

„Ich wäre meiner Hirnſchale dankbar," brummte der Prinz, „wenn ſie bei Jedermann meinen Worten ſo leicht Glauben verſchaffen wollte."

„Es wird mir, ſolange ich lebe, ſowohl Plaiſir als Souvenir ſein," fuhr die Rollmaus mit einem ſchreitenden Knixe fort, „daß mir der Zufall dieſen intimen Commers mit Ew. Hoheit verſchafft hat. Die Erinnerung daran will ich mir,

wenn ich dies ſagen darf, durch Ew. Hoheit Bild veziren, von dem ich hoffe, daß es in den Handlungen zu haben ſein wird. Man ſtellt ſich davor, wenn man ſich grade im Singularis befindet, wie jetzt mein Sohn Karl vor ſeiner Grammatik, und denkt an die vergangenen Stunden."

Prinz Victor ſah die Rollmaus mit einem Blicke innigen Wohlwollens an. „Ich werde nie dulden, daß Sie mein Portrait kaufen, ich bitte um die Erlaubniß, Ihnen ein Exemplar als Andenken zu überſenden. Es iſt leider nicht ſo getroffen, wie ich wünſche. Der Maler hat mich ſtärker aufgefaßt, auch mit dem Anzug bin ich nicht ganz zufrieden, er ſieht einem geiſtlichen Talar gar zu ähnlich. Indeß bitte ich, den Ueberfluß freundlich hinweg zu denken. Hält Oberamtmann Rollmaus auf gute Pferde? Zieht er die Fohlen ſelbſt?"

„Immer, Hoheit, er iſt deßwegen bei den Nachbarn berühmt."

Der Prinz wandte ſich in einem ganz neuen Intereſſe zu der kleinen Dame. „Könnte man vielleicht mit ihm ein Geſchäft machen? Ich ſuche einige dauerhafte Reitpferde. Wie iſt er beim Handel?" frug er treuherzig.

„Er iſt ein ſehr guter Wirth," verſetzte die Rollmaus zögernd und ſah den Prinzen mit heimlichem Bedauern an. „In Pferden gilt er ſeinen Bekannten für ſehr erfahren, und — und wenn ich es ſagen darf, für frottirt."

„Was heißt das?" frug der Prinz.

„Ich bitte um Vergebung," rief die Rollmaus ängſtlich, „es würde für mich als Gattin nicht wohlanſtändig ſein, wenn ich das unangenehme Wort gerieben verwenden wollte."

Der Prinz zog die Lippen zu einem leiſen Hauch zuſammen, welcher faſt wie ein reſignirtes Pfeifen klang. „Alſo er iſt Hochwohlgeboren ſehr unähnlich. Dann wird ſchwerlich etwas zu machen ſein. Hat Frau Profeſſorin nicht Luſt, Sie auf einige Tage im Dorf der Kröten zu beſuchen?"

„Es wäre uns die größte Freude," rief die Rollmaus, „aber das Haus ſteht leer und iſt nicht eingerichtet, wir müſſen uns behelfen, auch die Küche iſt kalt."

„Alſo nur für den äußerſten Nothfall," ſagte der Prinz.

Unterdeß ſchritt Ilſe an der Seite der Prinzeſſin durch die Gruppen der grüßenden Städter, ihr war das Herz nicht ſo leicht, als ihrer Frau Oberamtmann. Die Prinzeſſin ſprach gütig zu ihr, aber über Gleichgültiges, wandte ſich auch wohl nach der andern Seite zu ihrem Hoffräulein. Es war offenbar nicht der Wunſch, ſich mit Ilſe zu unterhalten, was die Aufforderung veranlaßt hatte, es war eine Schauſtellung der Huld vor den Leuten, das empfand Ilſe deutlich, ſie fühlte die Abſicht heraus, frug ſich in der Stille, weßhalb das nöthig ſei, und ihr Stolz bäumte gegen eine Huld auf, die nicht vom Herzen kam. In dem belebteſten Theil der Promenade wurde Ilſe noch eine Weile von der Prinzeſſin feſtgehalten. „Ich verlaſſe heut die Reſidenz," ſagte die Prinzeſſin, „und gehe für Tage oder Wochen auf das Land, vielleicht wird mir das Vergnügen, Sie dort zu ſehen." Auch Prinz Victor rückte verbindlich an ſeinem Hut und ſagte nichts als die Worte: „Die Luft wird ſchwül."

Ilſe grübelte über dem kleinen Vorfall, als ſie mit ihrer Begleiterin dem Pavillon zuging, ſie antwortete zerſtreut den begeiſterten Reden der Frau Oberamtmann und ſah nur mit halbem Blick auf die Spaziergänger, von denen jetzt viele auch vor ihr den Hut zogen.

Gabriel hatte der Frau Oberamtmann zu Ehren für Kaffee geſorgt und in dem abgeſchloſſenen Raume vor der Thür den Tiſch gedeckt. Dort ſaßen die Frauen nieder, die Rollmaus ſah entzückt auf blühende Azaleen, rühmte den Kuchen der Reſidenz und noch weit mehr die hohen Herrſchaften, und plauderte in ihrer beſten Laune fort, während Ilſe ernſthaft vor ſich niederſah. „Einige Fürſtlichkeiten habe ich geſehen, jetzt hätte ich noch Luſt zur Wahrſagerin. Es iſt merkwürdig,

liebe Ilſe, daß meine ſchätzbare Verbindung mit dem Herrn Profeſſor immer nach dem Ahnungsvermögen hinarbeitet. Als ich ihn zuerſt ſah, kam das Geſpräch auf meine Jette, welche jetzt als Schenkwirthin recht dick wird, und heut wieder auf die Wahrſagerin. Es iſt wirklich kein Vorwitz, wenn ich den Wunſch habe, dieſe Perſon zu befragen. Mir liegt nichts daran, meine Zukunft zu erfahren, da ich ohnedies genau weiß, wie Alles geſchehen wird. Denn wir leben gewiſſermaßen in natürlichen Verhältniſſen; zuerſt kommen die Kinder, dann wachſen ſie groß, man wird älter und wenn man nicht ſtirbt, bleibt man noch eine Weile am Leben. Das iſt mir nie ſcrupulös geweſen, und ich wüßte nicht, was mir die Perſon darin Neues entdecken könnte. Es müßte denn ein Unglück ſein, das uns paſſiren ſoll, und das will ich gar nicht prophezeit haben. Mir iſt es vielmehr nur um die Belehrung, ob eine ſolche Perſon mehr weiß, als wir andern. Denn in unſerer Zeit wird auch das Ahnungsvermögen bezweifelt, und mir ſelbſt hat nie etwas geahnt, außer einmal bei Zahnſchmerz, wo mir träumte, daß ich eine Pfeife rauchte, was denn auch geſchah und garſtige Wirkungen hatte, welche aber nicht wunderbar genannt werden können."

„Vielleicht weiß die Wahrſagerin zuweilen mehr als Andere," verſetzte Ilſe zerſtreut, „weil ſie irgendwo die Kenntniß fremder Verhältniſſe erworben hat."

„Ich habe mir ſchon etwas ausgedacht," rief die Oberamtmann, „ich würde ſie nur wegen der ſilbernen Suppenkelle fragen, welche auf eine unerklärliche Weiſe aus unſerer Küche verſchwunden iſt."

„Was will die Frau daran wenden, wenn ich's ihr ſage?" frug eine hohle Stimme. Die Rollmaus fuhr in die Höhe. An der Hausecke ſtand ein großes Weib hinter den Topfgewächſen, von den Schultern hing ihr ein verſchliſſener Mantel, das Haupt war mit einem dunklen Tuche verhüllt, hinter welchem zwei blitzende Augen nach den Frauen ſtachen. Die Rollmaus

faßte Ilſe's Arm und rief erſchreckt: „Das iſt die Wahrſagerin ſelbſt, liebe Ilſe, ich erbitte Ihren Rath, ſoll ich ſie fragen?"

Das Weib trat vorſichtig hinter dem Strauchwerk hervor, ſtellte ſich vor Ilſe und lüftete das Kopftuch. Ilſe erhob ſich und ſah unruhig auf die ſcharfen Züge eines verfallenen Geſichts. „Die Zigeunerin!" rief ſie zurücktretend.

„Eine Keſſelflickerfrau," rief die Rollmaus unwillig, „dieſes Ahnungsvermögen kenne ich, es hängt mit Hühnermauſen zuſammen und mit noch ſchlimmeren Dingen. Erſt ſtehlen ſie und verſtecken und dann verkünden ſie, wo das Geſtohlene liegt."

Die Fremde achtete nicht auf den Angriff der Frau Oberamtmann. „Meine Leute ſind gehetzt worden wie die Füchſe im Wald, der Froſt hat ſie getödtet, eure Wächter haben ſie gefangen, die noch leben, liegen zwiſchen Mauern und klirren mit der Kette. Ich ziehe allein durch das Land. Schöne Frau, denken Sie nicht daran, was in jener Nacht die Männer gethan, denken Sie nur an das, was ich Ihnen vorausgeſagt. Iſt es nicht eingetroffen? Jetzt ſehen Sie auf das ſteinerne Haus dort drüben, und Sie ſehen wie er langſam auf dem Kieswege herankommt bis in die Stube, in welcher der nackte Knabe an der Decke hängt."

Ilſe's Antlitz zog ſich zuſammen. „Ich verſtehe den Sinn eurer Rede nicht, nur Eines höre ich, daß Ihr hier Beſcheid wißt."

„Manches Jahr ſind meine Füße durch den Schnee geglitten," fuhr die Landſtreicherin fort, „ſeit ich zum letzten Mal durch die Pforte dieſer ſchwarzen Thiere getreten bin." Sie wies auf die beiden Engel mit Tulpengewinden. „Jetzt hat die Krankheit auch mich geſchlagen." Sie ſtreckte ihre Hand aus. „Geben Sie junge Frau, einer Kranken von der Landſtraße, die einſt denſelben Weg gegangen iſt, den Sie jetzt ſchreiten."

Ilſe's Wange röthete ſich, ſie ſah ſtarr auf die Bettlerin und ſchüttelte verneinend das Haupt. „Nicht Geld will ich von Ihnen," fuhr die Bettlerin fort. „Bitten Sie für mich bei dem

Geiſte dieſes Hauſes, wenn er Ihnen einmal erſcheint. Ich bin müde und ſuche ein Lager für mein Haupt. Sagen Sie ihm, die Fremde, der er das Zeichen umgehangen hat," ſie wies auf ihren Hals, „bittet um ſeine Hülfe."

Ilſe ſtand unbeweglich, ihre Wangen glühten und ihr Auge ſah zornig auf das Weib.

„Was wenden Sie daran, Ihr Silber wieder zu finden?" frug zur Rollmaus gewandt die Bettlerin in verändertem Ton.

„Ihr alſo ſeid die Wahrſagerin?" fuhr die Rollmaus entrüſtet auf ſie ein, „nicht einen Kreuzer wende ich an euch. Wer euren Kopf unterſucht, würde einen ſchönen Organismus darauf finden. Solche kauderwelſche Worte habe ich ſchon oft gehört. Macht euch fort, bevor die Polizei kommt. Eine von eurem Volk hat meiner Großmagd prophezeit, ſie würde einen Gutsbeſitzer heirathen, und ich mußte das Mädchen abſchaffen, welche ſonſt brauchbar war, weil ſie anfing, gegen Rollmaus ſelbſt zu ſcharmuziren, obgleich dieſer nur darüber lachte. Geht, wir wollen nichts mit euch zu thun haben."

„Denken Sie an meine Bitte," rief die Fremde Ilſe zu, „ich komme wieder."

Die Frau wandte ſich ab und verſchwand hinter dem Hauſe.

„Es ſind Bälger," rief die Oberamtmann in tiefem Aerger, „glauben Sie nichts von Allem, was ſie ſagen. Dieſe hier ſprach noch ärgern Unſinn als die andern. Ich glaube gar, liebe Ilſe, Sie laſſen ſich zu Herzen gehen, was dieſer Bettel-tanz parlirte."

„Sie kennt dies Haus, ſie wußte wohl, was ſie ſprach," verſetzte Ilſe tonlos.

„Natürlich," rief die Rollmaus, „ſie ſchweifen umher und gucken durch alle Ritze, ſie haben ein gutes Gedächtniß für anderer Leute Geſchäfte, nur an ihre eigene Dieberei wollen ſie nicht erinnert ſein. Dieſes Object hier habe ich ſehr im Verdacht wegen meiner Suppenkelle. Wenn das die berühmte

Wahrſagerin ſein ſollte, dann iſt mir alle Forſchung verleidet. Ach, und ich ſehe, Ihnen auch."

„Ich kenne das Weib," verſetzte Ilſe, „ſie gehört zu der Bande, die unſere Kinder beſtahl und den Arm meines Felix verwundete. Jetzt tritt die unheimliche Geſtalt wie ein Geſpenſt vor meine Seele und ihre dunklen Worte erregen mir Grauen. Sie drohte, wieder zu kommen, mich faßt die Angſt, daß dieſes Weib noch einmal an mich heranſchleicht. Hinweg von hier."

Ilſe eilte in das Haus, die Oberamtmann folgte und rieth wohlwollend: „Kommt ſie wieder, ſo wird ſie weggejagt. Für dieſes Ahnungsvermögen giebt es kein beſſeres Mittel als Arreſt bei Waſſer und Brot."

Ilſe ſtand im Wohnzimmer, auch dort ſah ſie ſich ſcheu um. „Der ihr das Kreuz umhing, war der Herr dieſes Schloſſes; und als ſie damals am Hofthor die wüſten Worte zu mir ſprach, meinte ſie nicht meinen Felix."

„Acht Groſchen meinte ſie und nichts weiter," tröſtete die Rollmaus.

„Wie darf ſie wagen, mein Leben mit dem ihren zu vergleichen? Wie weiß ſie, ob der Herr dieſes Hauſes auf meine Worte hört?"

Die Oberamtmann mühte ſich vergebens, durch verſtändige Betrachtungen über die Nichtswürdigkeit weiblicher Vagabonden zu beruhigen. Ilſe ſah mit gefalteten Händen vor ſich hin, die Troſtſprüche der wackern Freundin verhallten vor ihrem Ohr.

Im Hauſe ſprachen fremde Stimmen, Gabriel öffnete die Thür und meldete den Hausmeiſter. Der alte Mann trat dienſteifrig ein und bat, die Störung zu entſchuldigen. „Mein gnädigſter Herr befahl mir anzufragen, ob vielleicht eine fremde Landſtreicherin hier bettelte. Sie hat ſich in das Schloß geſchlichen, Zugang zu der Frau Prinzeſſin geſucht und dieſe erſchreckt, als Hochdieſelbe abreiſen wollte. Seine Hoheit laſſen vor der Fremden warnen, ſie iſt eine gefährliche Perſon."

„Sie war hier," verſetzte Ilſe, „und ſprach wilde Reden, ſie ließ merken, daß ſie im Hauſe bekannt ſei."

Der Hausmeiſter ſah bekümmert aus, als er fortfuhr: „Es iſt lange her, da hatte die hochſelige Fürſtin ſich einmal eines ſingenden Mädchens erbarmt, dem die Mutter an der Landſtraße geſtorben war. Sie ließ das Geſchöpf unterrichten, und weil es drollig war und ſich gut anließ, wurde es zuletzt in's Schloß genommen und zu kleinen Dienſten gebraucht, aber es hat den Herrſchaften ſchlecht gelohnt. In einer Zeit, wo die hohe Familie ſchweres Unglück traf, fiel die Perſon in die Gewohnheit ihrer Kinderzeit zurück, ſie ſtahl und wurde unſichtbar. Heut will ein Diener in dem fremden Weibe das Mädchen wiedererkannt haben. Das hat der Kammerdiener Sr. Hoheit zugetragen, und der gnädige Herr, welcher ohnedies leidend iſt, hat ſich darüber aufgeregt. Bereits ſuchen die Landreiter auf allen Straßen nach der Fremden."

Der Alte empfahl ſich, Ilſe ſah ihm finſter nach, aber ſie ſagte doch ruhiger zur Oberamtmann: „Daher alſo die Sprache der Landſtreicherin, welche anders klang, als ſonſt bei bettelndem Volk, und daher ihr Wunſch, die Verzeihung des Fürſten zu erhalten."

Jetzt aber ſaß die Rollmaus gedrückt und kleinlaut. „Ach, liebe Ilſe, wenn die Hexe wirklich hier unter den fürſtlichen Perſonen gelebt hat, dann mag ſie Vielerlei wiſſen, was in dieſem Hauſe geſchehen iſt, denn die Leute ſprechen nichts Gutes davon, und ſie ſagen, daß in früherer Zeit hier fürſtliche Amoretten gewohnt haben. Das Haus kann ja nichts dafür, und wir Andern auch nicht, es iſt nur deßhalb, weil der Erbprinz jetzt zu Ihrem Vater kommt und Sie ihn ſchon von der Univerſität kennen. Darüber ſchütteln die Menſchen ihre Köpfe, es iſt dummes Geſchwätz."

„Was für Geſchwätz?" rief Ilſe mit rauher Stimme, und faßte die Hand der Oberamtmann.

„Man redet, Sie ſeien die Urſache, daß der Prinz in

unſere Gegend kommt. Wir würden uns Alle ſehr freuen, wenn Sie vor Ihrer Reiſe noch den Vater beſuchten, wie verabredet war, aber ich glaube wirklich, ſolange der Prinz dort iſt, wäre beſſer, wenn Sie hier blieben oder auch wo anders. Es iſt nur zur Vorſicht," fügte ſie beruhigend zu, „und Sie müſſen ſich das nicht zu Herzen nehmen."

Ilſe ſtand abgewandt, lautlos, unbeweglich, die Oberamtmann fuhr in tröſtender Rede fort, aber Ilſe vernahm kaum noch ihre Worte.

Man lehrt nicht umſonſt junge Prinzen landwirthſchaftliche Maſchinen drehen und ſich duelliren, Frau Ilſe; das Lehrgeld wird dir bezahlt, doppelt, in neuem Gepräge, wie Hofbrauch iſt.

Es war eine lange bangſame Stille im Zimmer. Ilſe ſah wild umher, dann nahm ſie einen Rohrſtuhl, ſetzte ſich der Oberamtmann gegenüber, ihre Finger flogen über einer Handarbeit. „Sprechen wir nicht mehr von ſolchen Verläumdungen," ſagte ſie. „Was macht Ihr Sohn Karl? Sind Sie mit ſeinem Fleiß zufrieden? Und wie geht's mit dem Clavier? Es iſt immer gut, wenn er etwas Muſik verſteht."

Die Oberamtmann kam über den Tänzen, welche ihr Sohn Karl ſpielte, wieder zu guter Laune, ſie ſchwatzte fort, Ilſe hörte ſchweigend zu und zählte über den Stichen, welche ſie mit bunten Wollfäden machte.

Der Profeſſor kehrte zurück, kurz darauf fuhr der Kutſcher vor. Frau Rollmaus verſchwand in die Nebenſtube, ihren Kopfputz in die Schachtel zu packen, dann nahm ſie wortreichen Abſchied von ihrem lieben Herrn Profeſſor. Die letzten Worte Ilſe's waren: „Es mag lange dauern, bis wir uns wiederſehen, erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, auch wenn ich fern bin."

„Was meinten deine feierlichen Worte beim Abſchied der Nachbarin?" frug der Profeſſor verwundert.

„Sie meinen, daß wir hier in einem Hauſe ſind, in welchem einer ehrlichen Frau vor den Wänden graut," rief Ilſe mit

flammendem Blick, „und ſie meinen, daß ich fort will von hier und daß es für dich Zeit iſt, dein Weib wegzuführen aus einem ungeſunden Leben.“

Sie erzählte ihm mit fliegendem Athem, was ihr die Rollmaus geklagt, die Bettlerin zugeraunt.

„Ich bin verſtrickt, Felix,“ rief ſie, „durch meine eigene Schuld, ich klage dir's. Wie ich mich gehalten gegen den jungen Prinzen, mein Gott weiß, ich habe keinen Gedanken gehabt, der deinem Weibe Unehre machte, aber ich bin unvorſichtig geweſen und ich büße dafür ſchrecklich, ſchrecklich! Jetzt verſtehe ich, was mich wie eine Ahnung gequält hat in den letzten Wochen. Liebſt du mich, ſo führe mich ſchnell fort von hier, denn der Boden brennt unter meinem Fuße.“

Auch den Profeſſor packte ein ſcharfes Weh, als er ſein Weib in Schmerzen ringen ſah, die ſo bitter ſind, daß ſie die ſtärkſte Seele einer Frau betäuben, die edelſte Kraft für Stunden zerbrechen. „Mir iſt widerwärtig und demüthigend wie dir, dem Häßlichen in das nackte Angeſicht zu ſehen, ich bin bereit, Alles zu thun, was ich vermag, um dich von dieſem Leide zu löſen. Laß uns ruhig erwägen, wie das geſchehen kann. Nicht in ſolcher Leidenſchaft darfſt du, was dir ziemt, beſchließen, denn dir fehlt jetzt die Freiheit, das Rechte zu wählen. An welchem alten Hauſe, das ein Miether bezieht, das ein Gaſtwirth öffnet, hängen nicht peinliche Erinnerungen? Müßiges Geſchwätz vermag ſelbſt der nicht von ſeinem Haupte zu bannen, der in ungewohnter Umgebung gleichförmig hinlebt. Wende den Blick ab von dem Gemeinen. Um ſeinetwillen aufzubrechen wie Flüchtlinge, ziemt nicht dir und nicht mir. Was haben wir gethan, Ilſe, daß wir unſer Selbſtgefühl verlieren? Gegen die feindſelige Arbeit des thörichten Zufalls giebt es nur eine Weisheit, ſicher vorwärts gehen und wenig darum ſorgen. Dann verhallt und verklingt der Mißton von ſelbſt im Geräuſch der Straße. Wer ſich davon ſtören läßt, der vergrößert ihn durch ſeine eigenen Schmerzen. Geſetzt, wir brechen plötzlich auf aus dieſem

Hause. Du würdest in die Fremde das Gefühl tragen, daß du als Besiegte von hier gehst, und unaufhörlich würde dich die Sorge verfolgen, daß ein mißtönendes Gemurmel hinter uns nicht zum Schweigen gebracht ist."

„Du sprichst sehr kalt und verständig," rief Ilse in innerer Empörung, „trotz deiner Worte fühlst du wenig die Kränkung deines Weibes."

„Wärest du in der Fassung, die ich sonst an dir ehre, du würdest so ungerechte Klage nicht über deine Lippen bringen," versetzte der Gatte finster. „Wenn ich dich in Gefahr sähe, ich würde noch diese Stunde mit dir fortziehen; habe ich erst nöthig, darüber gegen dich ein Wort zu verlieren? Aber selbst gegen das Geschwätz der Schwachen ist dir dieser Aufenthalt hier vorläufig der beste Schutz, denn der Prinz ist fern, du aber weilst zurückgezogen bei deinem Gatten."

„Ich weiß, woher diese Gleichgültigkeit kommt," murmelte Ilse.

„Du weißt, was mich hier fesselt," rief der Professor, „und wärst du mir, was du sein solltest, Verbündete bei meinen Hoffnungen, und hättest du dasselbe Gefühl für den Werth des Gutes, das ich suche, du würdest gleich mir empfinden, daß ich keinen ablenkenden Schritt thun darf, wenn ich nicht erkenne, daß er nöthig ist. — Ertrage nur noch für den nächsten Tag diesen Aufenthalt, liebe Ilse, wie unbehaglich er dir heut erscheint," fuhr er herzlich fort. „Ich bin eingeladen, in dem Landschloß der Prinzessin zu suchen, dort wird sich, wie ich ahne, finden, was uns von hier frei macht."

„Gehe nicht!" rief Ilse vor ihn tretend, „laß mich nicht allein in dieser fürchterlichen Unsicherheit, in einer Angst, die mich schaudern macht vor mir selbst und vor jedem fremden Laut, den ich in diesen Räumen höre."

„Angst?" rief der Professor unwillig, „eine Angst vor Gespenstern. Selten ist das Leben in der Fremde so leicht und bequem, als uns dieser Aufenthalt. Mißklänge giebt es

überall, und nur unſer iſt die Schuld, wenn wir ſie übermäßig empfinden."

„Gehe nicht!" rief Ilſe von Neuem. „Ja, es ſind Geſpenſter, die mich verfolgen, ſie hängen bei Tag und Nacht über meinem Haupte. Gehe nicht, Felix," rief ſie, die Hand erhebend, „dich lockt nicht die Handſchrift allein, auch das Weib, das dich dort erwartet. Das weiß ich ſeit den erſten Tagen in dieſer Stadt, ich ſehe, wie der Zauber ihrer flüchtigen Seele dich umgarnt. Ich habe die Furcht bis heut in mir niedergekämpft mit dem Vertrauen, das ich zu meinem geliebten Manne haben muß. Gehſt du jetzt, Felix, wo ich mich an dich klammern möchte, wo ich jeden Augenblick bei deiner Stimme Troſt ſuche, ſo kommt mir der Zweifel an dir und der furchtbare Gedanke, daß meine Noth dir gleichgültig iſt, weil du ſelbſt kalt gegen mich wurdeſt."

„Wohin biſt du gerathen, Ilſe!" rief der Gelehrte erſchrocken, „iſt mein Weib, das ſo ſpricht? wann habe ich dir je meine Empfindungen verhüllt? Und vermagſt du nicht in meiner Seele zu leſen, wie in einem aufgeſchlagenen Buch? Das alſo war es, was ſo ſchwer auf dir lag! Grade das hätte ich nicht für möglich gehalten," ſagte er treuherzig und bekümmert.

„Nein, nein," rief Ilſe außer ſich, „ich habe Unrecht, ich weiß es, achte nicht auf meine Worte, ich vertraue dir, ich halte mich an dich, o Felix, ich müßte verzweifeln, wenn dieſer Halt mir bräche." Sie warf ſich an ſeinen Hals und ſchluchzte. Der Gatte umſchlang ſie, auch ihm wurden die Augen naß bei dem Jammer ſeines Weibes. „Bleibe bei mir, mein Felix!" fuhr Ilſe weinend fort, „nur jetzt laß mich nicht allein, ich bin immer noch ein kindiſches einfältiges Herz, habe Geduld mit mir. Ich bin hier krank, ich weiß nicht, woher das kommt; ich liege an deinem Herzen, und ich zittere davor, daß du mir fremd werden könnteſt, ich weiß, daß du mein biſt, und ich ringe dabei mit der ängſtlichen Ahnung, daß ich dich hier verlieren werde. Wenn du zur Thür hinausgehſt, iſt

mir als müßte ich einen Abſchied von dir nehmen auf immer, und wenn du zurückkehrſt, ſehe ich dich zweifelnd an, als wärſt du mir in wenig Stunden verwandelt. Ich bin unglücklich, Felix, und das Unglück macht mißtrauiſch, ich bin ſchwach und klein geworden, und ich ſcheue mich, dir es zu ſagen, weil ich fürchte, daß du mich deßhalb gering achten könnteſt. Bleibe hier, Geliebter, gehe nicht zu der Prinzeſſin, nur morgen nicht."

Der Gatte faßte ihr Haupt und ſah ihr in die verweinten Augen. „Wenn morgen nicht," ſagte er herzlich, „dann doch übermorgen, oder an anderem Tage. Erſparen kann ich uns die kurze Fahrt von wenigen Stunden nicht, ſie aufgeben wäre ein Unrecht, das wir beide nicht auf uns laden dürfen. Je länger ich zögere, Ilſe, um ſo länger ſehe ich dich feſtgehalten in dieſen Wänden. Iſt nicht klug, ſchnell zu thun, was uns frei macht, auch in deinem Sinne?"

Ilſe löſte ſich aus ſeiner Umarmung. „Du ſprichſt verſtändig in einer Stunde, wo ich einen andern Ton aus deiner Bruſt hoffte," ſagte ſie ruhiger. „Ich weiß, Felix, du willſt mir nicht wehe thun, und ich hoffe, du biſt auch in dieſer Rede wahr gegen mich und verbirgſt mir nichts. Aber ich fühle mit tiefem Herzen ein altes Weh, das mich an trüben Tagen überfallen hat, ſeit ich dich kenne. Du denkſt anders als ich, und du fühlſt anders in manchen Dingen, der einzelne Menſch und ſein Leiden gilt dir wenig gegen die großen Gedanken, die du mit dir herumträgſt, du ſtehſt auf der Höhe in klarer Luft und haſt keinen Antheil an der Angſt und Noth im Thale zu deinen Füßen. Klar iſt die Luft, aber kalt, und mich friert dabei."

„Das iſt die Art des Mannes," ſagte der Profeſſor, tiefer bewegt durch den gehaltenen Schmerz ſeines Weibes, als durch ihre laute Klage.

„Nein," antwortete Ilſe vor ſich hinſtarrend, „das iſt die Art des Gelehrten."

In der Nacht, als der Gelehrte längſt im Schlummer

lag, da erhob ſich das Weib an ſeiner Seite vom Lager und ſpähte durch die Dämmerung auf das Antlitz des geliebten Mannes. Sie ſtand auf und ergriff die Nachtlampe, daß der gelbe Schein auf ſein ruhiges Antlitz fiel, und große Thränen ſanken aus ihren Augen auf ſein Haupt. Dann ſetzte ſie ſich vor ihn, rang die Hände und bändigte mit Anſtrengung das Weinen und den Krampf, welche ihr den Leib erſchütterten.

9.

Im Thurm der Prinzessin.

Als die Prinzeſſin von ihrem drängenden Vater in die Heimath zurückgerufen wurde, hatte das erlauchte Haus, deſſen Namen ſie jetzt trug, nicht nur darauf beſtanden, daß ſie fortan einige Monate des Jahres an dem Wohnſitz ihres verſtorbenen Gemahls zubringe, auch daß ihr in der Reſidenz des Vaters ein geſonderter Hofhalt eingerichtet werde. Darüber war ein Vertrag geſchloſſen, welcher allerdings den Zweck hatte, der jungen Fürſtin eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zu wahren. Um den Wortlaut des Vertrags zu erfüllen, wurde der Prinzeſſin ein fürſtliches Schloß auf dem Lande als Wohnſitz überwieſen, da in der Reſidenz ſelbſt kein geeignetes Gebäude vorhanden war. Das Schloß lag eine halbe Tagereiſe von der Stadt, am Fuße belaubter Hügel, zwiſchen Wäldern und Dorffluren, im Sommer ein anmuthiger Ruheſitz; die Prinzeſſin hatte dort bereits einige Monate ihres Trauerjahrs zugebracht.

Es war ein warmer Tag, an welchem der Profeſſor nach dem Schloſſe fuhr. Die Luft war durch das Gewitter der Nacht nicht abgekühlt, der ſtrömende Regenguß hatte Furchen in die glatte Kunſtſtraße geriſſen, zwiſchen den Ackerbeeten ſtand das Waſſer, an dem üppigen Grün des Raſens, an den

Blättern der Wegpflanzen hingen die Tropfen, eine feuchte Brutwärme lag über der Erde, der Waſſerdunſt färbte die entfernten Höhen mit dunklem Blau. Am Himmel zogen die Wolken flüchtig dahin, bald verhüllten ſie neckend die Sonne und warfen ihre Schatten über die ſproſſende Flur, bald öffneten ſie den Lichtſtrahlen ein Thor, dann flog ein feuriger Glanz über Baumgipfel, Dächer und den fruchtbaren Grund. Schneller Schatten und heller Schein am Himmel und auf der Erde, erſt deckte das Wolkenheer mit grauen Gewändern den gradlinigen Weg, welchen der Gelehrte fuhr, wieder lag die Straße vor ihm als ein goldener Pfad, der zum erſehnten Ziele führt.

Grelles Licht und dunkler Schatten flogen auch durch die Seele des Gelehrten. „Die Schrift wird gefunden; ſie bleibt uns verborgen," rief es in ihm und ſein Auge umwölkte ſich. „Wenn ſie nicht gefunden wird? Viele werden dann mit Verwunderung leſen, wie täuſchend der Schein war, wie nahe die Möglichkeit; mancher wird bedauernd auf ſeine Hoffnung verzichten, die ihm über den Worten des Kloſterbruders aufgeht; doch den Schmerz der Entſagung wird Keiner fühlen wie ich. Ein Gedanke, der durch Jahre die Phantaſie unterhalten, die Augen auf einen Punkt gerichtet hat, iſt mir übermächtig geworden. Mit tauſend Eindrücken aus alter und neuer Zeit ſpielt des Mannes freier Geiſt, er bändigt ihre Gewalt durch abwägenden Verſtand und Kraft des Willens. Mir aber iſt ein kleines Bild aus verloſchenen Zügen des alten Buches ſo tief in die Seele gedrungen, daß die Hoffnung zu erwerben das Blut in den Adern hüpfen macht, und die Furcht zu verlieren die Spannung der Muskeln lähmt. Allzugroß iſt der Eifer, das weiß ich, er hat mich hart gemacht gegen die kindliche Angſt meines Weibes, auch ich bin nicht ſtärker geworden, ſeit ich auf dem unſicheren Pfad eines Wildſchützen dahinfahre. Jeder hüte ſich, daß ihm ſeine Träume nicht die Herrenrechte des Geiſtes verringern, auch der Traum guter

Stunden, wo die Seele ſich arglos einer großen Empfindung hingiebt, mag abwenden von dem geraden Wege der nächſten Pflicht.“

Das goldene Licht flog über ſein Antlitz. „Wenn ſie aber gefunden wird. Es iſt nur ein kleiner Theil unſeres Wiſſens aus alter Zeit, der in ihr verborgen liegt. Und doch würde grade dieſer Fund eine verdämmerte Landſchaft mit hellem Glanze füllen, und einige Jahrzehnte des alten Lebens würden für unſer Auge in feſten Umriſſen ſichtbar werden, als ob ſie in nächſter Vergangenheit lägen. Der Fund könnte hundert Räthſel löſen und tauſend neue aufregen, jedes ſpätere Geſchlecht dürfte der größeren Habe ſich freuen und mit beſſerer Kraft neuen Aufſchluß begehren. Auch ihr wünſche ich die Freude eines Fundes, welche dort im Schloſſe ſo warmherzig meine Sorge theilt, auch ihr wäre eine große Erinnerung für immer, daß ſie wohlthuenden Antheil gehabt an der erſten Arbeit des Suchenden.“

Höher ſtiegen die Berge, farbiger wurden ihre Maſſen. Die Linien der Vorhügel ſchieden ſich von der nebligen Ferne, zwiſchen dem ſchwarzen Wald öffneten ſich blaue Mündungen der Thäler. Der Wagen rollte in einen wohlgehegten Forſt, gedrängte Föhren und Fichten ſchloſſen eine Weile die Ausſicht; als die Straße wieder in's Freie führte durch Raſenflächen und Baumgruppen, lag das Schloß gerade vor den Augen des Gelehrten. Ein mächtiger alter Thurm mit Zinnen gekrönt, ragte aus niedrigem Gehölz, über ihm ſtand die Sonne des Nachmittags und malte lange Regenſtreifen in den Dunſt der Luft. Das braune Mauerwerk hob ſich in der einſamen Landſchaft wie der letzte Pfeiler eines zertrümmerten Rieſenbaues, nur an der hellen Steinfaſſung der wohlgefügten Fenſter erkannte man, daß es wohnliche Räume enthielt. An den Thurm gelehnt ſtieg das kleine Schloß herauf, mit ſteilem Dach und ſpitzbogigen Fenſtern, in ſeiner mäßigen Größe ein ſeltſamer Genoſſe des gewaltigen Thurmbaues. Aber trotz dem

Mißverhältniß der verbundenen Theile war das Ganze ein ſtattlicher Ueberreſt des Mittelalters, vielen Geſchlechtern hatten die feſten Mauern zu Schutz und Wehr gedient.

Wilder Wein ſandte ſeine Ranken bis auf das Dach des Hauſes und um die Fenſter des Thurmes, welcher in ſieben Stockwerken aufſtieg, durch ſtarke Strebepfeiler geſtützt. In der Höhe wuchs Quendel und Gras aus den Fugen des verwitterten Steins, aber die Grashalme, welche noch vor wenig Tagen den Grund bedeckt hatten, waren ausgeriſſen, Hofraum und Thüren hatten ſich für die neuen Bewohner feſtlich geſchmückt, Blumentreppen und Topfgewächſe waren reichlich aufgeſtellt. Nur an einer Ecke war die ſchnelle Arbeit nicht beendet, der grünliche Schimmer am Boden und ein Schwarm ſchwarzer Vögel, der um die Zinne des Thurmes flatterte, gaben Zeugniß, daß der Bau leer von Menſchen in einſamer Landſchaft geſtanden hatte.

Der Profeſſor ſprang aus dem Wagen, der Marſchall winkte ihm von der Rampe Grüße zu und führte ihn ſelbſt in das einfache Gaſtzimmer. Kurz darauf leitete er ihn durch einen gewölbten Gang des Schloſſes in den Thurm. Die Prinzeſſin ſtand, von einem Spaziergang zurückgekehrt, den Sommerhut in der Hand, am Eingang des Thurmes. „Willkommen in meiner Solitude," rief ſie dem Gelehrten entgegen, „glücklich ſei die Stunde, in welcher dies alte Haus Ihnen die Thüren öffnet. Hier ſtehen Sie an der Pforte meines Reiches, ich habe mich faſt in jedem Stockwerk des Thurmes angeſiedelt, er iſt unſer Frauenzwinger. Wenn dieſe feſte Eichenthür verſchloſſen wird, können wir Frauen ein Amazonenreich gründen und die ganze Männerwelt, ſoweit ſie hier ſichtbar wird, gefahrlos mit Tannzapfen bewerfen. Denn dies iſt die Frucht, welche hier am beſten gedeiht. Kommen Sie, Herr Werner, ich führe Sie der Stätte zu, auf welcher Ihre Gedanken jetzt mehr verweilen, als bei uns Kindern der Gegenwart."

Eine ſteinerne Wendeltreppe verband die Stockwerke des

Thurms, jedes enthielt Zimmer und Kabinette, nur das höchste war Bodenraum. Die Prinzessin wies geheimnißvoll die Treppe hinauf. „Dort oben unter der Plattform ist Alles vollgestopft mit altem Hausrath. Ich konnte schon gestern der Neugierde nicht widerstehen, einmal in die Kammern zu blicken, es liegt in wirrem Haufen durcheinander, wir werden Arbeit haben."

Der Professor sah freudig auf das wohlerhaltene Steinwerk der bogigen Thüren und auf die kunstvolle Arbeit des alten Schlossers. Es war in neuer Zeit wenig gethan, um den alten Schmuck der Wände ansehnlich zu machen und kleine Schäden zu bessern. Aber wer Antheil nahm an Meißel und Schnitzmesser der alten Bauherren, der erkannte überall mit Behagen, daß der Thurm leicht zu einem Prachtstück alten Stils geformt werden konnte. Der Diener öffnete die Thür zu den Zimmern der Prinzessin. Auch diese waren einfach hergerichtet, die zerschlagene Glasmalerei der kleinen Fenster war durch bunte Scheiben kunstlos ausgebessert, nur Bruchstücke der alten Bilder hafteten in dem Blei.

„Hier ist noch viel zu thun," erklärte die Prinzessin, „das soll in den nächsten Jahren allmälig geschehen."

Im Vorzimmer klirrten die Schlüssel des Kastellans, der Professor wandte sich nach der Thür. „Einen Augenblick Geduld," rief die Prinzessin, sie flog in ein Nebenzimmer und kehrte in einem grauen Mantel mit Kappe zurück, der sie faltig umhüllte, nur das feine Antlitz war sichtbar, die großen strahlenden Augen und der lächelnde Mund. „Das ist die Gnomentracht, in der ich den staubigen Geistern des Bodens zu nahen wage."

Sie stiegen zu dem höchsten Stockwerk hinauf. Während der Kastellan am Gebund den Schlüssel suchte, befühlte der Professor das Holz der Thür und bemerkte mechanisch: „wieder schöne Schlosserarbeit." Aber sein Auge fuhr unruhig an den Umrissen der Thür umher.

„Ich hoffe," sagte die Prinzessin leise.

„Alles ſieht hoffnungsvoll aus," verſetzte der Gelehrte.

Die dicke Thür ächzte in ihren Angeln. Ein großer Raum öffnete ſich dem ſuchenden Blick. Durch enge Mauerluken fiel ein ſcharfes Licht auf die geheimnißvolle Stätte, in dem gradlinigen Luftſtrom wirbelten die Atome des Staubes, davor und dahinter dämmrige Dunkelheit. Hochgethürmt, ineinander geſchoben lag hier alter Hausrath; rieſige Schränke mit ausgebrochenen Thüren, plumpe Tiſche mit Kugeln am Ende der Beine, Stühle mit gradliniger Lehne und Lederpolſtern, aus denen das Roßhaar quoll; dazwiſchen Bruchſtücke alter Waffen, Hellebarden, zerfreſſene Schienen, verroſtete Helme. Undeutlich ragten die Formen durcheinander, Stuhlbeine, Holzplatten mit eingelegter Arbeit, eine Rundung von altem Eiſen. Es war ein trödelhaftes Gewirr künſtlicher Gebilde aus mehren Jahrhunderten. Die Hand berührte den Tiſch, an welchem ein Zeitgenoſſe Luthers getrunken hatte, der Fuß ſtieß an einen Schrein, dem Kroaten und Schweden die Thür ausgeſchlagen, auf dem weißlackirten Seſſel mit dem zerfreſſenen Sammetpolſter hatte einſt ein Hoffräulein geſeſſen im Reifrock mit gepudertem Haar, jetzt ruhten ſie zuſammengeſchichtet in wüſtem Haufen, die abgethanen Hülſen früherer Geſchlechter, halb zerſtört und ganz vergeſſen, leere Puppengehäuſe, aus denen die Schmetterlinge geflogen waren. Alles lag mit graulicher Leichendecke überzogen, mit dem letzten Schutt des geſchwundenen Lebens. Zu Pulver zerrieben kräuſelte ſich in der Luft, was einſt Form und Körper war, feindlich ballte der Staub ſeine Wolken gegen die Eintretenden, welche kamen, an ſeinem Beſitzthum zu rühren, das er mit dicken Lagen überzog; er hing ſich an Haare und Kleider des neuen Lebens und quoll langſam durch die geöffnete Thür hinab den Räumen zu, wo bunte Farbe und glänzender Schmuck die Menſchen umgab, um auch dort den endloſen Kampf der Vergangenheit gegen das Neue zu führen, den ſtillen Kampf, der ſich täglich erneut im Großen wie im Kleinen, der Neues alt macht und

Altes auflöſt, um zuletzt die Keime jungen Lebens hülfreich zu nähren.

Der Profeſſor ſah wie ein Falk zwiſchen Tiſch- und Stuhlbeinen in den dämmerigen Hintergrund. „Hier iſt vor Kurzem geräumt worden," ſagte er, „über die vordern Möbeln iſt gefegt."

„Ich habe geſtern verſucht, ein wenig zu ſäubern," ſagte der Kaſtellan, „weil Ihre Hoheit den Wunſch ausſprach, hier einzutreten, aber wir ſind nicht weit gekommen."

„Haben Sie das Geräth des Raumes früher einmal durchſucht?" frug der Profeſſor.

„Nein," verſetzte der Mann, „ich bin erſt im vorigen Jahre durch des Fürſten Hoheit hierher verſetzt."

„Beſteht ein Verzeichniß der Sachen?"

Der Mann verneinte.

„Wiſſen Sie, daß Kiſten oder Truhen hier ſtehen?"

„Ich meine dergleichen bemerkt zu haben," antwortete der Kaſtellan.

„Holen Sie die Arbeiter, das Geräth hinauszuſchaffen," befahl die Prinzeſſin. „Heut wird jedes Stück dieſes Bodens betrachtet."

Der Kaſtellan eilte hinab, der Profeſſor ſuchte wieder durch die aufgethürmten Maſſen zu ſpähen, aber das grelle Licht in der Höhe blendete die Augen. Er ſah auf das Fürſtenkind; ſie ſtand im hellen Gewande an der Thür wie die Fee des Schloſſes, welche in die Wohnung der altbärtigen Hausgeiſter geſtiegen iſt, ihre Huldigungen entgegen zu nehmen.

„Es wird eine lange Arbeit und Ew. Hoheit werden ſich an dem Umherſchleppen der ſtaubigen Möbeln nicht erfreuen."

„Ich bleibe bei Ihnen," rief die Prinzeſſin. „Iſt der Antheil, den ich an dem Funde haben kann, auch winzig klein, ich will ihm doch nicht entſagen."

Beide ſchwiegen, der Gelehrte rückte ungeduldig über den Stühlen. In der Staubwolke flatterten Motten auf und

eine Mauerſchwalbe flog aus dem Neſt, das ſie an der Fenſterluke gebaut hatte. Alles war ſtill, nur ein leiſes Klopfen klang regelmäßig wie der Pendelſchlag der Uhr in dem wüſten Raum.

„Das iſt die Todtenuhr," flüſterte die Prinzeſſin.

„Der Holzwurm thut ſeine Arbeit im Dienſt der Natur, er löſt was abgelebt iſt in ſeine Elemente."

Es wurde ſtill im Holz. Nach einer Weile tickte der Wurm wieder, darauf ein zweiter, ſie hämmerten und nagten emſig: dahin, dahin, hinab! Ueber dem Haupt der Suchenden aber krächzten die Dohlen und aus der Tiefe zog leiſe der Geſang einer Nachtigall in die Arbeit der Todtengräber.

Die Arbeiter kamen, ſie trugen ein Stück des Geräthes nach dem andern auf Vorraum und Treppe. Dichter wirbelte der mißfarbige Staub, die Prinzeſſin flüchtete ſich in den Vorſaal, der Profeſſor aber verließ nicht ſeinen Poſten. Er griff ſelbſt zu, hob und rückte in der vorderſten Reihe. Er trat einen Augenblick an die Thür, Athem zu holen, lachend empfing ihn die Prinzeſſin. „Sie ſind verwandelt, als hätten auch Sie in der Kammer dieſer Auferſtehung geharrt. Und mir geht es, wie ich merke, nicht beſſer."

„Ich ſehe eine Truhe," meldete der Profeſſor und eilte zurück. Noch ein wirrer Knäuel von Stuhlbeinen und Lehnen wurde abgehoben, dann faßten die Arbeiter einen kleinen Kaſten, welcher im Dunkeln ſtand. „Setzt hin," rief der Kaſtellan und fuhr ſchnell mit dem großen Borſtbeſen darüber. Das Gefäß wurde an das Licht getragen, es war eine Truhe von Kienholz mit gewölbtem Deckel, die Oelfarbe des Anſtrichs an vielen Stellen geſchwunden, an den Ecken eiſerne Beſchläge, ein roſtiges Schloß, das den Schließhaken feſthielt, aber locker im Holze hing. Auf dem Deckel der Kiſte war verſtäubt und abgerieben eine 2 in ſchwarzer Farbe ſichtbar. Der Profeſſor ließ die Kiſte zu den Füßen der Prinzeſſin niederſetzen. Er wies auf die Ziffer. „Dies iſt wahrſcheinlich eine der Truhen,

die der Beamte von Roſſau nach dem Schloß Solitude geſchickt hat," ſagte er mit erkünſtelter Ruhe, aber ſeine Stimme bebte. Die Prinzeſſin kauerte neben ihm nieder und verſuchte den Deckel zu heben, das Schloß löſte ſich aus dem Holz, die Kiſte ging auf.

Oben lag ein dickes Buch in Pergament gebunden. Schnell wie der Löwe nach ſeiner Beute fuhr der Profeſſor darnach, aber legte es ſogleich wieder hin. Es war ein altes Meßbuch, auf Pergament geſchrieben, die Deckel ſchadhaft und zerriſſen, die Lagen des Pergaments hingen locker am Bande. Er griff wieder in die Kiſte, ein zerriſſenes Jagdnetz füllte den übrigen Raum, außerdem einige ſchadhafte Armbrüſte, ein Bündel Bolzen, kleines Eiſenwerk. Er erhob ſich, ſeine Wange war entfärbt, aber ſein Auge glühte. „Das iſt die zweite Nummer, wo iſt die erſte?" rief er. Er ſprang in den Raum zurück, die Prinzeſſin folgte. „Vorwärts, ihr Männer," befahl er, „holt die andere Truhe." Die Männer hoben und räumten. „Dort ſteht noch etwas," rief einer der Arbeiter; der Profeſſor eilte vor ihm zur Stelle, hob und zog, es war nur ein leerer Kaſten.

Die Arbeit ging fort. Auch den Hofmarſchall hatte die Neugierde herbeigetrieben, er muſterte eifrig die alten Möbeln, und ließ zuſammenſtellen, was nach ſeiner Anſicht noch ausgebeſſert und im Schloſſe aufgeſtellt werden mochte. Die Treppe füllte ſich mit Hausrath, auch ein Zimmer der Dienerinnen wurde geöffnet und mit alten Sachen beſetzt. Eine Stunde war verronnen, der Raum wurde leerer, die Sonne ſtand tief, ihre Strahlen malten das Bild der Mauerluke roth an die entgegenſtehende Wand, die andere Kiſte fand ſich nicht. „Schafft Alles hinaus," rief der Profeſſor, „das letzte Holz." Ein Haufen alter Spieße, zerſchlagene Gläſer und Thonkrüge wurden aus dem Winkel hervorgeholt, abgefallene Tiſchbeine, geſplitterte Fourniere, in der Ecke noch ein großer Zinnkrug, der Raum war leer. Auf dem Boden lagen zernagte Holz-

ſtückchen, an denen der Todtenwurm ſein Werk bereits gethan.

Der Profeſſor trat wieder in die Thür. „Dieſe Kammer iſt geräumt," ſagte er mit künſtlicher Ruhe dem Kaſtellan. „Oeffnen Sie den Nebenraum."

„Ich glaube nicht, daß ſich darin etwas findet," verſetzte der ermüdete Mann. „Dort liegen wohl nur alte Bretter und Oefen, die früher im Schloſſe geſtanden haben."

„Hinein!" mahnte der Profeſſor.

Der Kaſtellan öffnete zögernd die Thür, eine zweite Kammer, noch größer, noch weniger einladend bot ſich dem Blick, rußige Kacheln, Ziegeln und Schieferplatten lagen berghoch am Eingange, darüber hölzernes Rüſtzeug, das wahrſcheinlich bei der letzten Reparatur des Schloſſes gebraucht war.

„Mir iſt lieb, daß ich dies ſehe," rief der Hofmarſchall, „ſolche Belaſtung des Oberſtocks iſt ungehörig. Dies Zeug muß ganz aus dem Thurm geſchafft werden." Der Profeſſor war auf einen Berg von Schieferplatten geſtiegen und ſuchte in der Finſterniß nach der andern Truhe, aber das Chaos war wieder zu groß.

„Ich laſſe ſogleich aufräumen," tröſtete der Hofmarſchall, „aber das mag längere Zeit dauern, wir kommen heut ſchwerlich zu Ende."

Der Profeſſor ſah bittend auf die Prinzeſſin. „Nehmen Sie mehr Leute," rief ſie.

„Auch darüber vergeht die letzte Tageszeit," verſetzte der Hofmarſchall verſtändig. „Wir ſehen, wie weit wir kommen. In jedem Fall ſoll der Herr Profeſſor morgen bei guter Zeit den Zugang gebahnt finden."

„Unterdeß ſchütteln wir den erſten Staub von unſren Gewändern," ſagte die Prinzeſſin, „und treten in meinem Bibliothekzimmer ab; es liegt grade unter uns, Sie können von dort die Arbeit der räumenden Leute überwachen. Die Truhe ſchaffen wir zu meinen Büchern. Ich nehme ſie mit

mir, und ich erwarte Sie.“ Zwei Männer trugen die gefundene Nummer 2 in die Bibliothek, widerwillig ging der Professor nach seiner Stube, sich umzukleiden.

Die Prinzessin schritt, den Gelehrten erwartend, über den Teppich, auf welchen die alte Truhe gestellt war. Nicht mit freiem Herzen sah sie dieser Zusammenkunft entgegen, sie barg in ihrer Seele einen Wunsch und einen Auftrag. Ihr Abschied vom Fürsten war diesmal freundlicher gewesen als seit Jahren; der Herr hatte sie vor dem Aufbruch in ein Seitenzimmer geführt und zu ihr über Werner gesprochen. „Du weißt, daß man dem ehrlichen Bergau nicht allzuviel überlassen darf, mir wäre lieb, wenn auch du etwas dazu thätest, den Gelehrten in unserer Nähe zu halten. Ich habe mich in dieser kurzen Zeit an ihn gewöhnt und würde die anregenden Stunden ungern missen. Aber ich denke nicht an mich allein. Ich werde älter, deinem Bruder wäre grade ein solcher Mann für sein ganzes Leben von höchstem Werth, ein Mann in voller Kraft, der gegenüber unsrem zerstreuenden Treiben immer gesammelt und sicher in seinen Interessen steht. Das Verständniß dafür wünsche ich euch beiden erhalten und gesteigert, auch dir, Sidonie. Ich habe mit besonderer Genugthuung gesehen, wie warm die Empfindung ist, mit welcher du die Studien unserer gelehrten Männer begleitest. Deine Seele wird durch das Zwitschern der artigen Vögel, welche uns umgeben, nicht hinreichend unterhalten, grade dir mag einige Nachhülfe von kundiger Seite eine edlere Auffassung der Welt öffnen. Suche diesen Mann zu gewinnen, jede Art von lästiger Verpflichtung soll ihm erspart bleiben; was jetzt etwa seine Stellung unsicher macht, hebt sich von selbst, sobald er bei uns eingebürgert ist. Ich fordere nicht, daß du mit ihm sprichst, ich wünsche es nur; und ich möchte dir den Glauben beibringen, daß ich dabei auch an deine Zukunft denke.“

Ohne Zweifel war das der Fall.

Die Prinzessin hatte die Worte des Vaters mit der stillen

Kritik gehört, welche dieſe beiden Blutsverwandten gegenſeitig auszuüben gewöhnt waren. Aber der Ton, den die feine Zunge des Fürſten in ihre Seele ſandte, klang diesmal ſo voll in ihr wieder, daß ſie ihre Bereitwilligkeit ausſprach, mit Herrn Werner zu reden.

„Wenn du etwas dergleichen unternimmſt," hatte der Fürſt zuletzt geſagt, „ſo thue es nicht halb. Benütze den milden Einfluß, den du etwa auf ihn ausüben kannſt; laß zu feſtem Wort und Verſprechen werden, was der Gelehrte uns zu bewilligen geneigt iſt."

Jetzt dachte die Prinzeſſin unruhig dieſer Worte. Ach, ſie hätte dem werthen Mann gern denſelben Wunſch aus eigenem Herzen an das ſeine gelegt, und ſie empfand ein Mißbehagen darüber, daß ihr geheimer Gedanke auch Wille eines Andern war.

Der Profeſſor trat in die Bibliothek der Prinzeſſin, er ſah flüchtig auf die Gipsabgüſſe und Bücher, welche friſch ausgepackt und ungeordnet umherſtanden. „Schwer trägt ſich die Erwartung," ſagte er, „wenn ſie ſo heftig aufgeregt iſt. Man könnte lachen über den höhniſchen Zufall, der uns einen Bruder entgegen getragen, an welchem nichts liegt, und den andern vorenthält, der unermeßlich wichtig wäre."

Die Prinzeſſin wies mit der Hand nach der Thür, draußen auf der Treppe klang der Tritt tragender Leute. „Nur noch kleine Geduld, iſt's nicht mehr heut, dann morgen in der Frühe."

„Morgen," rief der Profeſſor, „dazwiſchen liegt eine Nacht. Unterdeß pocht unabläſſig der Wurm, arbeiten die Kräfte der Zerſtörung. Zahllos ſind die Möglichkeiten, welche uns von einer Hoffnung ſcheiden, ſicher iſt nur der Erwerb, den wir in der Hand halten." Er betrachtete die Truhe. „Sie iſt weit kleiner, als ich wähnte, wie zufällig lag das Meßbuch darin, noch iſt nicht einmal ganz ſicher, woher ſie ſtammt, und noch iſt ſehr zweifelhaft, was in der andern Kiſte verborgen liegt."

Die Prinzeſſin öffnete den Deckel. „Unterdeß halten wir uns an das Wenige, das wir gefunden.“ Sie hob den Pergamentband heraus und legte ihn in die Hand des Gelehrten. Einzelne Blätter glitten abwärts, der Profeſſor griff darnach, ſein Auge zog ſich zuſammen, er ſprang an das Fenſter. „Zwei Blätter, welche nicht hineingehören.“ Er las. „Ein Stück der Handſchrift iſt gefunden,“ rief er. Er hielt der Prinzeſſin die Blätter hin, ſeine Hand zitterte, und die Erſchütterung arbeitete ſo heftig in ſeinem Antlitz, daß er ſich abwandte. Er eilte an den Tiſch und ſuchte in dem Meßbuch, Seite für Seite ſchlug er heftig um vom Anfang bis zum Ende. Die Prinzeſſin hielt die Blätter erwartungsvoll in der Hand, ſie trat zu ihm; als er das Haupt erhob, ſah er zwei große Augen in zärtlichem Mitgefühl auf ſich geheftet. Wieder ergriff er die beiden Blätter. „Was ich hier halte,“ rief er, „iſt zugleich werthvoll und troſtlos, man möchte weinen, daß es nicht mehr iſt, es iſt ein Bruchſtück aus dem ſechſten Buch der Annalen des Tacitus, das wir bereits einmal in anderer Handſchrift beſitzen. Dies waren zwei Blätter einer Pergamentlage, zwiſchen denen mehre verloren ſind. Die Schrift iſt wohlerhalten, beſſer als ich gedacht hatte, ſie iſt den Zügen nach im zwölften Jahrhundert von einem Deutſchen geſchrieben.“ Er ſuchte im Licht der Abendſonne ſchnell nach dem Inhalt. Die Prinzeſſin blickte über ſeine Schulter neugierig auf die dicken Buchſtaben der Mönchshand. „Es iſt richtig,“ fuhr er ruhiger fort, „der Fund iſt von hohem Intereſſe. Es wird lehrreich ſein, dieſe Handſchrift mit der einzigen vorhandenen zu vergleichen.“ Er ſah wieder nach. „Ob es eine Abſchrift iſt,“ murmelte er, „vielleicht weiſen beide auf gemeinſame Quelle. Alſo auch die Handſchrift, welche wir ſuchen, muß zerriſſen ſein, dieſe Blätter ſind herausgefallen und vielleicht während des Einpackens in ein falſches Buch geſchoben. Noch iſt Manches räthſelhaft, aber die Thatſache ſcheint mir feſt zu ſtehen, wir halten hier einen Ueberreſt der Handſchrift von Roſſau,

und dieſer Fund darf eine Bürgſchaft ſein, daß auch das Uebrige nahe. Wie viel?" fuhr er finſter auf, „und in welchem Zuſtande?" Wieder hörte er unruhig auf den Tritt der Männer, welche die Kammer räumten. Er ſtürmte aus dem Zimmer die Treppe hinan, aber er kehrte nach wenigen Augenblicken zurück." „Das geht langſam," ſagte er, „noch iſt nichts zu ſehen."

„Ich weiß gar nicht, ob ich wünſchen darf, daß es ſchnell gehe," rief die Prinzeſſin munter, aber ihr Auge ſtrafte den lachenden Mund Lügen. „Wiſſen Sie auch, daß ich uneigennützig bin, wenn ich Ihnen helfe, die Handſchrift zu finden? Solange Sie ſuchen, gehören Sie uns. Haben Sie den Schatz gehoben, dann ziehen Sie ſich in Ihr unſichtbares Reich zurück, und uns bleibt das Nachſehen. Ich habe Luſt, die übrigen Kammern des Hauſes vor Ihnen zu verſchließen und nur Jahr um Jahr eine zu öffnen, bis Sie ſich ganz zu uns gewöhnt haben."

„Das wäre grauſam nicht nur gegen mich," verſetzte der Profeſſor.

Die Prinzeſſin trat ihm gegenüber. „Ich ſpreche nicht eitle Worte," ſprach ſie ſchnell in verändertem Tone. „Der Fürſt wünſcht, daß Sie ſich bei uns anſiedeln. Bergau hat Auftrag, über Aeußerlichkeiten, welche Ihren Entſchluß nicht beſtimmen werden, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn ich dieſelbe Bitte ausſpreche, ſo folge ich meinem eignen Herzen."

„Sehr unerwartet tritt dieſe Forderung an mich," antwortete der Gelehrte erſtaunt. „Mein Brauch iſt, dergleichen ſtill und in verſchiedenen Stimmungen zu erwägen, ich bitte Ew. Hoheit, in dieſer Stunde keine Antwort zu fordern."

„Ich kann ſie Ihnen nicht erſparen," rief die Prinzeſſin. „Denn ich möchte in meiner Weiſe ſelbſt um Sie werben. Sie ſollen Amt und Thätigkeit ſich hier ſo frei wählen, als unſere Verhältniſſe geſtatten, man will Sie in aller Weiſe auszeichnen und jeden Wunſch, deſſen Befriedigung in der Macht des Fürſten ſteht, erfüllen."

„Ich bin Univerſitätslehrer," verſetzte der Profeſſor, „ich bin es mit Freude, nicht ohne Erfolg. Mein ganzes Weſen, der Gang meiner Bildung weiſen mich auf dieſen Beruf. Die Rechte und Pflichten, welche mein Leben umſchließen, halten mich mit feſten Banden. Ich habe Schüler, ich ſtehe mitten in dem Werk, das ich in ihre Seele ſchreibe."

„Sie werden nirgend Schüler finden, die Ihnen treuer ergeben ſind und wärmer an Ihnen hängen, als meinen Bruder und mich."

„Ich bin kein Lehrer, der auf die Dauer einen Fürſten zu fördern vermag, ich bin gewöhnt an die ſtrenge Methode meiner Wiſſenſchaft und die ſtille Arbeit unter meinen Büchern."

„Der letzte Theil Ihrer Thätigkeit wenigſtens geht hier der Welt nicht verloren. Grade hier ſollen Sie Muße finden, vielleicht mehr, als unter Ihren Studenten."

„Das neue Leben würde mir neue Pflichten bringen," verſetzte der Profeſſor, „und als Mann müßte ich ſie mir fordern. Es würde mir auch Zerſtreuung bieten, an welche ich nicht gewöhnt bin. Sie laden ſich einen Mann, den Sie für feſt halten; wohl, er ſteht feſt in ſeinem Kreiſe, es beſteht keine Bürgſchaft dafür, daß er Ihnen in anderm Leben ebenſo erſcheinen werde. Vertrauen Sie nicht, daß ich Ruhe und Sammlung, wie ſie der Arbeiter bedarf, mir in veränderter Stellung bewahrte, und mein Mißbehagen über innere Störungen würde auch meiner Umgebung fühlbar ſein. Schmeichelnd tönt der neue Ruf mir in das Ohr. Aber ſelbſt wenn ich hier für mein Haus und meine Privatverhältniſſe Alles hoffen dürfte, was dem Leben Behagen giebt, ich müßte doch da verharren, wo ich meiner Perſönlichkeit nach am beſten nütze. Ich habe heut die Ueberzeugung nicht, daß mir dies hier gelingen würde."

Die Prinzeſſin ſah betrübt vor ſich hin. Immer noch klangen von draußen die Tritte der Männer, welche die Handſchrift von aufgehäuftem Schutt befreiten.

„Und doch," fuhr der Professor fort, „wenn uns das Glück wird, die Handschrift zu finden, so werden viele Tage, vielleicht viele Jahre meines Lebens durch eine neue Aufgabe in Anspruch genommen, welche so groß ist, daß ich dann meine Amtsthätigkeit als eine Last empfinden dürfte. Dann hätte ich das Recht zu fragen, in welcher Umgebung ich für dieses Werk am besten gefördert werde. Für diesen Fall würde mir auch das Recht zu Theil, die Academie für längere Zeit zu verlassen. Finde ich nicht, so wird mir doch sehr schwer werden, von hier zu scheiden, meine Seele wird noch lange ruhelos um diese Stätte schweben."

„So lasse ich Sie nicht frei," rief die Prinzessin, „ich höre nur die Worte Pflicht und Pergament. Gilt Ihnen denn gar nichts die Neigung, welche wir Ihnen entgegentragen? Vergessen Sie in diesem Augenblick, daß ich eine Frau bin, und betrachten Sie mich als einen warmherzigen Knaben, der hingebend zu Ihnen aufsieht, und der nicht ganz unwerth ist, daß Sie an seiner Seele Antheil nehmen."

Der Professor sah auf den Schüler, der vor ihm stand und kein Weib sein wollte. Die Fürstin hatte nie verführerischer ausgesehen, er blickte auf die gerötheten Wangen, auf die Augen, welche so herzlich an seinem Antlitz hingen, und auf die rothen Lippen, die vor innerer Bewegung zuckten. „Meine Schüler sehen sonst anders aus," sagte er leise, „und sie sind gewöhnt, strengere Kritik auch an ihrem Lehrer zu üben."

„Ertragen Sie einmal," rief die Prinzessin, „daß Sie in einem empfänglichen Gemüth reine Bewunderung finden. Ich habe Ihnen früher gesagt, wie werthvoll mir ist, Sie zu kennen, ich bin keine Kaiserin, welche ein Reich regiert, und ich will Ihre Kraft nicht verwenden für meine Geschäfte. Aber ich würde für ein hohes Glück halten, Ihrem Geiste nahe zu sein, die edlen Worte aus Ihrem Munde zu hören. Ich fühle die Sehnsucht, das Leben mit den klaren Augen eines Mannes anzusehen. Sie haben mir leicht, wie spielend, Räthsel gelöst,

die mich quälten, und Fragen beantwortet, mit denen ich ſeit Jahren rang. Herr Werner, Sie haben ſich mir gütig zugeneigt; wenn Sie von hier gehen, werde ich da, wo ich jetzt am liebſten weile, mich vereinſamt finden. Wäre ich ein Mann, ich zöge Ihrer Lehre nach, ich bin hier gefeſſelt, und ich winke Sie zu mir."

Hingeriſſen lauſchte der Gelehrte auf die weiche Stimme, welche ſo innig zu überreden wußte.

„Ich bitte nicht für mich allein," fuhr die Prinzeſſin näher tretend fort, „auch mein Bruder bedarf eines Freundes. Ihm wird einſt die Aufgabe, für Viele zu ſorgen. Was Sie an ſeinem Geiſte thun, das gereicht Andern zum Heil. Wenn ich aus der Gegenwart mich träume in die Zukunft unſeres Hauſes, dieſes Landes, ſo fühle ich ſtolz, daß wir Geſchwiſter eine Ahnung von dem haben, was unſere Zeit von ihren Fürſten fordert, und ich fühle den Ehrgeiz, daß wir beide uns vor Andern würdig dieſes hohen Berufes erweiſen. Ich hoffe in meiner Heimath ein neues Leben entfaltet, den Bruder und mich umgeben von den beſten Geiſtern unſeres Volkes; was ein guter Fürſt zu ſpenden vermag, reiche Einfaſſung eines wohlbefeſtigten Daſeins, das ſehe ich tüchtiger Geiſteskraft zugetheilt. So leben wir verſtändig und ernſthaft, wie unſere Zeit verlangt, mit einander, es ſoll kein luſtiger Hof werden in altem Stil, aber es ſoll ein herzlicher Verkehr ſein zwiſchen dem Fürſten und dem Geiſt der Nation. Das wird uns freier und beſſer machen, es mag auch dem Ganzen zu gut kommen, es kann noch ſpäteren Zeiten eine frohe Erinnerung ſein. Wenn ich mir ſolche Zukunft denke, dann, Herr Werner, ſehe ich Sie als lieben Gefährten unſeres Lebens, und der Gedanke macht mich ſtolz und glücklich."

Die Sonne ſank, ihr letzter Strahl fiel glühend auf die Fürſtin und das Haupt des Mannes. Süß tönte das Lied der Nachtigall im Fliederbuſch, der Gelehrte ſtand ſchweigend der ſchönen Frau gegenüber, welche ihm das Leben ſo roſig

malte; ihm pochte das Herz, und seine Kraft ward klein. Wieder sah er nahe vor sich zwei strahlende Augen, und noch einmal tönten die bittenden Worte: „Bleiben Sie bei uns," ihm mit hinreißendem Zauber in das Ohr.

Da rauschte es leise an der Prinzessin nieder, die Blätter der Handschrift, welche sie berührt hatte, fielen auf den Boden. Der Professor bückte sich darnach und schnellte in die Höhe. „Ew. Hoheit sehen mit fröhlichem Blick in die Zukunft," begann er weich, „mein Auge ist gewöhnt, die einzelnen Zeilen in der Schrift vergangener Zeit zu lesen. Hier liegt meine nächste Aufgabe, um diese Blätter flattern meine Träume. Ich bin nur ein Mann der Schreibstube, und ich werde weniger, wenn ich mehr zu sein fordere. Ich weiß, daß ich Vieles entbehre: in dieser Stunde, wo das leichtbeschwingte Leben so schön vor mir glänzt, fühle ich dies tiefer als je. Aber mein bestes Glück muß sein, daß ich aus stillen Wänden in andere Seele senke, was dort zur Blüthe und Frucht wird. Und meine größte Belohnung muß sein, daß ein Anderer in guten Stunden, wo er sich der eigenen Tüchtigkeit bewußt wird, mit flüchtiger Erinnerung auch des entfernten Lehrers denkt, seines Lehrers, der nur einer war unter Tausenden, die ihn gebildet haben, nur ein einzelner Säemann auf den unabsehbaren Feldern unserer Wissenschaft."

So sprach der Gelehrte. Aber als er mit mühsam erkämpfter Haltung sagte, was wahrhaft und ehrlich war, da dachte er nicht allein an die Wahrheit, und nicht allein an den Schatz, den er suchte, sondern an den größern, den er verlassen, um mit der schönen Fee des Thurmschlosses auf die Jagd zu ziehen. Er hörte die flehenden Worte: „Geh nicht, Felix!" und sie waren ihm eine Mahnung zu guter Stunde. „Wenn ich zu ihr kehre, wird sie wohl mit mir zufrieden sein," sann der Arglose. Es wurde ihm erspart, sie darum zu fragen.

Unten rollte schnell ein Wagen heran, der meldende Diener nahte dem Zimmer. „So starr Ihr Wille, so fest Ihr Sinn,"

rief die Prinzeſſin leidenſchaftlich. „Aber auch ich bin eine hartnäckige Mahnerin; ich ſetze meine Werbung fort, Herr Werner. Krieg zwiſchen uns beiden. Auf Wiederſehen zum Abend.“ Sie eilte die Stufen hinab. Das Abendlicht ſchwand hinter einer finſtern Wolkenwand, der Waſſerdampf ſchwebte in langen Streifen über die Wieſen und hing ſich an die Wipfel der Bäume, und um die Mauern des Thurmes flogen krächzend die Dohlen. Oben knarrte die Thür der Kammer, der Kaſtellan raſſelte mit den Schlüſſeln, während der Gelehrte liebevoll auf die Blätter ſah, welche er in der Hand hielt.

10.

Ilſe's Flucht.

Ilſe war am Morgen dieſes Tages von dem Abſchiedsgruß des Gatten erwacht, ſie ſaß an ihrem Lager und horchte auf die rollenden Räder. „Das war eine bangſame Nacht,“ ſagte ſie, „nach den Thränen und der Angſt kamen die Träume. Ich hing über einem Abgrund, tief unten im Nebel rauſchte ein Waſſerſturz, Felix hielt mich von oben an einem Tuch, ſeine Kraft ließ nach, ich fühlte das an dem Tuche, aber ich hatte im Traume keine Sorge, es war mir lieb, daß Felix mich losließ und nicht mit mir hinabſank. Schwebe in Frieden abwärts, mein Traum, zu deiner Pforte von Elfenbein, du warſt ein guter Traum, denn ſonſt habt ihr einen Hang zum Schlechten, und manchmal muß man ſich euer ſchämen.

„Er fährt dahin und ich bin allein. Nein, mein Felix, du weilſt bei mir, auch wenn ich deine Stimme nicht höre. Ich war geſtern heftig gegen dich, das thut mir ſehr leid. Ich trage dich doch in mir herum, ganz nach deiner Lehre vom Geiſt des Menſchen, der in den Andern übergeht. Das

Stück Felix, welches ich in mir bewahre, wollen wir heut in Ehren halten und ſtill ausdauern in dem häßlichen Hauſe."

Sie öffnete die Vorhänge. „Es wird wieder ein trüber Tag, die Finken ſitzen ſchon am Fenſter und ſchreien nach der ſäumigen Frau, die heut das Frühſtück ihrer Kleinen verſchlief. Draußen blüht es, und die großen Blätter des Rhabarbers blähen ſich vor Behagen in der feuchten Luft. Dem Vater aber muß des Regens zu viel werden, die Saat leidet. Nicht Jedem kann es der liebe Gott zugleich recht machen, begehrlich ſind wir Alle.

„In der Heimath ſchwatzen ſie über mich. Die Nachbarin ſagte nicht das Aergſte was ſie wußte. Dergleichen bin ich nicht gewohnt. Als ich das Weib meines Felix wurde, da meinte ich enthoben zu ſein über jede Niedrigkeit der Erde, jetzt aber fühle ich die Stiche in meiner Seele."

Sie hielt die Hand über die Augen. „Keine Thräne heut?" rief ſie aufſpringend. „Wenn die Gedanken mir wild umherziehen, ich will mir ſelbſt beweiſen, daß auch ich etwas von einem Gelehrten habe, ich will ruhig auf mein eignes Herz ſehen, und ſein Pochen ſtillen durch kluges Nachdenken. Als er zuerſt zu uns kam und der ſchöne Inhalt ſeiner Rede mich aufregte, da verfolgte mich ſein Bild in meine Kammer; ich nahm ein Buch, aber ich wußte nicht, was ich las, ich ergriff eine Rechnung, aber ich konnte nicht mehr zuſammenzählen, ich merkte, daß es wild in mir werden wollte. Und es war doch ein Unrecht, ſo an einen Mann zu denken, der mir derzeit noch ein Fremder war. Da ging ich mit meiner Angſt in die Kinderſtube, räumte allen Geſchwiſtern ihre Sachen auf und ſah nach, ob die Knaben etwas zerriſſen hatten. Ich war damals ein ſehr hausbackenes Ding. Ach, ich bin's immer geblieben; ich hoffe, heut ſoll es mir helfen. Ich ſuche den leichten Kram zuſammen. Denn mir iſt doch, als wäre mir die Reiſe nahe, dafür iſt gut, wenn Alles gerüſtet iſt." Sie öffnete Schrank und Kommode, zog ihren Koffer hervor und packte ein.

„Wohin?“ frug ſie leiſe, „in die Weite? Wie lange iſt's her, da hatte ich große Flügel wie eine Schwalbe und flog mit meinen Gedanken froh in die Fremde, und jetzt ſind dem armen Schwälbchen die Flügel gelähmt, ich ſitze allein auf meinem Zweig, ich möchte mich tief verſtecken in die Blätter und ich fürchte mich vor dem Flattern und Schwatzen der Nachbarn.“ Sie ſtützte das Haupt müde in die Hand. „Wo ſoll ich hin?“ ſeufzte ſie, „zum Vater ſoll ich nicht, wie ſoll ich jetzt Berge und alte Säulen mit Freude ſchauen? wie kann man ein Herz haben für die Bilder der Natur und für das Treiben vergangener Völker, wenn das eigene Leben nicht in Ordnung iſt?

„Man ſoll ſich immer betrachten als das Kind des ganzen Menſchengeſchlechts, ſagt mein Felix, und das Haupt frei halten für den hohen Gedanken, daß die Millionen Geſtorbener und Lebender mit uns verbunden ſind zu einer unauflöslichen Einheit. Wer aber nimmt mir ab, von denen, die waren und um mich ſind, was mir durch die Seele ſtürmt und was ſtets auf's Neue quälend in mir aufſteigt? wer löſt mich von der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und von einer heißen Angſt um das Kommende? Ach, es iſt eine Lehre für die großen Stunden des Menſchen, wo er ruhig um ſich ſchaut, aber die Lehre iſt zu hoch für den armen Gequälten.“

Sie nahm die kleine Bibel von dem Schrank, welche ihr der gute Pfarrer auf dem Stein beim Abſchied geſchenkt hatte, und zog ſie aus ihrer Kapſel. „Ich habe lange verſäumt, in dir zu leſen, liebes Buch, denn wenn ich deine Blätter aufſchlage, ſo fühle ich mich wie ein doppeltes Weſen, die alte Ilſe wird lebendig, die einſt deinen Worten ohne Grübeln vertraute, und dazwiſchen ſehe ich wieder mit den Augen meines Mannes prüfend auf manche Blätter, und ich frage, ob auch noch jeder Ausſpruch, den ich hier finde, mein Gedanke ſein darf. Das kindliche Vertrauen habe ich verloren, und was ich dafür erhalten, ich fühle, daß es vor Unſicherheit nicht ſchützt.

Auch wenn ich die Hände zusammenlege und bitte, wie ich als Kind gelernt, so weiß ich, daß ich um nichts bitten darf, als um die Kraft, selbst zu überwinden, was mir den Muth beschwert."

Der Gärtner trat in das Zimmer, heut wie jeden Morgen, und bot einen Korb Blumen, welchen der Herr des Schlosses ihr sandte. Ilse fuhr auf und wies nach dem Tisch. „Setzen Sie hin," sagte sie kalt, ohne den Korb zu berühren. Sonst hatte sie dem Mann oft ihre Freude gezeigt an dem schönen Blüthenschmuck, den er gezogen, und der Gärtner, dem immer weh that, daß die vornehmen Herrschaften über das Seltenste wegsahen, hatte sich an den warmen Antheil der fremden Frau so gewöhnt, daß er jeden Morgen selbst die Blumen brachte und ihr die neuen Lieblinge des Glashauses nannte. Das Beste, was er hatte, schnitt er für sie ab. „Die Andern merken es doch nicht," sagte er, „und sie behält auch die lateinischen Namen."

Heut setzte er gekränkt den Blumenkorb hin. „Es sind neue Pantoffelblumen dabei," begann er vorwurfsvoll, „es ist mein Sortiment, Sie sehen diese Arten nicht wieder." Ilse fühlte das Leid des Gärtners, sie trat mit Ueberwindung an den Tisch und sagte: „Wohl sind sie sehr schön. Aber die Blumen, lieber Herr, verlangen auch ein leichtes Herz, und das fehlt mir jetzt. Ich verdiene heut Ihre Freundlichkeit schlecht, seien Sie mir darum nicht böse."

„Wenn Sie nur auf die graugefleckten achten wollen," rief der Gärtner in Künstlerbegeisterung, „diese sind mein Stolz und sonst nirgend in der Welt zu haben."

Ilse rühmte die grauen. „Manches Jahr habe ich mich gemüht," fuhr der Gärtner fort, „ich habe Alles gethan, um guten Samen zu erhalten, immer kam Gewöhnliches. Als ich fast den Muth verloren hatte, blühten in einem Jahre alle die neuen Arten. Nicht meine Kunst that es," fügte er ehrlich hinzu, „es ist ein Geheimniß der Natur, sie hat mir das Glück gegeben und meine Sorge abgethan ganz auf einmal."

„Sie hatten ſich doch darum bemüht und wacker das Ihre gethan," antwortete Ilſe, „handelt man ſo, dann mag man auch dem guten Geiſte des Lebens vertrauen."

Der Gärtner ging beruhigt von dannen, Ilſe ſah auf die Blumen. „Auch er, der euch zu mir ſandte, iſt mir zur Angſt geworden. Und doch war er der Einzige hier, der mir gleichmäßige Freundlichkeit und eine gute Haltung gezeigt hat. Felix hat recht, es iſt für uns kein Grund, ſeinetwegen unruhig zu ſein. Wer weiß, ob er große Schuld hat an den häßlichen Reden, die um dieſes Haus fliegen. Ich darf ihm nicht Unrecht thun. Aber wenn ich ſeine Blumen betrachte, iſt mir jetzt, als läge eine Natter darin, denn ich weiß nicht, iſt ſeine Seele lauter oder unrein, ich verſtehe ſeine Art nicht, und das macht unſicher und argwöhnich." Sie ſtieß den Korb weg und wandte ſich ab.

Das Mädchen, welches ihr zur Bedienung übergeben war, kam betrübt in das Zimmer und bat, ihr bis morgen Urlaub zu geben, weil ihre Mutter auf einem Dorf in der Nähe ſchwer erkrankt ſei. Ilſe erkundigte ſich gütig nach der Krankheit, gab ihr mit Wünſchen und gutem Rath die erbetene Freiheit. Das Mädchen ſchlich verſtört aus der Thür, Ilſe ſah ihr traurig nach. „Auch ihr iſt das Herz ſchwer. Es trifft ſich gut, daß Felix nicht zu Hauſe iſt, da kann ich mir allein helfen. Es wird ein ſtiller Tag werden, nach dem Sturm von geſtern iſt mir das recht."

Wieder klopfte es, der Kaſtellan vom Schloſſe brachte die Briefe, welche ihm der Poſtbote auch für den Pavillon abgab. Es waren heut Briefe der Geſchwiſter, die den regelmäßigen Verkehr zwiſchen dem Stein und ſeiner entfernten Tochter unterhielten. Ueber das ernſte Geſicht von Frau Ilſe flog ein Strahl der Freude.

„Das iſt ein guter Morgengruß," ſagte ſie, „ich will heut meiner Bande ausführlich antworten, wer weiß, ob in den nächſten Wochen Zeit dafür iſt." Sie eilte an den Schreibtiſch,

las, lachte und ſchrieb, die Angſt war von ihr genommen, ſie plauderte als frohes Kind in den Redensarten und Gedanken der Kinderſtube. Darüber verrannen die Stunden, Gabriel trug das Mittagsmahl auf und ab. Als er ſie am Nachmittag wieder über die Briefe geneigt fand, blieb er hinter ihr ſtehen und kämpfte mit ſich, ob er ſie anreden ſollte, aber da Ilſe ſo tief in ihre Arbeit verſenkt war, nickte er vor ſich hin und ſchloß die Thür.

Zuletzt ſchrieb Ilſe an den Vater. Wieder wurde ihr das Haupt ſchwer, und aus der Tiefe ſtieg die Angſt und legte ſich brennend um ihre Bruſt. Sie ſprang vom Schreibtiſch auf und ging heftig durch das Zimmer. Da, als ſie dem Fenſter nahe kam, ſah ſie, daß der Herr des Schloſſes langſam auf dem Kieswege dem Pavillon zuſchritt.

Ilſe trat ſchnell zurück. Nicht ungewohnt waren ihr die kurzen Beſuche des Fürſten, heut aber blickte ſie ſcheu auf die Wände, das Blut ſchoß ihr zu dem Herzen, ſie preßte die Hände auf die Bruſt und rang nach Faſſung.

Die Thür flog auf. „Ich komme zu hören," begann der Fürſt, „wie Sie die Einſamkeit dieſer Stunden ertragen. Auch mein Haus iſt geräumt, die Kinder ſind von mir gezogen, es iſt leer unter dem Schiefer des großen Baues."

„Ich habe die Muße benützt mit entfernten Freunden zu verkehren," antwortete Ilſe. Sie wollte heut die Namen der Kinder vor dem Fürſten nicht nennen.

„Gehört zu dieſen Freunden auch das kleine Volk, welches in der Ferne auf dem Steine umherſpringt?" frug der Fürſt lächelnd, „haben die Kinder vom Gute wieder ihre Wünſche an's Herz gelegt?" Er ergriff einen Stuhl und lud Ilſe zum Sitzen ein.

Seine Haltung gab auch ihr größere Ruhe, er ſah in dieſem Augenblick aus wie ein kluger und wohlwollender Mann.

„Ja, Hoheit," verſetzte Ilſe. „Diesmal aber war meine jüngere Schweſter Luiſe die eifrigſte Briefſtellerin."

„Verſpricht ſie Ihnen ähnlich zu werden?“ frug der Fürſt freundlich.

„Sie iſt jetzt zwölf Jahr,“ verſetzte Ilſe gehalten, „ſie hat Gefühle über Alles, und ihre Phantaſie fliegt um jeden Strohhalm. Es ſieht faſt aus, als ob ſie die Dichterin der Kinderſtube ſein wollte. Ich weiß nicht, wie dieſer phantaſtiſche Sinn in unſere Wirthſchaft gekommen iſt. Sie erzählt mir in ihrem Brief eine ganze lange Geſchichte, die ihr ſelbſt begegnet ſei, und die doch nichts iſt als ein kleines Mährchen, das ſie irgendwo geleſen hat. Denn ſeit ich in der Stadt bin, ſind mehr Mährchenbücher auf den Stein gekommen, als in meiner Jugend.“

„Wahrſcheinlich iſt es nur kindliche Eitelkeit,“ ſagte der Fürſt freundlich, „welche ſie antreibt eine Erfindung für Wahrheit auszugeben.“

„So iſt es auch,“ antwortete Ilſe lebhafter. „Sie will ſich im Walde verirrt haben, und als ſie einſam unter den Pilzen ſaß, kamen die kleinen Thiere unſeres Hofes, die ſie ſonſt füttert, die weiße Maus im Käfig, das Kätzchen und der Schäferhund, ſetzten ſich um ſie und liefen vor ihr her, bis ſie ſich aus dem Walde fand. Die Katze neben der Maus, Hoheit, das war dumm! Dieſe Geſchichte erzählt ſie dreiſt als Wirklichkeit und fordert mich noch auf ſie rührend zu finden. Das wurde doch zu arg, ich habe ihr aber auch meine Meinung geſagt.“

Der Fürſt lachte, er lachte von Herzen. Es war ein ſeltener Klang, der an den Wänden des dunklen Zimmers dahinzog, und verwundert ſchaute der Liebesgott oben auf den luſtigen Mann herab. „Darf ich fragen, welche Kritik dem poetiſchen Gemüth zuertheilt wurde?“ frug der Fürſt. „In dem Mährchen iſt doch eine poetiſche Idee, daß Freundlichkeit, welche man Andern erwieſen, zur rechten Stunde wieder vergolten wird. Das iſt leider nur Dichtereinfall, die Wirklichkeit kennt ſolche Dankbarkeit ſelten.“

„Man ſoll auch im Leben nicht auf fremde Hülfe bauen,“ verſetzte Ilſe feſt. „Und man ſoll Freundlichkeit Andern nicht erweiſen, damit ſie vergolten wird. Es iſt ja beſondere Freude, wenn ein Ton, den man in die Welt gerufen hat, als Echo wieder herzlich zu uns zurückklingt, aber man ſoll nicht darauf vertrauen; ein verirrtes Kind ſoll tapfer ſeine fünf Sinne zuſammennehmen, damit es den Weg zur Heimath ſelbſt findet. Vor Allem aber ſoll man nicht poetiſche Einfälle für ein erlebtes Ereigniß ausgeben. Darüber gab's wieder Schelte, denn, Ew. Hoheit, Mädchen in dieſen Jahren muß man immer zu richtiger Beſinnung zwingen, ſie verlieren ſich leicht in Träumerei.“

Der Fürſt lachte wieder. Wo weilen die klugen Thiere, Frau Ilſe, welche dir freundlichen Rath geben in deiner Noth?

„Sie waren zu ſtreng,“ fuhr der Fürſt fort. „Auch uns Erwachſenen täuſcht die Hexe Phantaſie ewig das Urtheil; man ängſtigt ſich ohne Grund und man hofft und vertraut ohne Berechtigung. Wer immer vermöchte, das unbefangene Urtheil über die eigene Lage zu bewahren, der wäre ſo frei, daß er das Leben ſchwerlich noch ertrüge.“

„Die Phantaſie verwirrt uns,“ antwortete Ilſe umherblickend, „aber ſie warnt uns auch.“

„Was iſt alle Wärme der Empfindung, jede Hingabe an andere Menſchen?“ fuhr der Fürſt traurig fort, „nichts als ein feiner Selbſtbetrug. Wenn ich jetzt mir mit der frohen Empfindung ſchmeichle, daß es mir gelang, einen Antheil auch an Ihrem Herzen für mich zu gewinnen, zuletzt iſt auch das nur eine Täuſchung; aber es iſt ein Traum, den ich mir ſorgfältig erhalte, denn er thut mir wohl. Mit einem Genuß, den ich lange entbehrt, höre ich auf die ehrlichen Worte Ihrer Stimme, und mich peinigt der Gedanke, daß ich dies anmuthige Behagen je wieder miſſen ſoll. Es hat für mich höheren Werth, als Sie wohl meinen.“

„Ew. Hoheit ſprechen zu mir, wie zu einem recht guten Freunde,“ verſetzte Ilſe ſich hoch aufrichtend, „und wenn ich

den Ausdruck, womit Sie mir dies Gütige ſagen, zu Herzen nehme, ſo muß ich glauben, daß Ihnen ganz ſo zu Muthe iſt, wie Sie reden. Mir aber ſtört jetzt dieſelbe Phantaſie, welche Sie tadeln und loben, auch das Vertrauen, welches ich gern zu Ew. Hoheit haben möchte. Und ich will darüber nicht ſchweigen, denn mir thut weh, nach ſolchem lieben Wort etwas gegen Sie auf dem Herzen zu behalten." Sie ſtand ſchnell auf. „Mir ſtört meinen Frieden, daß ich in einem Hauſe wohne, welches der Fuß anderer Frauen meidet."

Der Fürſt blickte überraſcht auf die Frau, welche mit feſter Haltung die innere Unruhe beherrſchte. „Die Wahrſagerin," murmelte er.

„Ew. Hoheit wiſſen ſo gut, welche Dienſte die Phantaſie thut," fuhr Ilſe ſchmerzlich fort. „Mich hat ſie gequält, und mir wird ſchwer in dieſem Raum an die Achtung zu glauben, deren Ew. Hoheit mich verſichern."

„Was hat man Ihnen zugetragen?" frug der Fürſt mit ſcharfem Ton.

„Was Ew. Hoheit aus meinem Munde zu hören nicht verlangen dürfen," verſetzte Ilſe ſtolz. „Es iſt möglich, daß ein Herr vom Hofe über dergleichen gleichgültiger denkt. Das ſage ich mir ſelbſt. Mir aber hat Unglück gebracht, daß ich hier bin. Es iſt ein Fleck auf einem ſaubern Gewande, mein Auge haftet ſtarr darauf, ich waſche ihn weg mit meiner Hand, und doch liegt er immer wieder vor mir, denn es iſt ein Schatten, der von außen darüber fällt."

Der Fürſt ſah finſter vor ſich hin. „Ich benütze die Ausreden nicht, welche Sie ſelbſt dem Herrn eines Hofes in den Mund legen, denn ich fühle in dieſem Augenblicke tief und leidenſchaftlich wie Sie, daß man Ihnen ein Unrecht gethan. Ich habe nur eine Entſchuldigung," fuhr er in gehobener Stimme fort, „Sie kamen her, mir fremd, und wenig ahnte ich, welchen Schatz man in meiner Nähe barg. Seitdem haben Sie bei kurzem Gruß und Kommen für mich eine Bedeutung

gewonnen, der ich mich widerstandslos hingebe. Selten erlaubt mir das Schicksal unverhüllt zu sagen, was ich empfinde. Ich scheue mich, die hochtrabenden Worte eines Jünglings zu gebrauchen, denn ich will Sie nicht beunruhigen. Glauben Sie aber nicht, daß ich gegen Sie weniger stark fühle, weil ich meine Bewegung zu verbergen weiß."

Ilse stand in der Mitte des Zimmers, ein flammendes Roth fuhr ihr über die Wangen. „Ich bitte Ew. Hoheit kein Wort weiter zu sprechen, denn mir ziemt nicht das zu hören."

Der Fürst lächelte bitter. „Schon habe ich Sie verletzt, und Sie machen mir schnell deutlich, daß eine Täuschung war, wenn ich auf Ihre Neigung hoffte. Und doch bin ich Ihnen gegenüber so arm, daß ich Sie bitte, Ihr Mitgefühl einer Leidenschaft nicht zu versagen, die so heiß in mir glüht, daß sie mir in dieser Stunde die Herrschaft über mich selbst genommen hat."

Ilse flüsterte vor sich hin: „Hinweg von hier!"

„Entsagen Sie diesem Gedanken," rief der Fürst außer sich. „Ich kann Ihren Anblick, den Klang Ihrer Stimme nicht entbehren. Wie spärlich er mich erfreut, er ist das Glück meiner Tage, in einem Leben ohne Freude und Liebe das einzige große Gefühl. Daß ich Sie mir nahe weiß, hält mich aufrecht im Kampfe gegen Gedanken, die mich in düsteren Stunden betäuben. Wie der andächtige Wanderer auf das Glöcklein des Eremiten lauscht, so horche ich auf den leisen Ton, der aus Ihrem Leben in das meine klingt. Lassen Sie sich die Hingabe des einsamen Mannes gefallen," fuhr er ruhiger fort. „Ich gelobe, Ihr Zartgefühl nicht mehr zu kränken, ich gelobe, mich mit dem Anrecht an Ihr Leben zu begnügen, das Sie mir in freier Wahl geben."

„Mich aber reut jedes Wort, das ich zu Ew. Hoheit gesprochen, und mich reut jede Stunde, in der ich ehrfürchtig Ihrer gedacht,' rief Ilse in auflodernden Zorn. „Ich war

ein armes gläubiges Kind," fuhr sie außer sich fort, „und ich habe für meinen Fürsten die Hände gefaltet, ehe mein Auge ihn gesehen, jetzt, da ich ihn kenne, graut mir vor ihm, und ich raffe mein Kleid zusammen und spreche: Hebe dich weg von mir."

Der Fürst fiel in einen Stuhl. „Es ist ein alter Fluch, der aus diesen Wänden in mein Ohr braust, es ist nicht Ihre Seele, die mich von sich stößt. Von Ihren Lippen soll nur das Wort der Liebe und des Erbarmens kommen. Nicht der Versucher bin ich, selbst ein Wanderer in der Wüste, nichts um mich, als öder Sand und starrer Fels. Und ich höre verschmachtend ein Kinderlachen, ich sehe die blondgelockte Schaar bei mir vorüberziehen, ich sehe zwei Augen mit warmem Gruß auf mich geheftet, und eine Hand, die dem Müden mit der gefüllten Schale zuwinkt, und wie ein Nebelbild ist Alles verschwunden, ich bleibe allein und ich verderbe." Er schlug die Hände vor die Augen. Ilse erwiederte kein Wort, sie stand abgewandt und blickte durch das Fenster nach den Wolken, welche flüchtig am Himmel zogen.

Es war still im Zimmer. Keines regte sich und Keines sprach. Langsam erhob sich der Fürst, er trat vor Ilse, wie verglast waren seine Augen, und seine Bewegungen mühsam und gezwungen. „Hat Sie verletzt, was ich in überströmendem Eifer sprach, so vergessen Sie es. Ich habe Ihnen gezeigt, daß auch ich noch nicht frei von der Schwäche lebe, vergeblich auf einen verwandten Herzschlag zu hoffen. Denken Sie nur daran, daß ich ein Irrender bin, der bei Ihnen Trost gesucht hat, es war eine demüthige Frage, können Sie keine Antwort geben, so zürnen Sie doch dem armen Bittenden nicht." Ein langer Blick fiel auf sie, heiße Leidenschaft, tödtlich verletzter Stolz und etwas anderes, das der Frau Entsetzen erregte, lag in seinem Auge, fest und starr sah auch sie ihm in das Antlitz, er hob warnend den Finger und schritt zur Thür hinaus.

Sie lauschte auf die Tritte des Schreitenden, sie merkte

jede Treppenſtufe, die er hinabſtieg, als ſich die Hausthür hinter ihm ſchloß, riß ſie an der Klingel.

Gabriel, der im Vorzimmer geſtanden, trat ſchnell herein. „Ich will fort von hier," rief Ilſe.

„Wohin, Frau Profeſſorin?" frug der erſchrockene Diener.

Wohin? brauſte es in Ilſe's Ohr.

„Zu meinem Mann," rief ſie, aber als ſie die eigenen Worte hörte, fuhr ſie zuſammen; auch er war in einem Hauſe des Fürſten, er war bei der Tochter des argen Mannes, er ſelbſt nicht ſicher dort, ſein Weib nicht ſicher bei ihm. Wohin? wirbelte ihr im Hirn. Beim Vater auf dem Stein war der Sohn des argen Mannes; ſie dürfe nicht hinkommen, hatte die Nachbarin geſagt. Sie ſenkte betäubt das Haupt, das Gefühl der Hülfloſigkeit legte ſich centnerſchwer auf ſie. Aber ſie erhob ſich wieder und trat nahe zu Gabriel. „Ich will dies Haus verlaſſen," ſagte ſie, „ich will dieſe Stadt verlaſſen, noch heut, auf der Stelle." Der Diener rang die Hände. „Ich wußte, daß es ſo kommen würde," rief er.

„Sie wußten es?" frug Ilſe finſter, „und ich nicht und mein Gatte nicht? Lag denn auf der Straße für Jedermann ſichtbar, was ihm und mir Geheimniß war?"

„Ich merkte, daß es hier ſehr unheimlich iſt," antwortete Gabriel, „und daß Niemand dem vornehmen Herrn traut, welcher dort hinausging. Wie durfte ich Ihnen ſagen, was nur mein einfältiger Gedanke war?"

„Es iſt nicht gut, wenn man ſich zu wenig um die Reden der Leute kümmert," verſetzte Ilſe. „Ich will an einen Ort, wo ich eine Frau finde, Gabriel. Schaffen Sie mir ſogleich einen Wagen und begleiten Sie mich zur Frau Oberamtmann. Wir laſſen Alles hier, Sie kehren in das Haus zurück, damit Sie zur Stelle ſind, wenn mein Mann eintrifft."

„Woher ſoll ich den Wagen nehmen?" frug Gabriel zögernd.

„Aus der Stadt, und nicht aus dem Marſtall."

Gabriel ſtand und überlegte, endlich ſagte er kurz: „Ich gehe, Frau Profeſſorin, haben Sie die Güte zu verhindern, daß der Lakai nicht zuſieht, wenn Sie ſich zur Reiſe bereiten.“

„Niemand darf es wiſſen,“ rief Ilſe heftig. Gabriel eilte hinaus, Ilſe verriegelte die Thür und flog in das Nebenzimmer. Dort ſuchte ſie das Unentbehrliche für die Reiſe zuſammen, Hut und Hülle. Sie ſchloß alle Behälter und packte die Schlüſſel in ein Bund. „Wenn Felix kommt, ſoll er nicht ſagen, daß ich kopflos entlaufen ſei.“ Sie ging auch an ſeinen Arbeitstiſch und verſiegelte die Briefe in einem Packet. „Damit kein neugieriges Auge auf euch blickt,“ ſagte ſie. Als ſie die Briefe der Kinder und ihre eigenen Antworten zuſammenſchloß, überfiel ſie ein Schauer und ſie barg das Bündel ſchnell unter den übrigen Schriften. Sie war fertig, Gabriel kehrte noch nicht zurück, er ſäumte lange. Mit feſtem Schritt ging ſie durch die Zimmer. „Fremder ſeid ihr mir geworden, je länger ich hier weilte. Die Pracht des erſten Abends, wo iſt ſie geblieben? Es war ein kalter Glanz, feindſelig meinem Leben, könnte ich jede Erinnerung an euch aus der Seele reißen, es wäre mir lieb.“ Sie ſetzte ſich auf die Stelle, wo ſie in der Nacht über den ſchlafenden Gatten geblickt. „Das war der letzte traurige Blick auf ſein liebes Haupt, wann ſehe ich es wieder? Ich gehe von dir, mein Felix. Wer uns das geſagt hätte, als wir nebeneinander vor dem Altare ſtanden! Ich laſſe dich zurück unter argdenkenden Menſchen, dich, auch dich in Gefahr, und ich gehe allein in die Fremde, Rettung für mich zu ſuchen, weit weg von dir. Wer uns das geſagt noch vor wenig Tagen, ich hätte ihn einen Lügner geſcholten in ſein Angeſicht. Ich gehe, mein Felix, um mich zu retten für dich, denke daran,“ bat ſie vor dem Lager, „und zürne mir nicht. Um Kleineres ginge ich nicht.“ Sie ſank an den Kiſſen nieder und rang die Hände in thränenloſem Schmerz. Lange lag ſie ſo, endlich pochte es an der äußern Thür, ſie ſprang auf

und öffnete, aber ſie fuhr zurück, als ſie in das bleiche Antlitz des treuen Dieners ſah.

„Ich habe keinen Wagen beſtellt," denn es würde nichts nützen."

„Was heißt das?" frug Ilſe finſter.

„Der Wagen, welcher hier vorfährt, würde die Frau Profeſſorin nicht dahin bringen, wo Sie wollen, nur dahin, wo Andere wollen."

„So gehen wir ſelbſt und nehmen in der Stadt ein Fuhrwerk, wie es auch ſei."

„Wohin wir gehen," verſetzte Gabriel, „werden wir beobachtet, wenn ich einen Wagen rufe, wird er wieder abbeſtellt."

„Sie ſind ſelbſt erſchrocken, Gabriel, und Sie ſehen Gefahren, wo keine ſind," verſetzte Ilſe unwillig.

„Wenn auch ein ehrlicher Mann Sie zu der Frau Oberamtmann fährt," fuhr Gabriel fort, „ſo iſt doch zweifelhaft, ob Sie auf dem Gute ankommen. Sehen Sie den Mann dort unten am Schloſſe? Er geht langſam wie ein Spaziergänger, aber er verwendet kein Auge von dieſem Hauſe. Das iſt einer von unſern Wächtern, und er iſt nicht der einzige."

„Wer hat Ihnen das geſagt?" frug Ilſe.

„Ich habe einen guten Freund hier, der zum Schloſſe gehört," verſetzte Gabriel zögernd, „zürnen Sie nicht, Frau Profeſſorin, daß ich bei ihm anfrug, denn er kennt alle Schliche. Es iſt ja möglich, ſagt mir dieſer, daß es glückt. Denn man kann die Leute in der Stadt doch nicht zu Räubern oder Betrügern machen, aber es iſt unſicher und gefährlich."

Ilſe ergriff ihren Hut und Mantel.

„Ich gehe, Gabriel," ſagte ſie ruhig. „Wollen Sie mich auf meinem Gange begleiten?"

„Liebe Frau Profeſſorin, wohin Sie wollen," rief Gabriel. „Hören Sie aber erſt auf meinen Vorſchlag. Der Bekannte meint, das Sicherſte iſt, wenn der Herr Oberamtmann Sie ſelbſt abholen kommt und zwar am Abend. Die Abende ſind

finſter, und Sie können dann vielleicht aus dem Hauſe gehen, ohne daß der Lakai oder ein Anderer es bemerkt."

„Eine Gefangene!" rief Ilſe. — „Wer iſt Ihr Bekannter?" frug ſie Gabriel ſcharf anſehend.

„Er iſt ſicher wie Gold," betheuerte Gabriel, „und ich werde es der Frau Profeſſorin ſpäter gern erzählen, nur heut bitte ich mich nicht zu fragen, denn er hat wegen ſeiner eigenen Sicherheit gefordert, daß kein Menſch von ihm erfahre."

„Ihrer Treue vertraue ich," verſetzte Ilſe kalt, „aber Sie ſelbſt können getäuſcht werden. Fremdem Rath folge ich nicht."

„Er hat mir ein Pferd angeboten," rief Gabriel, „es ſteht bereits vor der Stadt. Wenn Sie mir eine Zeile an den Herrn Oberamtmann mitgeben, ich reite ſelbſt und bringe den Wagen bei guter Zeit."

Ilſe ſah finſter auf den Diener. „Darüber vergehen viele Stunden, ich will nicht allein hier bleiben. Ich gehe zu Fuß auf der Landſtraße zu meinen Freunden."

„Sehen doch Frau Profeſſorin nach dem Himmel, ein Wetter zieht herauf."

„Es iſt mir recht," rief Ilſe, „ich gehe nicht zum erſten Mal durch den Regen. Wollen Sie mich nicht begleiten, ſo erwarten Sie hier meinen Mann und ſagen ihm, ich wäre hinausgegangen auf meine Heimath zu, wenn ich bei guten Leuten bin, werde ich ihm ſchreiben."

Gabriel rang die Hände, Ilſe knüpfte Hut und Mantel um.

Da erhob ſich unten im Hausflur ein lauter Wortwechſel, Gabriel riß die Thür auf, eine fremde Baßſtimme zürnte heftig gegen den Lakaien: „Ich aber ſage Ihnen, Levkoy, oder was für eine Pflanze Sie ſonſt ſind, ich bin nicht der Mann, der ſich die Thür vor der Naſe zuſchlagen läßt; ſie iſt zu Hauſe."

Ilſe warf Hut und Mantel von ſich, ſprang an die Treppe und rief hinunter: „Herr Hummel!"

„Gehorſamſter Diener, Frau Profeſſorin," rief Hummel herauf. „Ich komme ſogleich, ich will nur erſt dieſem Major-

bomus meine Hochachtung ausſprechen. Sie ſind ein Intrigant, Herr, und ein Subject, dem ich diejenige Behandlung wünſche, welche es verdient: dreijährige Haſel und ſtramm angezogen. Ich komme, Frau Profeſſorin." Er ſtieg ſchwerfällig die Treppe herauf, Ilſe flog ihm entgegen, führte ihn an der Hand in ihr Zimmer, und ſo übermächtig wurde ihr jetzt die Erſchütterung, daß ſie ihr Haupt auf ſeine Schulter legte und weinte.

Herr Hummel hielt ſtill und ſah theilnehmend auf Frau Ilſe.

„Alſo das iſt Hofbrauch?" frug er leiſe, „und in dieſem Tone wird hier Converſation gemacht?"

„Mein Gatte iſt verreiſt, ich will hinweg Herr Hummel, helfen Sie mir in's Freie."

„Das iſt ganz mein Fall," verſetzte Hummel, „ich bin ohnedies mitten in einem Entführungsgeſchäft; ich komme in dieſe Stadt, um Ihnen wegen meiner Tochter Laura eine Bitte vorzutragen und bei ſchwarzen Herren hierſelbſt Einiges in Ordnung zu bringen. Wohin wollen Sie reiſen?"

„Zu guten Freunden, welche mich in das Haus meines Vaters bringen."

„Dies iſt der rechte Weg," verſetzte Hummel. „In verzweifeltem Fall, wenn Alles in der Welt wankt, ſoll das Kind zum Vater zurück. Dieſe Treue bleibt, ſie iſt zwanzig Jahr alt, bevor die des Mannes anfängt. Da Ihr Herr Vater nicht vorhanden iſt, ſo erlauben Sie, daß ein Anderer, der auch weiß, was die Sorge um ein Kind heißt, bei Ihnen die Stelle des Vaters vertritt."

Ilſe hielt ſich an ihm feſt, Hummel drückte ihr in ſeiner Weiſe zart die Hand, es war doch ein kräftiger Druck.

„Jetzt Ruhe und kaltes Blut. Es kann keine geringe Sache ſein, welche Sie ſo ſtark bewegt. Ich verlaſſe Sie nicht eher, bis ich Sie gut aufgehoben weiß." Er ſah auf Gabriel, der ihm ein Zeichen machte. „Sie alſo, Frau Profeſſorin, kümmern ſich um gar nichts. Setzen Sie ſich ruhig hin und erlauben Sie, daß ich

mich mit Gabriel beſpreche. Ich ſorge Ihnen für Alles, und ich ſtehe für Alles."

Ilſe blickte ihn dankbar an und ſetzte ſich gehorſam nieder. Hummel winkte Gabriel in das Nebenzimmer. „Was iſt hier vorgefallen?" frug er.

„Der Herr iſt auf einige Tage verreiſt, unterdeß iſt man unartig gegen die Frau Profeſſorin geworden, hier gehen große Schlechtigkeiten vor, man will ſie nicht abreiſen laſſen."

„Meine Miether nicht abreiſen laſſen?" rief Herr Hummel, „lächerlich! Ich habe einen Reiſepaß bis Paris in der Taſche, wir ſpringen über dieſes Land hinweg wie Heupferde. Ich hole ſogleich eine Fuhre." Gabriel ſchüttelte den Kopf. Die Vertrauten handelten eine Weile mit einander. Herr Hummel kam zurück und ſagte mit größerem Ernſt zu Ilſe: „Jetzt bitte ich, ſetzen Sie ſich an den Schreibtiſch, und verfaſſen Sie einige Zeilen an den Herrn Oberamtmann; an den Mann und nicht an die Frau, ſonſt giebt's Confuſion; er ſoll ſogleich nach Empfang dieſes Schreibens mit einem geſchloſſenen Wagen hierher kommen, er ſoll in der Vorſtadt beim ſchwarzen Bär mit dem Wagen halten, er ſoll ſeinen Wagen nicht verlaſſen, es wäre ein großer Freundesdienſt. Weiter nichts. Dieſen Brief ſchafft Gabriel an die Adreſſe. Wie er ihn beſorgt, iſt ganz ſeine Sache und kümmert uns nicht, will er fliegen, wie dieſer zweideutige Genius an der Decke, welcher ſeinen Paletot vergeſſen hat, ſo wird das um ſo beſſer ſein. Alſo der Brief iſt fertig, verzeihen Sie, wenn ich ihn leſe. Alles richtig und genau. Schnell fort, Gabriel. Sobald Sie beim Schloſſe vorüber ſind, dann Carriere, bis dahin benehmen Sie ſich als ruhiger Menſchenfreund, ich erlaube Ihnen, meinen Deſſauer zu pfeifen, wenn Sie das im Stande ſind. Sollte man Sie fragen, ſo beſorgen Sie für mich Geſchäfte."

Gabriel eilte zur Thür hinaus. Hummel rückte ſich einen Stuhl vor Frau Ilſe und ſah auf ſeine Uhr. „Sie werden fünf Stunden auf den Wagen warten, wenn Alles gut geht.

Unterdeß müſſen Sie mich bei ſich ertragen, ich verlaſſe dieſes Haus nicht ohne Sie. Laſſen Sie ſich den Aufſchub nicht leid ſein, mir iſt er lieb, denn ich habe mit Ihnen als mit einer braven Frau, vor welcher ich mit wahrem Reſpect den Hut abnehme, auch über meine Angelegenheiten zu ſprechen, welche mir ſehr auf dem Herzen liegen. Wir haben Zeit genug dafür. Ich habe auch dem Herrn Profeſſor einige Papiere mitgebracht, es kommt wenig darauf an, ſie werden aber hier auf den Tiſch gelegt, damit wir als Geſchäftsleute einander gegenüber ſitzen. Dann aber werde ich mich freuen, wenn Sie dem Judas im Bedientenzimmer meinetwegen einen Auftrag geben. Haben Sie jedoch die Güte, vorher Alles wegzuräumen, was daran erinnert, daß Sie von mir entführt ſein wollen."

Ilſe ſah ihn unſicher an. „Was darf ich dem Mann ſagen, Herr Hummel?"

„Sie ſind eine ſo gute Hausfrau," verſetzte Hummel verbindlich, „daß ich Ihnen durchaus überlaſſen kann, was Sie mir vorſetzen wollen. Ich bin den ganzen Tag gereiſt." Er machte eine kleine Handbewegung nach ſeiner Weſte.

Ilſe ſprang auf, ſie mußte trotz ihrer Angſt lächeln über das ſorgliche Weſen des Hauswirths. „Verzeihen Sie mir, Herr Hummel."

„Das iſt die rechte Stimmung," verſetzte Hummel, „es giebt kein beſſeres Mittel gegen das Tragiſche, als einen gedeckten Tiſch. Ich bitte deßhalb nicht um einen Teller, ſondern um zwei, es würde mir nicht munden, wenn Sie zuſehen wollten. Glauben Sie mir, Frau Profeſſorin, die edelſten Gefühle ſind unzuverläſſig, wenn nicht ein ehrliches Butterbrot gleichſam als Stempel darauf gedrückt worden iſt. Das macht ruhig und feſt. Und Sie werden heut dieſe Tugenden noch nöthig haben."

Ilſe ſchellte. „Erſcheint das Beſteck," fuhr Hummel fort, „ſo nennen Sie ihm meinen Namen und Firma. Ich reiſe überhaupt nicht incognito, und ich wünſche hier gar nicht myſteriös betrachtet zu werden."

Der Lakai erschien, Ilse gab ihm Auftrag, in der Restauration das Nöthige zu holen, und frug, wie er dazu gekommen sei, ihre Anwesenheit vor ihrem lieben Hauswirth zu verleugnen.

Der Mann stotterte eine Entschuldigung und entfernte sich eilig.

„Als ich in dies Haus kam, wußte ich bereits, daß hier nicht Alles in Ordnung war. Ich frug im Schlosse nach Ihnen und erhielt keine genügende Auskunft, ich frug hinter dem Schlosse einen Mann, welcher umherstrich, nach Ihrer Behausung. Er sah mich an wie ein Kreuzschnabel. Sie wären verreist, behauptete er, und versuchte, meine Geheimnisse auszupumpen. Darüber gab es eine kurze Unterhaltung, wobei Kreuzschnabel seine Bosheit kund gab, weil ich ihn wegen Unbekanntschaft mit seinem gewöhnlichen Titel einen Spion nannte. Der Wachtposten trat dazu, und ich sah, die Herren Confratres hatten Lust, mich festzuhalten. Da kam ein junger Herr des Weges, frug die Andern nach dem Grund des Lärms, und sagte, er wüßte, daß Sie zu Hause wären. Er begleitete mich bis vor dieses Haus, frug höflich nach meinem Namen, nannte mir auch den seinen, Lieutenant Baumläufer, und rieth, ich sollte mich ja nicht abschrecken lassen, das Dienervolk sei unverschämt, Sie aber würden sich freuen, einen alten Freund zu sehen. Er muß auch Ihnen bekannt sein."

Der Lakai deckte den Tisch. So oft er Herrn Hummel die Teller bot, sah ihn dieser mit vernichtendem Blick an, und beeiferte sich nicht, ihm sein Amt leicht zu machen. Dagegen bot er Frau Ilse ritterlich die Speisen und ermahnte sie durch ein bedeutungsvolles Räuspern, sich vorzusehen. Während der Diener abräumte, begann Hummel sich zurecht rückend: „Jetzt erlaube ich mir, von unsern Geschäften zu sprechen, es wird ein langer Vortrag, haben Sie Geduld."

Es war Abend geworden, Finsterniß lag über dem unheimlichen Hause, das Wetter zog herauf, die Fenster klirrten

im Winde und der Regen rauſchte. Ilſe ſaß wie im Traum. Zwiſchen dem heftigen Sturm des verſinkenden Tages und der bangen Erwartung einer wilden Nacht lagerte ſich vor ihr die behagliche Proſa der Parkſtraße, furchtlos, ſicher, mit ſich und der Welt zufrieden, ſoweit dieſe Welt nicht grade ärgerlich wurde. Aber ſie fühlte, wie wohlthuend dieſer Gegenſatz war, ſie vergaß ſogar ihre eigene Lage und hörte mit inniger Theilnahme auf den Bericht des Vaters. „Ich ſpreche mit einer Tochter," ſagte Herr Hummel, „die zu ihrem Vater zurückgeht, ihr ſage ich, was ich Niemandem ſonſt erzähle, mir iſt's hart, zu ertragen, daß mein Kind mich verlaſſen will." Er ſprach über das Kind, welches ſie beide liebten, und jeder von ihnen hatte Freude an dem andern. So verrannen einige Stunden.

Der Lakai kam wieder und frug reſpectvoll die Frau Profeſſorin, ob ſie Gabriel weggeſchickt.

„Er iſt in meinem Auftrage ausgegangen," brummte Herr Hummel gegen den Fragenden, „er beſorgt für mich Geſchäfte von Geldeswerth, mit denen ich Ihre Ehrlichkeit nicht beläſtigen wollte. Wenn ſich noch Jemand aus der Stadt nach mir erkundigt, ſo bitte ich Sie zu befehlen, Frau Profeſſorin, daß dieſer Mann nicht auch mich verleugnet."

Er ſah wieder nach ſeiner Uhr. „Vier Stunden," ſagte er. „War das Pferd gut, und hat Gabriel ſich nicht in der Finſterniß verirrt, ſo können wir ihn jeden Augenblick erwarten. Iſt's ihm nicht geglückt, ſo ſeien Sie immer ohne Sorgen, ich führe Sie doch aus dem Hauſe." Unten ſchellte es, die Hausthür wurde geöffnet, Gabriel trat ein. Die Freude lachte aus ſeinem Geſicht. „Punkt zehn Uhr hält der Wagen vor der Herberge," ſagte er vorſichtig, „ich bin ſchnell vorausgeritten."

Ilſe ſprang auf, wieder flog der Schreck des Tages, die Sorge um die Zukunft durch ihr Haupt. „Bleiben Sie ſitzen, mahnte Hummel wieder; „ſtarkes Umhergehen iſt verdächtig, ich halte unterdeß mit Gabriel hier daneben noch einmal Rath."

Dieſe Berathung währte lange Zeit, endlich kam Herr Hummel zurück und ſagte ernſthaft: „Jetzt, Frau Profeſſorin, machen Sie ſich bereit; wir haben eine Viertelſtunde zu gehen, laſſen Sie ſich unſer Thun ruhig gefallen, es iſt Alles ſorgfältig bedacht.“

Herr Hummel ſchellte, Gabriel, der zu dem Späher im Unterſtock zurückgekehrt war, trat ein wie gewöhnlich, er zog Schlüſſel und einen Schraubenzieher aus der Taſche. „Ich habe die kleine Hintertreppe ſchon in den erſten Wochen verſchloſſen und die Thür mit einer großen Schraube geſperrt, die Leute wiſſen nicht, daß ich die Schlüſſel habe.“ Er ging in einen Nebenraum der Hinterſtube und öffnete den Zugang einer verborgenen Treppe. Herr Hummel ſchlich ihm nach. „Ich will wiſſen, wo ich wieder eingelaſſen werden ſoll,“ ſagte er zurückkehrend zu Frau Ilſe. „Wenn ich Sie hinausgeführt habe, muß hier Jemand als Ihr Geiſt umherpoltern, ſonſt dürfte die ganze Mühe vergeblich ſein. Gabriel führt Sie die Hintertreppe hinab, während ich zur Vorderthür hinausgehe und den Lakaien unterhalte. Ich treffe Sie eine kurze Strecke von dieſem Hauſe im Gebüſch, Gabriel führt Sie zu mir; ich werde mich zurechtfinden.“ Ilſe faßte ängſtlich ſeine Hand. „Ich hoffe, Alles ſoll gut gehen,“ ſagte Herr Hummel bedächtig. „Sorgen Sie für einen Mantel, der Sie ſo unkenntlich macht als möglich.“

Ilſe flog an den Schreibtiſch und ſchrieb mit fliegender Eil die Worte: „Lebe wohl, Geliebter, ich gehe zum Vater.“ Noch einmal überkam ſie der Schmerz, ſie rang die Hände und weinte. Hummel ſtand achtungsvoll zur Seite, endlich legte er die Hand auf ihre Schulter: „Die Zeit verrinnt.“ Ilſe ſprang auf, ſchloß den Zettel in ein Couvert, reichte ihn Gabriel und verhüllte ſchnell ihr Haupt. „Jetzt vorwärts,“ mahnte Herr Hummel mit leiſem Gebrumm, „zu beiden Thüren hinaus. Ich gehe zuerſt. Ich empfehle mich Ihnen,. Frau Profeſſorin,“ rief er laut durch die offene Thür zurück,

„wünſche wohl zu ruhen.“ Wuchtig ſchritt er die Treppe hinab, der Lakai ſtand auf den letzten Stufen. Kommen Sie einmal her, Jüngling,“ rief Hummel, „ich wünſche Sie nach Ihrem Tode ausgeſtopft und vor dem Rathhauſe aufgeſtellt als ein Muſterbild von Wahrheitsliebe für ſpätere Zeiten. Wenn ich wiederkomme, und verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde mir wieder das Vergnügen machen, Ihnen meine Hochachtung auszuſprechen, dann will ich dem Herrn Profeſſor die ganze Erbärmlichkeit Ihres Daſeins enthüllen. Ich habe große Luſt, Ihre Nichtsnutzigkeit im hieſigen Tageblatte bekannt zu machen damit Sie zur Vogelſcheuche werden für Jedermann.“

Der Diener hörte mit geſenkten Augen zu und verneigte ſich ſpöttiſch. „Gute Nacht, Höfling,“ rief Herr Hummel hinausgehend, und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Herr Hummel wandelte im Geſchäftsſchritt vom Hauſe abwärts zur linken Seite, wo ein Pfad in das Dickicht führte; dort verbarg er ſeine Geſtalt dem trüben Licht der Laternen. Der Regen ſtrömte und der Wind rauſchte in den Gipfeln. Herr Hummel ſah ſich vorſichtig um, als er in die dichte Finſterniß des Platzes trat, an welchem einſt Gabriel und der Prinz von den Geſpenſtern des Schloſſes zu einander geſprochen. Ein leiſes Raſcheln im Gebüſch, eine hohe Geſtalt trat zu ihm und faßte ſeinen Arm. „Gut,“ ſagte Herr Hummel leiſe, „vorläufig gerettet. Schnell zurück, Gabriel, und erwarten Sie mich zur Zeit. Wir aber ſuchen dunkle Wege und meiden die Laternen, im Hellen verbergen Sie Ihr Geſicht unter dem Schleier.“ Ilſe ſchritt am Arm ihres Hauswirths hinein in die Nacht, gedeckt durch den großen Schirm, welchen Herr Hummel über ſie hielt.

Im Rücken der Flüchtigen ſchlugen die Thurmglocken die zehnte Abendſtunde, als ſich die Umriſſe der letzten Herberge vor dem Thor von dem düſtern Himmel abhoben. „Nicht früher, nicht ſpäter,“ ſagte Herr Hummel, und hemmte den Schritt der eilenden Begleiterin. In demſelben Augenblick

kam ihnen ein Wagen langſam aus der Finſterniß entgegen. Ilſe's Arm zuckte. „Ruhig," bat Herr Hummel, „ſehen Sie nach, ob das Ihre Freunde ſind."

„Ich erkenne die Bläſſe," flüſterte Ilſe athemlos. Herr Hummel trat an den verdeckten Kutſcherſitz, auf welchem zwei Männer ſaßen, und frug mit ſchnell erfundener Parole: „Kröten?"

„Dorf," antwortete eine feſte Stimme. Der Oberamtmann ſprang zu Ilſe herab, in dem Wagen rührte ſich's, ein Zipfel der Lederdecke wurde geöffnet, eine kleine Hand fuhr heraus. Hummel ergriff und ſchüttelte ſie. „Als Zugabe angenehm," ſagte er. Ohne ein Wort zu ſprechen knöpfte der Oberamtmann die Lederdecke auf. „Meine liebe Freundin," rief von innen eine zitternde Frauenſtimme. Ilſe wandte ſich zu Herrn Hummel. „Keine Worte," ſagte dieſer, „gute Fahrt." Ilſe wurde hineingeſchoben, die Frau Oberamtmann faßte Ilſe's Arm und hielt ihn kräftig feſt. Während Oberamtmann Rollmaus das Leder wieder zuknöpfte, begrüßte ihn Herr Hummel. „Ich freue mich," ſagte er. „Für Austauſch der Namen iſt die Gelegenheit nicht günſtig. Auch iſt unſere Klaſſe in der Naturgeſchichte nicht dieſelbe, aber die Pünktlichkeit zu rechter Stunde war gegenſeitig und der gute Wille." Der Oberamtmann ſchwang ſich wieder auf den Kutſcherſitz und ergriff die Zügel. Er wendete den Wagen, Herr Hummel klopfte noch einmal an das naſſe Leder, gemächlich trabten die Pferde in's Freie, dann hörte Herr Hummel einen kurzen Zuruf, mit geſtrecktem Lauf ging es in die Finſterniß hinein.

Hummel ſah dem Wagen nach, bis dieſer durch den dichten Regenſchleier verdeckt war, warf noch einen prüfenden Blick auf die leere Straße und eilte wieder der Stadtgegend zu, in welcher das Schloß lag. Durch die entlegenen Theile der Anlagen ſuchte er den Pavillon; an derſelben Stelle, wo Gabriel die Herrin ihm übergeben hatte, tauchte er in den tiefen Schatten der Bäume und tappte vorſichtig durch das naſſe Gebüſch bis

an die Hinterſeite des Hauſes. Er fühlte ſich an der Wand entlang. „Setzen Sie ſich auf die Schwelle," flüſterte Gabriel, „ich ziehe Ihre Stiefeln aus."

„Kann dieſe Hoftoilette mir nicht erſpart werden?" ſummte Hummel, „Strumpfhoſen ſind gegen meine Natur."

„Alles iſt umſonſt, wenn man Sie auf der Treppe hört."

Hummel ſchlich hinter Gabriel die Treppe hinauf in finſtere Stuben. „Hier ſind die Zimmer der Frau Profeſſorin. Sie müſſen im Dunkeln auf und ab gehen und zuweilen mit den Stühlen rücken, bis ich Sie rufe. Es iſt jetzt noch ein anderer Aufpaſſer gekommen, ſie ſprechen unten mit einander, ich fürchte, ſie haben einen Argwohn, daß wir etwas im Schilde führen, ſie ſehen mich ſehr von der Seite an. Der Lakai trägt jeden Tag die Lampen aus den Wohnzimmern, daran darf nichts geändert werden, er ſchöpft Verdacht, wenn er nicht hört, daß Jemand in den Nebenſtuben umhergeht. Iſt Alles zur Ruhe, dann verläßt der Lakai das Haus, dann können wir mit einander ſprechen."

„Es iſt gegen mein Gewiſſen, Gabriel," brummte Hummel, „in einem fremden Hauſe ohne Erlaubniß des Eigenthümers oder des Miethers zu verweilen."

„Still," mahnte Gabriel ängſtlich, „ich höre den Mann auf der Treppe, ſchließen Sie hinter mir die Thür."

Herr Hummel ſtand allein im Finſtern, er ſetzte ſeine Stiefeln neben den Lehnſtuhl, umkreiſte beide und gab ihnen zuweilen einen Ruck. „Immer zart," dachte er, „denn es iſt der Tritt einer Profeſſorsfrau. Die Anforderungen, die in dieſen Zeiten an einen Hausbeſitzer gemacht werden, überſteigen alle Gedanken. Entführung aus fremden Häuſern und Damenrollen in nächtlicher Finſterniß." Draußen hörte man die Schritte der Männer, er ſtieß an ſeine Stiefeln. „Dunkelheit in fremdem Hauſe iſt mit nichten wünſchenswerth," fuhr er bei ſich fort, „ich habe immer einen Haß gegen finſtere Räume gehabt, ſeit ich einmal in ein Kellerloch fiel, dieſer Nebel iſt

nur gut für Katzen und Spitzbuben. Das Jämmerlichste aber für einen Bürger ist, wenn man ihm seine Stiefeln vorenthält.“ Er hörte einen leisen Tritt im Nebenzimmer, und wieder rückte er an dem Stuhl.

Endlich wurde es still im Hause, Herr Hummel setzte sich in dem Lehnsessel zurecht und sah sich müde in dem fremden Zimmer um. Von draußen fiel durch einen Ritz der Vorhänge ein matter Lichtschein an die Wand, die Quaste eines Vorhanges, der vergoldete Knauf eines Sessels schimmerten in der Dunkelheit. Jetzt zog Herr Hummel unwiderruflich die Stiefeln an und ergab sich noch eine Weile mißfälliger Beurtheilung der Welt. Indeß, seine Bürgerstunde war gekommen, und heut hatte ihn die Reise ermüdet. Er versank allmälig in träumerisches Sinnen, sein letzter deutlicher Gedanke war, „nur in dieser fürstlichen Finsterniß nicht schnarchen.“ Mit diesem Vorsatz schloß er die Augen und sagte den Sorgen der Welt Valet.

Im Schlafe war ihm, als höre er ein leises Geräusch, er öffnete die Augen und blickte in dem Zimmer umher. Undeutlich sah er, daß eine Wand anders aussah als sonst. Der große Spiegel, welcher in die Wandfläche gefügt war, schien verschwunden, ihm kam vor, als ob eine verhüllte Gestalt in der Wand stehe und sich bewege. Er war ein beherzter Mann, aber der Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Er verschanzte sich hinter dem Stuhl. „Ist dies nur ein Schattenspiel,“ begann er mit stockender Stimme, „so bitte ich, sich nicht stören zu lassen; ich bewundere die Kunst, aber ich trage meine Geldbörse nicht bei mir. Behaupten Sie aber ein Mensch zu sein, so fordere ich größere Deutlichkeit, ich fordere die landesüblichen Rundungen hinten und vorn. Ich selbst habe die Ehre, mich Ihnen bei dieser mangelhaften Beleuchtung vorzustellen. Hutfabrikant Heinrich Hummel, meine Legitimation ist in Ordnung, Reisepaß nach Paris.“ Er fuhr mit der Hand nach der Brusttasche. „Da ein anständiger Bürger verpflichtet ist, sich in

dieſen gefährlichen Zeiten zu ſchützen, ſo ſteht in meinem Paß polizeilich bemerkt: avec un pistolet. Bitte, dies freundlich zu berückſichtigen.“ Er zog ein Taſchenpiſtol heraus und hielt es vor ſich. Wieder ſah er nach der Stelle, nichts war zu ſehen. Der Spiegel ſtand wie vorher. Er rieb ſich die Augen. „Dummes Zeug,“ ſagte er, „es war am Ende nur eine verſchlafene Einbildung.“

Draußen wurde die Hausthür geſchloſſen. Noch eine Weile ſtand er, argwöhniſch umherblickend, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Endlich hörte er das Klopfen Gabriels an der Thür. Er öffnete, nahm ihm ſchnell das Licht aus der Hand, trat zu dem Spiegel und beleuchtete Rahmen und Wand. „Er ſteht eiſenfeſt,“ ſagte er vor ſich hin, „es war nur eine Täuſchung.“ Aber er ergriff doch eilig ſeinen Hut und zog den Diener aus dem Zimmer. „Für heut iſt's genug,“ brummte er, „ich wünſche, ſchnell aus dieſem Hauſe geſchafft zu werden. Mir iſt nicht recht, daß Sie allein hier bleiben, Gabriel. Morgen früh ſuche ich Sie auf, ich habe den Tag über in der Stadt zu thun. Verſuchen Sie, zu ſchlafen, wir werden beide in unſerm Bette an dieſe Intrigue denken, und an ſie, welche noch ein ſicheres Dach ſucht zum Schutz gegen Nachtwind und Geſpenſter.“

Ilſe fuhr durch die Nacht. Um ſie rauſchte der Regen, der Sturm tobte durch die Bäume, hoch ſpritzte das Waſſer aus den Gleiſen um Pferde und Wagen. Nur zwiſchen den Geſtalten der Männer auf dem Vorderſitz ſah ſie ein Stück des Nachthimmels, der ſchwer und ſchwarz über der Flüchtigen hing. Zuweilen blickte ein Lichtfunke aus dem Fenſter eines Hauſes, dann wieder nichts als Regen, Sturm und ſchwarze Nacht. Die Nachbarin hielt immer noch ihre Hand, auch ſie ſchwieg ängſtlich während der unheimlichen Fahrt. Ilſe fuhr hinein in die Welt, in eine lichtarme, ſturmgepeitſchte, thränenreiche Welt. Unſicherheit und bange Sorge überall, wenn ſie an den Geliebten dachte, den ſie in den Händen des Verfolgers

zurückließ, wenn ſie das bekümmerte Antlitz des Vaters vor ſich ſah, und die Fluren des Gutes, wo der Jüngling weilte, deſſen Nähe ihr jetzt mit neuem Schmerz drohte. Aber ſie ſaß hochaufgerichtet. „Wenn er zurückkehrt zu der Thür, über welcher die ſchwarzen Engel ſchweben, dann wird er vergebens nach ſeinem Weibe fragen. Ich aber habe gethan, was ich mußte, der Herr meines Lebens walte über mir.“

Hinter dem Wagen klang Hufſchlag, er kam näher, wo ſich der Feldweg zum Gute ſchied von der großen Landſtraße, fuhr auf ſchäumendem Pferde ein Reiter heran, er rief denen auf dem Kutſcherſitz zu, Wagen und Reiter ſtürmten einige Augenblicke neben einander vorwärts, dann hielt der Reiter ſein Roß zurück. Der Oberamtmann warf einen Baumzweig in den Wagen. „Den hat der Reiter für Frau Ilſe hergebracht, er ſei von dem Baum unter ihrem Fenſter und die Rechnung ſei bezahlt.“

11.

Der Oberſthofmeiſter.

Zu derſelben Stunde, in welcher Ilſe den tröſtenden Worten ihres Hauswirths lauſchte, fuhr der Wagen des Oberſthofmeiſters an das Thurmſchloß der Prinzeſſin. Erſtaunt hörte die Prinzeſſin die Meldung des Dieners, und flog in ihr Empfangzimmer hinab. Der Profeſſor ließ die Truhe mit ihrem Inhalt in ſein Zimmer ſchaffen, und hatte ſich eben über die Handſchrift gebeugt, als der Hofmarſchall eintrat, um ſeines Auftrags ledig zu werden.

Unterdeß erwartete die Prinzeſſin den alten Herrn.

Die Charge des Oberſthofmeiſters theilte ihm den Ehrendienſt bei der Prinzeſſin zu, ſie galt für eine achtungsvolle

Entfernung von der Person des Fürsten. An dem Flügel des Schlosses, den die Prinzessin bewohnte, sah man seinen Wagen jeden Morgen zu derselben Stunde vorfahren. Sein persönliches Verhältniß zu der jungen Herrin schien kühl, in Hofgesellschaften wurde er von ihr nur soweit schicklich war ausgezeichnet, die Bittsteller erfuhren zuweilen, daß ihre Gesuche ihm mitgetheilt waren. In der Stadt galt er für einen gutherzigen Mann, er wurde wegen seiner Wohlthätigkeit von den Bürgern mit Achtung betrachtet und war der einzige unter den Herren des Hofes, über welchen nie ein abgeneigtes Urtheil laut wurde. Er wohnte in einem altfränkischen Hause, von Gärten umgeben, war unverheirathet, und lebte als reicher Mann, ohne nahe Verwandte, still vor sich hin. Er war, wie man annahm, ohne regelmäßigen Einfluß, er stand nicht in Gunst, und wurde deßhalb von den jüngeren Cavalieren mit ritterlicher Achtung behandelt. Trotzdem war er dem Fürsten und Hofe unentbehrlich. Er war der Großwürdenträger, nothwendig für die Repräsentation, er war Rathgeber in Familienangelegenheiten, Gesandter und Begleiter bei feierlichen Staatsactionen. Denn er war von früher an den meisten Höfen Europa's wohl bekannt, hatte Verbindungen in der großen Diplomatie, er genoß die besondere Gnade einiger Souveraine, an deren gutem Willen dem Fürsten gelegen sein mußte, und da bei unseren Höfen die Meinung, die ein Hofmann in der Fremde genießt, auch für das Urtheil des Schlosses maßgebend zu sein pflegt, so machte den Obersthofmeister der Briefwechsel, in dem er mit den Leitern auswärtiger Politik stehen sollte, und die reiche Auswahl, welche ihm unter breiten Bändern freistand, für den Fürsten selbst zu einer Autorität, welche eben so lästig als schätzenswerth war, für den Hof aber zum stillen Rathgeber und zur letzten Zuflucht in schwierigen Fragen.

Jetzt öffnete dem alten Herrn der Diener mit tiefer Verbeugung die Thür zum Empfangraum der Prinzessin. Gleichgültige Fragen und Antworten wurden gewechselt, dann trat

die Prinzeſſin in das Nebenzimmer, und forderte ihre treue Kammerfrau durch einen Wink auf, vorn Wache zu halten. Als die Unterredung vor dem Ohr jedes Lauſchers geſichert war, änderte ſich die Haltung der Prinzeſſin, ſie eilte auf den alten Herrn zu und ſah ihm fragend in das ernſte Geſicht: „Iſt etwas vorgefallen? Nichts Kleines hat Sie veranlaßt, ſich hierher in die Wildniß zu bemühen. Was haben Sie Ihrem Töchterchen zu ſagen? iſt es Lob oder ſind es Schelte?“

„Ich erfülle nur meine Pflicht,“ verſetzte der alte Herr, „wenn ich mich einſtelle, um Ew. Hoheit Befehle entgegen zu nehmen, und nachzuſehen, ob der Aufenthalt meiner gnädigſten Herrin ſchicklich vorgerichtet iſt.“

„Excellenz kommen zu ſchelten,“ rief die Prinzeſſin zurücktretend, „denn Sie haben kein freundliches Wort für Ihr kleines Weibchen.“

Der Oberſthofmeiſter neigte entſchuldigend das weiße Haupt. „Wenn ich Ew. Hoheit ernſter erſcheine als ſonſt, ſo ſind es vielleicht nur die Grillen eines alten Mannes, welche ſich zu ungelegener Zeit eingeſtellt haben. Ich bitte um Erlaubniß, mich durch Ew. Hoheit Anblick davon zu befreien. Die leidende Geſundheit des Fürſten legt uns Allen Sorge auf, ſie mahnt an die Vergänglichkeit jedes Lebens. Selbſt der guten Laune des Prinzen Victor gelang nicht, mich von trüben Gedanken zu löſen.“

„Wie geht es dem Vetter?“ frug die Prinzeſſin leicht.

„Er überwindet die Schwierigkeit, ein Prinz zu ſein, in ſeiner wunderlichen Weiſe,“ verſetzte der Oberſthofmeiſter, „aber es iſt ein tüchtiger Kern in ihm, er vermag wohl ernſte Sachen klug zu behandeln. Mich freut,“ ſetzte der Hofmann hinzu, „daß meine gnädigſte Herrin warm für einen Verwandten empfindet, der Höchſtderſelben treu ergeben iſt.“

„Er war gegen mich ſtets nett und zuverläſſig,“ ſagte die Prinzeſſin obenhin. „Jetzt aber haben Sie mich hart genug geſtraft. Was Sie mir zu ſagen haben, darf zwiſchen uns

beiden nicht so verhandelt werden." Sie faßte einen Sessel und schob ihn in die Mitte der Stube. „Hier sitzen Sie nieder, mein würdiger Herr, und mir erlauben Sie, daß ich die Hand des Freundes fasse, wenn er mir sagt, was ihm um meinetwillen Sorge macht." Sie rückte sich ein niedriges Tabouret herzu, hielt mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn, und sah ihm spähend in die Augen. „Hoheit kennen das Mittel, mir zu dreister Bitte Muth zu machen," sagte der Hofmann lächelnd.

„So ist's besser," rief die Prinzessin erleichtert, „ich höre die Stimme, und ich halte die Hand, denen ich am liebsten vertraue."

„Ich aber wünsche Ew. Hoheit eine stärkere und nähere Stütze als mich selbst," begann der alte Herr ernsthaft.

Die Prinzessin fuhr in die Höhe. „Das also war's, was Excellenz zu dieser Reise bestimmte?" rief sie ängstlich.

„Das war die Sorge, welche mich beschäftigte. Es ist nichts weiter als eine Ansicht," entschuldigte der Obersthofmeister sein Haupt neigend.

„Und das soll mich ruhiger machen?" rief die Prinzessin. „Was hat mir bis jetzt die Möglichkeit geschafft zu leben, als Ew. Excellenz Ansichten."

„Da Ew. Hoheit, noch in der Wittwentrauer, zur Heimath gefordert wurden, war mir der Wunsch des Fürsten willkommen, weil ich dadurch das Recht erhielt, dies Gespräch mit Ew. Hoheit zu führen." Es wies mit feiner Handbewegung auf den Sitz, die Prinzessin eilte wieder an seine Seite. „Auch jetzt, wo ich Ew. Hoheit vor mir sehe in dem heitern Glanz der Jugend, überreich ausgestattet, Andere zu beglücken und des besten Glückes theilhaftig zu werden, vermag ich den Gedanken nicht abzuwehren, daß Ihnen Unrecht ist, auf die Freuden des Hauses zu verzichten."

„Ich habe dies Glück genossen, und habe es verloren," rief die Prinzessin. „Jetzt bin ich vertraut mit dem Gedanken,

Manchem zu entſagen. Ich ſuche mir dafür eine Entſchädigung, welche auch Sie nicht für unwürdig halten."

„Es iſt ein Unterſchied zwiſchen uns von mehr als funfzig Jahren," ſagte der alte Herr. „Was mir, dem unbedeutenden Manne, freiſteht, das wird der Tochter des hohen Geſchlechtes nicht ebenſo leicht geſtattet. Ich bitte meine geliebte Herrin um Erlaubniß," fuhr er mit leiſer Stimme fort, „heut an den Vorhang zu rühren, welcher ein finſteres Bild aus Ihrer frühen Jugend verhüllt. Sie waren Zeugin der Scene, welche den Fürſten von Ihrer erlauchten Mutter ſchied."

„Es iſt eine dunkle Erinnerung," flüſterte die Prinzeſſin, ängſtlich zu dem alten Herrn aufſehend, „die Mutter machte dem Fürſten Vorwürfe, es war etwas über den unſeligen Pavillon. Der Fürſt gerieth in eine Aufregung, die furchtbar war. Ich, das kleine Mädchen, lief herzu und umſchlang das Knie der Mutter, er ſchleuderte mich fort, —" die Prinzeß verhüllte die Augen. Der alte Herr machte eine abwehrende Bewegung, und fuhr fort: „Die Nachwirkung dieſer Scene wurde verderblich für das Leben einer edlen Frau, aber auch für Sie ſelbſt. Damals äußerte ſich zuerſt die krankhafte Reizbarkeit des Fürſten, welche ſeitdem ſeine Stimmung verdüſtert. Von jener Stunde ſieht der Fürſt in Ihnen eine lebende Zeugin deſſen, was er ſelbſt als ſeine Krankheit und ſeine Schuld empfindet. Er hat ſich Jahre lang gemüht, Ihnen durch Güte und Aufmerkſamkeiten jenen Eindruck zu verwiſchen, er hat nie geglaubt, daß ihm das gelungen iſt. Scham, Argwohn, Furcht haben ihm ſtets wieder das Verhältniß zu Ihnen verdorben. Er will Sie nicht von ſich laſſen, weil er fürchtet, daß Ihr Vertrauen einem andern Menſchen verrathen könnte, was er ſelbſt ſich zu bergen bemüht iſt. Er hat widerwillig der erſten Werbung nachgegeben, er wird auch eine zweite ſehr unfreundlich empfangen, denn er wünſcht nicht, Ew. Hoheit wieder vermählt zu ſehen. Wohl aber freut er ſich in den Stunden, wo über ſeinem ungewöhnlichen Geiſt

finstere Wolken liegen, des Gedankens, daß Ew. Hoheit das Recht verlieren könnten, ihm in der Stille Vorwürfe zu machen. In ihm nagt, daß er die fürstliche Würde seiner Gemahlin tödtlich gekränkt hat, ihn beschäftigt jetzt der Gedanke, daß auch Ew. Hoheit über andern Verhältnissen vergessen könnten, was Beruf einer Fürstin ist."

„Er hofft vergebens," rief die Prinzessin außer sich. „Nie wird eine unwürdige Leidenschaft mich vor seine Füße werfen; nicht umsonst bin ich das Kind Ihrer Sorge gewesen."

„Was ist unwürdig für eine Fürstin?" frug der Oberst-hofmeister nachdenkend. „Daß Ew. Hoheit sich frei erhalten von den kleinen Passionen, welche bei der Quadrille eines Maskenballs aufflattern, davon ist man überzeugt. Aber auch das geistvolle Spiel mit schönen und großen Interessen vermag einer Frau das Leben zu stören. Leicht hängt sich Schwärmerei an den feinsten geistigen Genuß, mehr als einmal ist ein Weib grade da in der größten Gefahr gewesen, wo sie, von außen kräftig angeregt, sich höher, freier, edler fühlte als sonst. Es ist schwer, eine entzückende Musik zu hören, und dem Künstler, der sie uns geschaffen, warme Theilnahme zu versagen."

Die Prinzessin sah vor sich nieder.

„Gesetzt den Fall," fuhr der Oberstthofmeister fort, „daß ein Kranker in galliger Laune so grübelte, und für solchen Zweck handelte, die Gesunde würde sich wohl hüten, ihm den Willen zu thun."

„Sie würde sich aber auch nicht stören lassen in dem, was sie für Ehre und Reichthum ihres Lebens hält," rief die Prinzessin zu dem Alten aufsehend.

„Gewiß nicht," versetzte dieser, „wenn solche Güter in der That durch die spielende Hingabe einer Frau an Kunst oder Wissenschaft zu erwerben sind. Am schwersten wird eine Fürstin dabei Befriedigung finden. Niemand verdenkt einer Frau aus dem Volke, wenn sie ein großes Talent zum Lebensberuf

macht; vermag ſie, als Sängerin oder Malerin ſich zu befriedigen und Anderen zu gefallen, ſo lacht ihr alle Welt freudig entgegen. Wenn aber meine gnädigſte Prinzeſſin ihr ſchönes muſikaliſches Talent benutzen wollte, öffentliche Concerte zu geben, weßhalb würden die Menſchen darüber die Achſeln zucken? Nicht, weil Ew. Hoheit Talent geringer iſt als das einer andern Künſtlerin, ſondern weil man Ihrem Leben andere Aufgaben zutheilt. Die Nation ſtellt an ihre Fürſten ſehr beſtimmte ideale Forderungen. Wenn leider den fürſtlichen Herren unſerer Zeit nicht leicht wird, dieſen Idealen zu entſprechen, für die Frauen der erlauchten Geſchlechter macht die ernſte Richtung der Gegenwart dies eher möglich als in meiner Jugend. Eine Fürſtin unſeres Volkes ſoll das edele Vorbild einer guten Hausfrau ſein, nichts mehr, nichts Anderes. Treu und wohlthuend und feſt gegen ihren Gatten, ſorgfältig in den Pflichten des Tages, warmherzig gegen Bedürftige, gütig und theilnehmend gegen Alle, denen der Vorzug wird, ihr zu nahen. Hat ſie Geiſt, ſie ſoll ſich hüten zu glänzen, hat ſie Talent für die Geſchäfte, ſie ſoll ſich wahren eine Intrigantin zu werden. Sogar die ſchöne Virtuoſität geſelliger Talente wird ſie mit größter Beſcheidenheit üben. Wohlgewogenes Gleichgewicht der weiblichen Vorzüge iſt der beſte Schmuck einer Fürſtin, ihre höchſte Ehre, daß ſie liebenswerther und beſſer iſt als die Andern, ohne daß man darüber erſtaunt, in Allem gut und tüchtig, nach keiner Richtung anſpruchsvoll. Denn ſie ſteht zu hoch, um für ſich zu begehren und zu erobern."

Die Prinzeſſin ſaß neben dem Sprechenden, das Haupt auf den Arm geſtützt, ſie ſah traurig vor ſich hin.

„Meine theure Fürſtin hört dergleichen nicht zum erſten Mal aus meinem Munde. Oft habe ich um die Gefahr geſorgt, welche Ihnen ein hochfliegender Geiſt und die behende Phantaſie bereiten, das Wiegengeſchenk einer neidiſchen Fee, welche Ew. Hoheit zu glänzend und verführeriſch machte. Denn dieſe brillante Begabung trägt die Schuld, daß Sie keine vornehme

Natur ſind, wie Ihr erlauchter Bruder, der Erbprinz. Zu lebhaft iſt das Bedürfniß, ſich geltend zu machen und auf Andere zu wirken. Den Bruder durfte man mit vollem Vertrauen ſeiner guten Art überlaſſen, jedes Einreden in ſeine Seele war bei dem vielgeplagten Kinde vom Uebel. Die reiche Künſtlernatur aber, welche mit ſo großen Augen auf mich ſieht, habe ich ſtets vor einer feinen Koketterie der Empfindung zu ſchützen geſucht. Ich bin jetzt ein harter Mahner an hohe Pflichten, weil ich Gefahren ahne, welche dieſe eroberungsluſtige Seele über ſich und Andere heraufbeſchwört."

„Ich höre aus liebevollen Worten einen harten Vorwurf," verſetzte die Prinzeſſin gehalten. „Ich ſoll mich vermählen, — um vornehm zu werden."

„Meiner lieben Hoheit wünſche ich, daß ſie dieſes große Ziel erreiche, als Hausfrau eines Gemahls, der Ihrer Hingabe nicht unwerth iſt. Nur auf dieſem Wege darf eine Fürſtin wahres Glück erwarten. Auch dies Glück wird nicht ohne Entſagung erworben, ich weiß es, Jedem iſt ſchwer, ſich ſelbſt zu beſchränken, wer im Purpur geboren iſt, übt dieſe Tugend zehnmal ſchwerer als ein Anderer. Verzeihung," fuhr er fort, „ich bin geſchwätzig geworden, wie uns Alten vom Hofe zuweilen begegnet."

„Nicht zu viel hat mir mein Freund geſagt, noch zu wenig," rief die Prinzeſſin bewegt. „Mir iſt der Gedanke lieb geworden, ſtill vor mich hinzuleben, umgeben von Männern, die mich das Höchſte lehren, was eine Frau zu erwerben vermag. Auch auf dieſem Wege finde ich zarte Pflichten, edle Bande, welche mich mit den Beſten vereinen, auch ein ſolches Leben iſt einer Fürſtin nicht unwerth; mehr als eine hat in früherer Zeit dies Loos gewählt, und die Nachwelt denkt ihrer mit Achtung."

„Ew. Hoheit meint nicht Königin Chriſtine von Schweden," verſetzte der Oberſthofmeiſter. „Aber auch anderen war ſolche Wahl ſelten zum Heil. Denn Ew. Hoheit erwäge, wenn

eine Fürſtin ſich mit weiſen Männern umgiebt, ſie meint dabei immer einen Mann, der ihr der weiſeſte iſt.“

Die Prinzeſſin ſchwieg und ſah vor ſich hin.

„Wir haben lange der Fürſtinnen gedacht,“ begann der alte Herr, „man darf auch das Schickſal der Männer beachten, welche durch zarte Bande an das Leben einer erlauchten Frau geſchloſſen werden. Geſetzt, es gelänge, einen Freund zu finden, der ohne unziemliches Fordern mit Selbſtverleugnung und Devotion ſein Leben den bewegten und wechſelvollen Tagen einer Fürſtin widmet: viel muß er aufopfern und entbehren. Recht des Mannes iſt, daß das Weib ſich ihm hingiebt; hier ſoll ein Mann die Kraft, ja auch die Leidenſchaft ſeiner Natur in Feſſeln legen für eine Frau, welche nicht ihm gehört, der er nur vorſichtig in einzelnen Stunden nahen darf wie der Freund dem Freunde, die ihn ſelbſt betrachtet als eine gewiß ſehr werthvolle Habe, zuerſt als ſchönen Schmuck, zuletzt im beſten Fall als nützliches Hausgeräth. Am ſchlechteſten ſteht auf dieſem Poſten der Künſtler, der Gelehrte, ich habe immer vor ſolchem wandelnden Converſationslexikon eines fürſtlichen Haushalts Bedauern gefühlt. Auch große Talente gleichen dann den Philoſophen des alten Roms, welche mit langem Bart und dem Mantel ihrer Schule im Schweif einer vornehmen Dame durch die Straßen zogen.“

Die Prinzeſſin ſtand auf und wandte ſich ab.

„Beſſer allerdings iſt die Lage des Mannes,“ ſchloß der Oberſthofmeiſter, „dem ſeine Perſönlichkeit geſtattet, das ganze Leben ſeiner hohen Freundin durch ſtille Arbeit zu leiten. Aber auch er muß nicht nur ſelbſt das Schönſte miſſen, er wird auch ſeiner Herrin beim reinſten Willen nicht immer ein Glück ſein. Wer mehr ſein will als ein treuer Diener, der vermindert die Sicherheit ſeiner Herrin. Wird ſolche ritterliche Hingabe angeboten, ſo mag ein edles Weib zögern, ſie anzunehmen; ſie hervorzulocken, ziemt einer Fürſtin nicht.“

Der Prinzeſſin ſtürzten die Thränen aus den Augen, ſie

wandte ſich ſchnell dem Alten zu. „Ich kenne ein ſolches Leben,“ rief ſie, „das in unaufhörlicher Selbſtverleugnung drei Frauen unſeres Hauſes zum Segen war. O, mein Vater, ich weiß wohl, was Sie uns geweſen ſind, haben Sie Geduld mit Ihrem armen Pflegekinde, ich ringe gegen Ihre Worte, es wird mir ſchwer, ihnen mein Ohr zu öffnen, und doch weiß ich, Sie ſind der einzige ſichere Halt, den ich bis jetzt im Leben gehabt habe, Ihre Mahnung der einzige Zuruf, der meine Jugend vor dem Verderben bewahrte.“ Wieder faßte ſie ſeine Hand und ihr Haupt ſank an ſeine Schulter.

„Ich habe Ihre Großmutter geliebt,“ erwiederte der alte Herr mit zitternder Stimme, „es war in einer Zeit, wo dergleichen leichtherzig aufgefaßt wurde, ein reines Verhältniß, ich habe für ſie gelebt, ich habe ihr täglich entſagt; ſie war doch unglücklich, denn ſie war Gemahlin eines andern Mannes, und grade die heiligſten Pflichten wurden ihr durch mein Leben erſchwert. Ich habe Ihre Mutter als ſorglicher Diener behütet, ich habe doch nicht verhindert, daß ſie unglücklich wurde und in dem Gefühl ihres Elends ſtarb. Jetzt halte ich das dritte Geſchlecht an meinem Herzen und ich möchte, bevor ich von hier ſcheide, daß mein Leben und das Leiden der Mütter Ihnen zur Lehre ſei. Habe ich je für Sie geſorgt, ſo thue ich es jetzt, hat mein liebes Kind je aus meinen Worten das Herz eines väterlichen Freundes gefühlt, ſo ſoll ſie jetzt meinen Rath nicht gering achten, wie nüchtern er auch glänzende Träume ſtöre.“

„Ich will Ihrer Worte denken,“ rief die Prinzeſſin, „ich will mich mühen, zu entſagen, aber, Vater, mein gütiger Vater, es wird mir ſchwer.“

Der alte Herr rückte ſich ſchnell zuſammen und unterbrach ihre Worte. „Es iſt genug,“ ſagte er in der Haltung ſeines Amtes, „Hoheit haben heut große Nachſicht gegen mich geübt, noch leben Andere, welche auch ihren Antheil an höchſter Huld begehren.“

Es klopfte an der Thür, die Kammerfrau trat ein. „Der Diener meldet, das Fräulein Gotlinde und die Herren im Theezimmer harren.“

„Ich habe mit Sr. Excellenz noch über Geschäfte zu sprechen,“ antwortete die Prinzessin leise, „ich lasse Gotlinde bitten, bei unserm Gast meine Stelle zu vertreten.“

Der Abend lag über dem Thurmschloß, die Fledermaus flog aus ihrem Schlupfwinkel in der geräumten Kammer, sie zog ihre Kreise im Hofraum des Schlosses und schnalzte verwundert, daß sie in einer leeren Behausung erwacht war. Die Eule flog in die Thurmluke und suchte mit runden Augen nach der alten Stuhllehne, von der sie sonst auf die dummen Mäuse gelauert hatte, und die Todenuhr, die der Gelehrte aus der einsamen Kammer unter die lebenden Menschen hinabgetragen hatte, nagte und tickte auf der Treppe und in den Zimmern des Schlosses. Der Regen schlug an die Mauern und der Sturmwind heulte um den Thurm. Das Weib des Gelehrten fuhr durch die Nacht flüchtig wie ein gehetztes Wild, er aber schritt noch in seinem Zimmer auf und ab und formte träumend aus den gefundenen Blättern die ganze verlorene Handschrift. Und wieder wunderte er sich, daß sie ganz anders aussah, als er seit Jahren gedacht hatte.

Auch um das Fürstenschloß in der Residenz heulte der Wind und große Regentropfen schlugen an die Fenster, auch dort tobten die Gewalten der Natur und forderten Zugang in die feste Burg der Menschen. Säle und geschmückte Zimmer füllte das Dunkel der Nacht wie ein finsterer Rauch, nur die Laternen aus den Anlagen warfen ihren bleichen Schein durch die Fenster, er hing an den Hüllen der Kronleuchter und dem goldenen Zierrath der Wände, und machte die Oede der menschlichen Räume noch trauriger. Die Schloßuhr rief in melancholischem Schlage durch das Haus, daß die erste Stunde des

des neuen Tages gekommen ſei. Dann wieder Stille, öde Stille überall. Zuweilen kniſterte es in dem Parket des Fußbodens, und durch eine geöffnete Scheibe blies der Zugwind in die Vorhänge, welche ſchwarz um die Fenſter hingen wie Leichenſchmuck, der aufgeſteckt wird beim Begräbniß eines Hausgenoſſen. Hier und da ſchien ein ſpärlicher Strahl aus der Tiefe auf die Bilder an der Wand, dort hingen in der fremden Tracht ihrer Zeit die Ahnen des Fürſtenhauſes, und wenn bei Tage der Kaſtellan die neugierigen Fremden durch die Säle geleitete, dann nannte er ihre Namen und ſprach die Worte des Lobes über ſie, welche er eingelernt hatte. Viele Geſchlechter hatten in dieſen Räumen gehauſt, ſtattliche Männer und ſchöne Frauen hatten ſich hier im Reigen geſchwungen, in goldenen Bechern war der Wein gefloſſen, gnädige Worte, feſtliche Rede und das leiſe Gemurmel der Liebe waren hier gehört worden, der Glanz jeder früheren Zeit war überboten durch reicheren Zierrath der ſpäteren. Alles aber war verſchwunden und verweht, über den bunten Farben lag die Schwärze der Nacht und des Todes. Die ſich einſt hier verbeugt und des bunten Gewühls geladener Gäſte gefreut, ſie Alle waren hinabgeſtiegen zur Tiefe, nichts war geblieben in dieſer Stunde als traurige Leere und unheimliche Stille und eine einzelne Geſtalt, welche geräuſchlos wie ein Geiſt auf dem glatten Boden dahinſchlich. Es war der Herr dieſes Schloſſes. Das Haupt vorgebeugt wie im Traume, ging er bei den Bildern ſeiner Ahnen vorüber.

„Das ſcheue Reh entlief," flüſterte er, „der Panther ſprang zu kurz, heulend ſchleicht er, das Haupt geſenkt, in ſeine Kluft zurück. Die große Katze konnte ihre Krallen nicht bergen. Die Jagd iſt aus, es iſt Zeit, den Hammer dieſer Bruſt in Ruhe zu ſetzen.

„Es war nur ein Weib, ein kleines unbekanntes Menſchenleben, aber die Gaunerin Phantaſie hat meine Sinne an ihren Leib gebunden, ihr allein gehört, was ich von Wärme

und Hingabe für das Menſchenvolk übrig habe.“ Er blieb vor einem Bilde ſtehen, auf welches das trübe Licht einer gedämpften Lampe fiel. „Du Alter im Harniſch weißt, wie Einem zu Muth iſt, der flüchtig von Haus und Hof zieht und ſeinem Feind überlaſſen muß, was ihm lieb war. Als du aus dem Schloſſe deiner Väter eilteſt, ein heimathloſer Flüchtling, verfolgt von der Meute fremder Söldner, da war dir elend zu Muth und du warfſt einen wilden Fluch hinter dich. Aermer fühlt ſich dein Enkel, der jetzt flüchtig durch das Erbe gleitet, daß du ihm überlaſſen, dir blieb die Hoffnung im harten Herzen, ich habe heut Alles verloren, wofür zu athmen der Mühe lohnt. Sie iſt meinen Wächtern entflohen. Wohin? Auf den Stein zu ihrem Vater! Fluch der Stunde, wo ich ſelbſt, durch ihre Worte getäuſcht, den Knaben in ihre Berge ſandte.“

Er ſchlich weiter. „Die dritte Station auf dem Wege zum Ende,“ grübelte er, „iſt eitles und nichtiges Spiel und bubenhafte Tücke. So ſagte der gelehrte Pedant. Es traf ein, ich bin entſtellt zu einem kindiſchen Zerrbild meiner Natur. Kläglich iſt das Geflecht des Netzes, welches ich um ihre Glieder legte, feſter Wille vermochte es im Augenblick zu zerreißen. Er hatte recht, knabenhaft war das Spiel. Durch einen Federbart wollte ich ihn feſthalten, und bevor noch die Kunſt des Magiſters ihre Wirkung gethan, ſtörte ich mir ſelbſt den Erfolg durch die zitternde Haſt meiner Leidenſchaft. Wenn ihm die Kunde kommt, daß ſein Weib entflohen, dann ſchnürt auch er ſeine Bücher und höhnt mich in ſicherer Ferne. Schlechter Spieler, der an die Spielbank trat mit gutem Vorſatz, Stück um Stück auf das grüne Tuch zu ſetzen, und der im Wahnſinn den Beutel hinwarf und durch eine Kugel Alles verlor. Fluch über ihn und mich! Er darf nicht von mir, er darf ſie nicht ſehen. Doch was nützt ihn zu halten, wenn ich nicht ſeine Glieder in Eiſen ſchmiede oder ſeinen Leib da

unten berge, wo wir alle geborgen werden, wenn die Andern Macht erhalten, ſich unſer zu entledigen. Du lügſt, Profeſſor, wenn du mich deinen alten Kaiſern vergleichſt. Mir graut bei dem Gedanken an Dinge, die jene lachend thaten, und mein Hirn weigert ſich zu denken, was einſt ein kurzer Wink der Hand befahl.

„Eine Kugel und ein Würfel für zwei," fuhr er fort. „das iſt ein luſtiges Spiel, von Meinesgleichen erfunden. Wie's trifft, der Eine fällt, der Andere ſpringt davon. Wir würfeln, Profeſſor, wer von uns beiden dem Gegner dieſen letzten Dienſt erweiſt. Und ich werde dir zunicken, du Träumer, wenn ich der Glückliche bin, der zur Ruhe gebracht wird.

„Reicht dein Witz aus, Philoſoph, dein Schickſal vorauszuſehen, wie jenem alten Sterndeuter gelang, den dein Tiberius nach der eigenen Zukunft frug? Laß uns verſuchen, wie weiſe du biſt."

Er ſtand wieder ſtill und ſah unruhig auf die dunklen Bilder. „Ihr ſchüttelt mit den Köpfen, ihr Alten an der Wand, mancher von euch hat gethan, was Anderen leid wurde, ihr ſeid Alle ehrenvoll eingeſargt mit Trauermarſchall und Leichenpferd, man hat Lieder geſungen euch zu Ehren und die Gelehrten haben lateiniſche Wehklagen geſchmiedet und geſeufzt, daß der goldene Regen aufhörte, der aus eurer Hand auf ſie herabfiel. Dort ſteht einer von euch," rief er, und ſah mit ſtarrem Auge in einen Winkel, „dort ſchwebt der Wehegeiſt heran, der ſchwarze Schatten, der durch dieſes Haus fährt, wenn das Unglück naht, die Schuld und die Buße. Es fährt dahin, die Narren zu ſchrecken, weſenlos, ein Spuk meiner kranken Laune. Ich ſehe, wie es die Hand hebt, es ſcheucht, und mir graut vor der Malerei meines Gehirns. Hinweg," rief er laut, „hinweg! Ich bin der Herr des Hauſes!" Er lief durch die Zimmer und ſtrauchelte, der ſchwarze

Schatten eilte hinter ihm. Der Fürſt ſtürzte auf den Fußboden.

Er rief laut nach Hülfe in dem öden Raum. Als der vertraute Diener aus dem Vorzimmer des Fürſten herzueilte, fand er ſeinen Herrn auf der Erde liegen. „Ich hörte einen gellenden Ruf," rief der Fürſt, ſich wild erhebend, „wer hat geſchrieen über meinem Haupt?"

Der Diener verſetzte zitternd: „Ich weiß nicht, wer es war, ich hörte den Ruf und eilte herbei."

„Ich war es wohl ſelbſt," ſagte der Fürſt tonlos, „mich überkam die Schwäche."

Am frühen Morgen rief der Profeſſor den Kaſtellan und ſtürmte die Thurmtreppe hinauf, er fuhr in der Kammer umher und rückte an Bohlen und Brettern, er fand manchen vergeſſenen Kaſten, nicht den, welchen er ſuchte. Er ließ den Kaſtellan jeden Nebenraum des Schloſſes öffnen, ſchritt durch die Böden und Keller, nirgend eine Spur. Er ſuchte bei dem Förſter, welcher in einem Nebenhauſe wohnte, auch dieſer wußte keine Auskunft zu geben. Als der Gelehrte wieder in ſein Zimmer trat, legte er das Haupt auf ſeine Hände. Aber er ſchalt ſich und bändigte ſich. „Zu ſehr habe ich die kühle Umſicht verloren, welche Fritz die höchſte Tugend des Sammlers nennt. Gewöhne dich an den Gedanken zu entſagen und prüfe ruhig die Hoffnung, welche noch dauert. Sei auch nicht undankbar für das Wenige, das du gewonnen." Aber ihm wurde ſchwer, bei den gefundenen Blättern zu verweilen und er ging wieder ſinnend auf und ab. Er hörte Stimmen im Hofe, eiliges Laufen in dem Gange, endlich meldete ein Lakai die Ankunft des Fürſten, und daß dieſer den Profeſſor beim Frühſtück zu ſehen wünſche.

An der Thurmſeite, welche der Morgenſonne entgegen lag, war unter blühendem Geſträuch die Tafel gedeckt. Als der

Profeſſor unter das Dach trat, welches die Stelle vor Regen und Sonnenſtrahlen ſchützte, fand er neben der Dienerſchaft auch die Forſtbeamten aufgeſtellt, und außer dem Marſchall den Oberſthofmeiſter, welcher unruhiger als der Profeſſor die plötzliche Ankunft des Fürſten bedachte.

Der alte Herr näherte ſich dem Gelehrten und ſprach Gleichgültiges. „Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ frug er verbindlich.

„Ich werde um Erlaubniß bitten, in der nächſten Stunde nach der Stadt abzureiſen, ich bin fertig.“

Es währte lange, bis die Herrſchaften kamen. Als der Fürſt aus der Thür trat, fiel ſein leidendes Ausſehen allen Anweſenden auf, ſeine Bewegungen waren haſtig, die Züge verſtört, die Blicke fuhren unſtät über die Geſellſchaft. Er wandte ſich zuerſt mit harter Frage an den Förſter. „Wie durften Sie das widrige Geſchrei der Dohlen am Thurme leiden? Es war Ihre Sache dort aufzuräumen.“

„Ihre Hoheit, die Frau Prinzeſſin, hatte in vorigem Sommer für die Vögel gebeten.“

„Mir iſt der Ton unerträglich,“ ſagte der Fürſt, „bringen Sie Gewehre und machen Sie ſich bereit, einigemal darunter zu ſchießen.“

Da der Verbrauch von Jagdpulver zu den regelmäßigen Landfreuden des Hofes gehörte, und der Fürſt auch in der Umgebung des Schloſſes gern ſelbſt einmal auf einen Raubvogel oder ein anderes lockendes Ziel ſein Gewehr richtete, fand der Hof dieſen Auftrag weniger hart als der Gelehrte.

Der Fürſt wandte ſich an den Oberſthofmeiſter.

„Ich bin überraſcht, Excellenz hier zu finden,“ ſagte er, „ich wußte nicht, daß auch Sie ſich für dies Stillleben Urlaub ertheilt haben.“

„Mein gnädigſter Herr durfte überraſcht ſein, wenn ich meine Pflicht nicht gethan hätte. Es war meine Abſicht, Eurer

Hoheit noch heute in der Residenz über das Befinden der Frau Prinzessin zu berichten."

„Also darum?" sagte der Fürst, „ich hatte vergessen, daß mein Oberstthofmeister seines Wächteramtes nicht müde wird."

„Ein Amt, das man fast ein halbes Jahrhundert im Dienst des erlauchten Hauses geübt hat, wird zur Gewohnheit," versetzte der Oberstthofmeister. „Ew. Hoheit haben den Eifer eines Dieners, der sich gern nützlich machen möchte, sonst mit Nachsicht beurtheilt."

Der Fürst wandte sich an den Hofmarschall und frug mit gedämpfter Stimme: „Will er bleiben?"

Der Hofmarschall versetzte gedrückt: „Es war kein Versprechen, nicht einmal ein Wunsch aus ihm zu holen."

„Ich wußte es bereits," versetzte der Fürst rauh. Er wandte sich zu dem Professor, und zwang sich heftig zu freundlicher Miene, als er sagte: „Ich habe von meiner Tochter gehört, welchen Verlauf Ihr Feldzug gegen Stuhlbeine genommen hat. Ich wünsche darüber noch mit Ihnen allein zu sprechen."

Man nahm Platz. Der Fürst starrte vor sich hin und trank einige Gläser Wein, auch die Prinzessin saß schweigend, es war eine einsilbige Unterhaltung. Nur der Oberstthofmeister wurde gesprächig, er frug nach einer Büste Winkelmans und sprach von dem lebhaften Antheil, welchen die Nation jedem ungewöhnlichen Schicksal ihrer geistigen Führer zuwendet.

„Es muß doch ein angenehmes Gefühl sein," sagte er verbindlich zum Professor, „gewissermaßen von der ganzen civilisirten Welt gehütet zu werden. In hundert Fällen vergeht das Privatleben unserer großen Gelehrten ohne besondere Ereignisse und doch beschäftigt sich unser Volk so gern mit dem Lebenslauf der Geschiedenen. Wen ein günstiger Zufall mit Herren Ihresgleichen in Berührung setzt, der mag sich

vorſehen, daß er nicht unter den Händen ſpäter Biographen für alle Ewigkeit mit einem entſtellenden Strich verſehen wird. Ich geſtehe," fügte er lächelnd hinzu, „daß dieſe Scheu mich mancher intereſſanten Bekanntſchaft beraubt hat."

Der Profeſſor erwiederte ruhig: „Das Volk iſt ſich bewußt, daß es zuerſt durch die Arbeit der Studierſtuben aus dem Elend heraufgekommen iſt, bei längeren Erfolgen im politiſchen Leben wird auch die Theilnahme an den Trägern unſerer bisherigen Cultur auf ein beſcheideneres Maaß zurückgeführt werden."

„Ich habe dem Fürſten erzählt, daß Sie hier doch etwas gefunden," bemerkte die Prinzeſſin über den Tiſch.

„Da iſt nahebei ein merkwürdiger Fund in altem Hünengrabe gemacht," knüpfte der Oberſthofmeiſter an und berichtete weitläufig über Todtenurnen.

Aber der Fürſt ſelbſt wandte ſich an den Gelehrten. „Jetzt iſt doch Hoffnung, daß ſich auch das Uebrige finden wird."

„Leider weiß ich nicht mehr, wo ich ſuchen ſoll," erwiederte der Profeſſor.

„Was Sie gefunden haben," fuhr der Fürſt mit Selbſtüberwindung fort, „iſt alſo unbedeutend."

Dem Profeſſor war nicht recht, daß die Rede wieder auf die Handſchrift kam, er empfand Mißbehagen von ſeinem Römer zu erzählen. „Es ſind einige Kapitel aus dem ſechſten Buch der Annalen," verſetzte er mit Haltung.

„Als Ew. Hoheit in Pompeji ſtanden," fiel der Oberſthofmeiſter ein, „erregten die eingekratzten Aufſchriften der Wände Aufmerkſamkeit. In dieſen Tagen fiel mir eine hübſche Abhandlung darüber in die Hand. Es iſt feſſelnd, das lebhafte Volk des alten Unteritaliens in den unbefangenen Aeußerungen ſeiner Liebe und ſeines Haſſes zu beobachten. Man fühlt ſich bei den naiven Ausrufungen der kleinen Leute faſt ebenſo lebhaft in die alte Zeit verſetzt, als wenn man jetzt ein Zeitungs-

blatt in die Hand nimmt, das vor mehren Jahren geschrieben wurde. Wer den Bürgern Pompejis gesagt hätte, daß man nach achtzehn Jahrhunderten noch wissen würde, wen sie in zufälliger Verstimmung einmal feindselig behandelt haben, dem hätten sie es schwerlich geglaubt. Wir freilich sind vorsichtiger."

„Also das war der Haß kleiner Leute," versetzte der Fürst zerstreut, „Tacitus weiß davon nichts, ihn kümmert der Scandal des Hofes. Wahrscheinlich hatte er auch eine Charge."

Die Prinzessin sah unruhig auf den Fürsten. „Ist von dem Inhalt der beiden Pergamentblätter auch etwas für uns Frauen interessant?" frug sie wieder ablenkend.

„Nichts Neues," versetzte der Gelehrte, „da, wie ich die Ehre hatte, Ew. Hoheit zu sagen, uns dieselbe Stelle bereits aus einer italienischen Handschrift bekannt ist. Es sind kleine Ereignisse im römischen Senat."

„Zank der versammelten Väter," warf der Fürst nachlässig ein, „es waren elende Sclaven. Ist das Alles?"

„Am Schluß stand noch eine Anekdote aus dem Privatleben des Tiberius. Der verstörte Geist des Fürsten klammert sich an die Astrologie; er ruft Sterndeuter zu sich und läßt in das Meer schleudern, die er in Verdacht eines Betruges hat. Auch der kluge Trasyllus wird über den verhängnißvollen Felsenpfad zu ihm geführt, er verkündet die verborgenen Geheimnisse des kaiserlichen Lebens. Da forscht Tiberius lauernd, ob er auch wisse, was ihm selbst der gegenwärtige Tag bringen werde. Der Philosoph frägt die Gestirne und ruft zitternd aus: „Bedenklich ist meine Lage, ich sehe mich in Todesgefahr." An dieser Stelle bricht unser Bruchstück ab. Der Vorfall mag sich wiederholt haben, dieselbe Anekdote haftet an mehr als einem Fürstenleben."

Um die Zinne des Thurmes flog die Schaar der Dohlen,

ſie ſchwatzten und ſchrieen und erzählten einander, daß unten der Weidmann ſtand, der ein Wild ſuchte.

Der Fürſt erhob ſich ſchnell. „Dieſem Geſchrei der ſchwarzen Vögel ſoll ein Ende gemacht werden," er winkte dem Büchſenſpanner. Der Mann trat heran und legte ein Gewehr in die Hand des Fürſten. Der Fürſt ſetzte den Kolben auf die Erde und wandte ſich zu dem Profeſſor, während die Prinzeſſin beunruhigt durch die letzten Worte des Gelehrten mit ihrem Gefolge abſeits ſtand und um Faſſung rang.

„Die Prinzeſſin hat mir geſagt," begann der Fürſt, „daß Sie Bedenken tragen, einen Wunſch zu erfüllen, der uns Allen große Bedeutung gewonnen hat. Ich hoffe, daß die Hinderniſſe nicht unüberwindlich ſein werden."

„Mir ziemt," verſetzte der Profeſſor, erfreut durch die gütigen Worte des Fürſten, „einen ſo ehrenvollen Antrag ruhig zu erwägen. Ich habe nicht nur auf meine Wiſſenſchaft Rückſicht zu nehmen, auch auf Anderes."

„Worauf?" frug der Fürſt.

„Auf den Wunſch einer geliebten Frau," ſagte der Profeſſor. Ein plötzliches Zucken kam über die Glieder des Fürſten.

„Und wie betrachten Sie Ihr Verhältniß zu mir?" frug der Fürſt mit heiſerer Stimme.

Der Gelehrte ſah den Fürſten an, aus den Augen ſprühte tödlicher Haß und der glitzernde Schein des böſen Blickes, er ſah die Mündung des Gewehres gegen ſeine Bruſt gerichtet und daß der gehobene Fuß des Fürſten um den Drücker fuhr. Der Wetterſtrahl zuckte, kein Raum zur Flucht, keine Zeit zur Regung; der Gedanke des letzten Augenblicks fuhr ihm durch das Haupt. Er erblickte vor ſich das verzerrte Antlitz des Kaiſers Tiberius und er ſagte leiſe: „Ich ſtehe auf dem Pfad des Todes."

„Der Fürſt ſinkt!" ſchrie der Oberſthofmeiſter. Er warf

ſich mit ausgeſtreckten Armen gegen den Herrn und ergriff ſeine Hände. Der Fürſt wankte, das Gewehr fiel zu Boden, er ſelbſt wurde von den Armen der Herbeieilenden aufgefangen.

Die Prinzeſſin flog herzu und ſah fragend dem Gelehrten in das bleiche Antlitz. „Den Fürſten überkam ein plötzlicher Schwindel," antwortete dieſer ruhig.

„Der Herr wird ohnmächtig," rief der Oberſthofmeiſter. „Wie geht es Ihnen, Herr Werner?" Die Hände des alten Mannes zitterten.

Gebrochen hing der Fürſt in den Armen ſeiner Begleiter, er wurde nach dem Schloß getragen.

Die Umſtehenden ſprachen in warmen Worten ihren Schreck über den Zufall aus, die Prinzeſſin eilte dem kranken Fürſten nach. Ehe der Oberſthofmeiſter folgte, ſagte er noch zum Profeſſor, indem er ihm prüfend in's Auge ſah: „Nicht zum erſten Mal erkrankt der Fürſt an ſolchem Zufall, Ihnen kam das überraſchend, Sie wußten nicht, daß der Fürſt leidend iſt?"

„Ich weiß es ſeit heut," verſetzte kalt der Gelehrte.

Wenige Minuten darauf trat der Oberſthofmeiſter in das Zimmer des Profeſſors, welcher ſich zur Abreiſe bereitete.

„Ich komme, Ihre Nachſicht zu erbitten," begann der Oberſthofmeiſter. „Denn ich muß Ihnen durch ein Bekenntniß läſtig werden, welches für mich peinlich iſt. Sie haben neulich in meiner Gegenwart dem Fürſten von dem Cäſarenwahnſinn römiſcher Kaiſer berichtet. Was Sie damals ſagten, war mir ſehr lehrreich."

„Ich ahne jetzt," verſetzte der Profeſſor finſter, „daß der Ort dafür ſehr wenig geeignet war."

„Mehr als Sie annehmen," verſetzte der Hofmann trocken. „Für mich war vorzugsweiſe lehrreich nicht was Sie ſagten, ſondern daß Sie es ſagten. Ich hatte nicht für möglich ge-

halten, daß Jemand so scharfsinnig Vergangenes combiniren, und so bereitwillig auf ein Urtheil über seine Umgebung verzichten könnte. Sie haben damals einem Kranken seine eigene Krankheitsgeschichte erzählt."

„Ich habe darüber so eben Beobachtungen gemacht," versetzte der Gelehrte.

„Der Fürst ist gemüthskrank. Es ist jetzt nothwendig, daß Sie es wissen. Ich habe Ihnen noch ein zweites Bekenntniß abzulegen. Mir ist begegnet, daß ich Sie falsch beurtheilt habe."

„Es würde mir von Werth sein, wenn Ihr gegenwärtiges Urtheil günstiger wäre als das frühere," versetzte der Professor mit Haltung.

„In Ihrem Sinne, ja," fuhr der Oberstthofmeister fort. „Ich habe Sie in Ihren hiesigen Beziehungen längere Zeit für einen vorsichtigen Mann gehalten, der klug seine Zwecke verfolgt, ich habe erfahren, daß Sie das nicht sind, sondern etwas Anderes."

„Ein ehrlicher Mann, Excellenz," versetzte der Professor.

„Wir haben einander nichts vorzuwerfen," entgegnete der Hofmann das Haupt neigend, „wie Sie den Fürsten, so habe ich Sie selbst unrichtig beurtheilt. Aber mein Versehen ist das größere. Denn ich bin der ältere, und ich habe nicht wie Sie die Entschuldigung eines besonders reichen Geistes, welcher zuweilen erschwert, andere Naturen unbefangen aufzufassen. Eine Entschuldigung aber haben wir beide. Es ist selten leicht, solchen gerecht zu werden, welche in andern Kreisen aufgewachsen sind, und in Tugenden und Schwächen fremdartige Mischung zeigen. Befriedigung oder Verletzung des eigenen Selbstgefühls irrt uns allen das Urtheil. Wo die gemüthlichen Neigungen abweichen, entfremdet Mißbehagen, wo kräftig Töne der eigenen Brust sympathisch wiederklingen, gefährdet schnelle Annäherung. So habe ich Ihre ehrliche Unbefangen-

heit zu niedrig geſchätzt, ich zahle in dieſer Stunde die Buße, denn ich übergebe Ihnen ein Geheimniß in dem Vertrauen, daß Sie es mit hohem Sinn aufnehmen werden."

„Ich nehme an, daß Excellenz mir dieſe Mittheilung nicht ohne beſtimmte Veranlaſſung machen."

„Man geht damit um, Sie in unſerer Stadt feſtzuhalten," warf der Oberſthofmeiſter hin.

„Mir ſind ſeit geſtern Anträge in dieſer Richtung zugegangen."

Der Oberſthofmeiſter fuhr fort: „Ich habe nicht nöthig, um Ihre Antwort zu ſorgen. Sie haben die Meinung kennen gelernt, welche ſich hinter artiger Hülle verbarg. Wiſſen Sie, weßhalb der Fürſt Ihnen den Antrag gemacht hat?"

„Nein. Bis zu dieſem Morgen habe ich nicht gezweifelt, daß ein gewiſſes perſönliches Wohlwollen und die Anſicht, daß ich hier nützlich ſein könnte, der Beweggrund war."

„Sie irren," verſetzte der Oberſthofmeiſter. „Man will Sie nicht blos deßhalb feſthalten, um Sie für vergängliche Privatintereſſen zu verwenden, das letzte Motiv ſind, wie ich annehme, die Grillen eines Kranken, welcher in Ihnen bald einen Gegner ſieht, bald einen Scharfſinn fürchtet, der ſchonungslos krankhafte Stimmungen vor der Welt aufdecken könnte. Sie ſollen hier feſtgebannt werden, man will Sie ſtreicheln, kratzen, beobachten, verfolgen. Sie ſind ein Gegenſtand des Intereſſes, der Scheu und Abneigung geworden."

Der Profeſſor ſtand auf. „Was ich erlebt und was Sie mir ſagen, zwingt mich dieſe Stätte augenblicklich zu verlaſſen."

„Ich wünſche nicht," ſagte der Oberſthofmeiſter, „daß Sie mit einem lauten Mißton von hier ſcheiden, wenn dies vermieden werden kann; um Ihretwillen nicht, und wegen manchem von uns nicht."

Der Professor trat an den Tisch, auf welchem die Pergamentblätter lagen. „Ich erbitte Ihre Geduld, wenn ich nicht sogleich ruhige Haltung wiederfinde. Die Lage, in welche wir versetzt sind, ist wie aus einem fremden Jahrhundert, sie steht in furchtbarem Gegensatz zu der heitern Sicherheit, womit wir das eigene Leben und die Seelen unserer Zeitgenossen betrachten."

„Heitere Sicherheit?" frug der Oberstthofmeister traurig. „An Höfen wenigstens dürfen Sie diese nicht suchen, und nirgend, wo der Einzelne aus dem Privatleben heraustritt. Heitere Sicherheit! Auch ich möchte fragen, ob wir aus Einem Jahrhundert sind. Schwerlich hat es eine Zeit gegeben, wo so Vieles unsicher, das Alte so abgelebt und das Neue so schwach war."

Der Professor hob erstaunt das Haupt bei der lauten Klage des Greises. Der Oberstthofmeister fuhr zürnend fort: „Ich höre überall von den Hoffnungen, die man im Volke hat, ich sehe häufig ein junges burschikoses Vertrauen. Es ist freilich noch weit von gereifter Kraft, aber ich verarge einem gemüthvollen Manne nicht, wenn er darauf Hoffnungen setzt. Ja ich darf einräumen, daß dieser jugendliche Muth in der That die beste Hoffnung ist, welche wir haben. Aber ich bin ein alter Mann, ich vermag dies Neue nirgend, wo es über die Interessen des Privatlebens hinausstrebt, imponirend zu finden. Ich fühle die Abnahme der Lebenskraft in der Luft, welche mich umgiebt. Meine Jugend fällt in eine Zeit, wo die beste Bildung der Nation den Höfen nahe stand; meine eigenen Vorfahren haben durch sechs Jahrhunderte an den Thorheiten und Verbrechen, aber auch an dem Stolz ihrer Zeit eifrig Theil genommen, ich bin zum Manne erwachsen in der Vorstellung, daß Fürsten und Adel die geborenen Führer der Nation sind. Ich sehe mit Trauer, daß sie auf lange, vielleicht für immer diese Führung verlieren. Manches, was Sie neulich erzählten,

paßt genau auf die letzten Jahrzehnte, welche ich durchlebt. Es war eine ſchmerzvolle Zeit. Die dumpfe Schwäche im Leben des Volkes hat am meiſten auf den Höhen verwüſtet. Auch da hat es nicht an einzelnen ehrenwerthen und kräftigen Männern gefehlt. Welche Zeit hätte ſie ganz entbehrt? Aber, was die edelſte Blüthe der Volkskraft ſein ſollte, das iſt grade in dieſer leeren und ſchaalen Zeit am tiefſten erkrankt."

Der Profeſſor warf ein: „Iſt Grund zur Trauer, wo vielleicht der Einzelne verliert, das Ganze gewonnen hat?"

„Zuverläſſig nicht," verſetzte der Hofmann, „wenn nur der Gewinn für das Ganze ſo ſicher ſtünde. Aber mit Erſtaunen ſehe ich, daß grade die größten Angelegenheiten der Nation von allen Seiten ſchülerhaft klein betrieben werden. Vieles Werthvolle iſt verloren, Beſſeres nicht gewonnen. Die Feinheit der Empfindung, welche ſich ſonſt in allen Formen des Verkehrs ſehr wohlthuend ausdrückte, discrete Behandlung wichtiger Geſchäfte werden ſelten. Wenn dieſer Vorzug nicht ausreicht, Charaktere zu bilden, wie ſie vielleicht die Gegenwart braucht, er machte doch das Leben gefällig und ſchön. Was einſt häufig war an den Höfen und den Geſchäften, ſicheres Gefühl der Ueberlegenheit, graziöſe Herrſchaft über Andere, das müſſen wir entbehren. Die Diplomatie hat aufgehört vornehm zu ſein. Man brüskirt, man avanturirt, nicht nur der Adel der Geſinnung, ſogar der anmuthige Schein deſſelben fehlen, an den Höfen hat unſichere Kleinlichkeit, ein mürriſches, gereiztes, abſchließendes Weſen überhand genommen, in der Diplomatie Ungezogenheiten und Leichtſinn ohne Kenntniſſe und ohne männlichen Willen. Unſere Prinzen klirren als armirte Müßiggänger einher, die alte Hofzucht iſt verloren, man fühlt ſich haltlos auf der Defenſive und ſucht in thörichten Uebergriffen ſein Heil. Es iſt ſchwer ſich die Empfindung fern zu halten, daß es mit dieſem Treiben unaufhaltſam abwärts gehe."

Der Profeſſor lächelte über die Trauer des alten Herrn.

„Ich verdenke Ihnen nicht," fuhr der Oberſthofmeiſter fort, „wenn Sie das Unglück dieſer Verwandlung weniger ſchmerzlich empfinden als ich. Es iſt nur ſchade, daß es immer noch die höchſten irdiſchen Intereſſen ſind, mit welchen in ſolcher Weiſe geſpielt wird."

„Iſt denn aber das Unglück ſo allgemein?" verſetzte der Profeſſor.

„Unſerem vielgeſtaltigen Leben fehlt es nicht an glänzenden Ausnahmen," ſagte der Oberſthofmeiſter. „Es war uns auch in der Zeit, wo wir vor der Welt die größten Trauerſpiele aufführten, noch vergönnt, hier und da eine heitere Novelle zu conſerviren. Kaum jemals hat es uns ganz an einem Lande gefehlt, welches die fünf Charaktere eines guten Hofes in dauerndem Zuſammenleben vereinte: einen gradſinnigen Herrn, eine liebenswürdige Fürſtin, einen hochgeſinnten Staatsmann, eine geiſtreiche Hofdame und unter den Cavalieren einen überlegenen Geiſt. Aber die Stätten ſind ſelten geworden."

„Waren ſie jemals häufig?"

„Sie waren in der Zeit, aus welcher meine erſten Erinnerungen ſtammen, der Stolz unſerer Nation," verſetzte der Oberſthofmeiſter.

„Grade in jener Zeit haben wir auch Anderes gewonnen, worauf wir noch jetzt ſtolz ſind," entgegnete der Gelehrte. „Es waren kurze Jahrzehnte, in welchen die Höfe für Aſyle der freieſten Zeitbildung galten, und nur durch die ſeltſamen politiſchen Schickſale unſeres Volkes iſt dieſe Führerſchaft möglich geworden. Jetzt iſt ſie auf andere Kreiſe übergegangen, und für die vornehme Bildung Einzelner haben wir die vermehrte Tüchtigkeit Vieler eingetauſcht."

„Auch hierbei iſt ein Verluſt," rief der Oberſthofmeiſter, „daß vornehme Naturen überhaupt ſelten geworden ſind. Ich bin bereit, die großen Fortſchritte anzuerkennen, welche das

Bürgerthum in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Aber die Tüchtigkeit, welche das Volk in Erwerb und Verkehr entwickelt, ist zu selten verbunden mit sicherem Selbstgefühl, ja auch selten mit der festgegründeten Stellung, deren eine politische Kraft bedarf. Zu häufig ist das Schwanken zwischen unzufriedenem Trotz und übergroßer Fügsamkeit, hoch fliegt die Begehrlichkeit, zu klein ist der Opfermuth. Ueberall hat der Wohlstand zugenommen, wer dürfte das leugnen? Nicht in demselben Grade das Verständniß für die höchsten Angelegenheiten der Nation."

„Die Lebenden kommen herauf," entgegnete der Gelehrte, „die Söhne werden sicherer und freier stehen, auch auf diesem Gebiet gehört unsere Zukunft denen, welche emsig arbeiten."

„Vieles mag verloren gehen," sagte der Oberstthofmeister, „bevor die Steigerung, welche Sie erwarten, so groß wird, daß sie den Aufstrebenden Antheil an der Herrschaft verschafft. Ich bin zu alt, mich von Hoffnungen zu nähren, deßhalb vermag ich Ihre lichtvolle Auffassung unserer Lage mir nicht anzueignen. Ich wünsche unserer Nation Gutes, woher es auch komme, ich weiß, sie hat Aergeres überstanden als das gegenwärtige Hängen zwischen einer niedersteigenden und einer aufsteigenden Bildung. Aber ich fühle, daß die Luft, in der ich lebe, immer schwüler wird, die Spannung der Gegensätze gefährlicher. Wenn ich zurücksehe auf ein langes Leben, so graut mir zuweilen vor dem Siechthum, das ich geschaut. Es war keine Zeit riesiger Laster, wie Ihre Kaiserperiode, aber es war eine Zeit, in welcher nach kurzem poetischen Traum die Schwäche dürftiger Seelen herrschte und verdarb. Die Gestalten, welche in dieser Zeit verkommen sind, werden der Nachwelt nicht fürchterlich erscheinen, aber grotesk und verächtlich. Sie, Herr Professor, leben in einer neuen Periode, wo sich ein jüngeres Geschlecht unbehülflich müht heraufzukommen. Mir fehlt Empfänglichkeit für die neue Art und mir

fehlt der Muth zu hoffen, denn mir fehlt jede Fähigkeit die Jüngern bildend zu fördern."

Er war aufgestanden. Der Greis und der jugendfrische Mann, der Diplomat und der Gelehrte standen einander gegenüber, der eine Sprecher für die Welt, welche sich abwärts neigte, der andere Verkünder der Lehren, welche unabläſſig die alte Welt erneuen. Auf dem ruhigen Antlitz des Alten lag stille Trauer, in den geistvollen Zügen des Jüngern arbeitete kräftig die Empfindung, ein hoher Sinn und ein feiner Geist schaute aus den treuen Augen Beider.

„Was wir einander zu sagen hatten," fuhr der Obersthofmeister fort, „ist gesagt. Ich habe versucht gut zu machen, was ich gegen Sie versehen, möge Ihnen die geschwätzige Offenheit, mit der ich mich Ihrem Urtheil hingab, eine kleine Genugthuung dafür sein, daß ich zu lange gegen Sie schwieg. Es ist die beste Genugthuung, die ich einem Manne Ihrer Art zu geben weiß. Was die krankhafte Stimmung Anderer betrifft, von welcher wir ausgingen, so bedarf es darüber zwischen uns keiner Worte; beide werden wir besonnen thun, was unsere Pflicht ist, um die Menschen, welche unserer Sorge vertraut sind, vor Gefahr zu hüten, auch uns selbst zu wahren, Herr Werner. Leben Sie wohl! Möge die Thätigkeit, welche Sie gewählt haben, Ihnen das freudige Vertrauen zu Ihrer Zeit und Ihrem Geschlecht erhalten, bis in die Jahre, welche ich auf meinem Scheitel trage. Dies höchste Glück des Menschen habe ich, der unbedeutende Mann, zuweilen mit Schmerzen entbehrt, wie sie Ihr großer Römer gefühlt hat."

„Gestatten Excellenz auch mir, Ihnen eine Bitte auszusprechen," versetzte der Gelehrte mit warmer Empfindung. „Noch oft mag die ungeübte Rührigkeit der Jüngern Ihnen ein bitteres Lächeln abnöthigen, und nicht immer werden die unfertigen Werke, welche wir Pioniere der Wissenschaft aufwerfen, den Forderungen genügen, welche Sie auch an uns

ſtellen; denken Sie, wenn Sie uns tadeln müſſen, auch nachſichtig daran, daß unſer Volk die Bürgſchaft ſchöpferiſcher Jugend ſo lange in ſich trägt, als die Ehrfurcht vor jeder geiſtigen Arbeit und die einfache Ehrlichkeit in Liebe und Haß ihm nicht verloren ſind. Solange die Nation ſich ſelbſt verjüngt, vermag ſie auch ihre Fürſten und die Leiter ihrer Geſchäfte mit neuem Leben zu erfüllen. Denn wir ſind nicht Römer, ſondern warmherzige und dauerhafte Germanen."

„Nero wagt nicht mehr die Apoſtel einer neuen Lehre zu verbrennen," verſetzte der Oberſthofmeiſter mit trübem Lächeln. „Darf ich dem Fürſten von Ihnen das Herkömmliche ſagen, das Sie ihm ausſprechen dürfen, ohne Ihrer Würde wehe zu thun?"

„Ich bitte darum, Excellenz," verſetzte der Profeſſor.

Der Profeſſor eilte, ſich bei der Prinzeſſin zu beurlauben, ſie empfing ihn in Gegenwart ihres Fräuleins und des Hofmarſchalls. Wenige Worte wurden gewechſelt; während ſie die Hoffnung ausſprach ihn recht bald in der Reſidenz wiederzuſehen, wollte ihr die Sprache verſagen. Als er das Zimmer verlaſſen, flog ſie hinauf in die Bibliothek und blickte hinab auf den Wagen, in welchen die Truhe geladen wurde. Sie brach einige der Blumen ab, welche der Gärtner in ihr Zimmer geſetzt und ſchlang ſie mit einem Bande zuſammen. „Sein Auge ſah auf euch und ſeine Stimme klang in dem Raum, in dem ihr euer flüchtiges Leben verbringt. Es war ein kurzer Traum! kein Traum, ein ſchönes Bild war's aus neuer Welt.

„Wie ſich die Frau fügt dem ſtärkern Geiſt in liebevoller Hingabe, ihr Auge auf das ſeine geheftet, das Glück habe ich geahnt. Nur einmal hat meine Hand die ſeine berührt, und doch habe ich an ſeinem Herzen gelegen, unſichtbar, körperlos, Niemand weiß es, er ſelbſt nicht, ich allein empfand die Wonne. Leichtes, luftiges Band, gewebt aus den zarteſten Fäden, die ſich von einer Menſchenſeele zur andern ziehen, du ſollſt zer-

reißen und verwehen, nur das Gefühl bleibt, daß die Neigung, welche zwei Fremde zu einander zog, zum Segen wurde für eines der beiden.

„Du ernster Mann gehst deinen Pfad, und ich den meinen, und wenn der Zufall uns zusammenführt, dann neigen wir uns artig vor einander, und grüßen uns mit höflicher Rede. Lebe wohl, Gelehrter, so oft mir einer deiner Genossen entgegentritt, ich werde fortan wissen, daß er zu einer stillen Gemeinde gehört, in deren Vorhof auch ich demüthig mein Haupt geneigt."

Aus den Baumgipfeln, auf die das Fürstenkind niedersah, sangen die Vögel. Der Wagen rollte davon, sie beugte sich herab und hielt den Strauß in der ausgestreckten Hand, dann warf sie die Blumen mit kräftigem Schwunge in den Wipfel eines Baumes, sie hingen unter den Blättern, ein kleiner Vogel flog auf, doch er setzte sich im nächsten Augenblick wieder vor den Strauß und sang sein Lied fort. Die Prinzessin aber legte ihr Haupt an die Mauer des Thurmes.

Der Gelehrte fuhr der Stadt zu, die Truhe, welche er gefunden, stand vor ihm. Schneller noch und stürmischer als auf der Herfahrt fuhren die wechselnden Gedanken durch seine Seele, er trieb den Kutscher zur Eile, und eine unbestimmte Angst heftete ihm den Blick an die Stelle, wo die Thürme der Residenz aufsteigen sollten. Dazwischen aber sah er immer wieder die Gestalt des Obersthofmeisters vor sich und hörte die traurigen Worte der leisen Stimme. „Unermeßlich groß ist der Unterschied zwischen den engen Verhältnissen dieses Hofes und der gewaltigen Größe des kaiserlichen Roms, unermeßlich groß auch der Unterschied zwischen dem bekümmerten Hofherrn und der düstern Gestalt eines römischen Senators. Und doch ist etwas in dem Gefüge der Seele, die sich mir heut aufgethan, was mich mahnt an ein Bild aus längst vergangener Zeit, und was er sprach, klingt in meiner

Seele wie ein ſchwacher Ton aus dem Herzen des Mannes, deſſen Werk ich vergebens geſucht. Denn wie wir Gegenwärtiges aus dem Vergangenen zu erklären bemüht ſind, ſo deuten wir auch Zuſtände und Geſtalten entfernter Zeit nach dem Gemüth der Menſchen, welche uns lebend umgeben. Das Alte ſendet unaufhörlich ſeine Geiſter in unſere Seelen und unaufhörlich legen wir uns das Alte zurecht nach dem Bedürfniß unſeres warmen Herzens."

Fünftes Buch.

1.

Des Magisters Ausgang.

Professor Raschke saß auf dem Boden seiner Wohnstube. Die Farbenpracht des türkischen Schlafrocks war vermindert, treues Beharren im Dienste wissenschaftlicher Theorie hatte ihm einen Schimmer von fahlem Grau verliehen, aber er umhüllte doch würdig die Glieder seines Herrn. Der Professor hatte sich zu seinem ältesten Sohn Marcus niedergesetzt, um diesem das Studium des ersten ABC-Buchs zu erleichtern; als der Kleine ermüdet bei den Bildern ausruhte, hatte der Vater, um diese Pause für sich zu nützen, ein Handexemplar des Aristoteles aus der Tasche gezogen. Er las und machte mit einem Bleistift Anmerkungen ohne zu beachten, daß sein Sohn Marcus längst das Bilderbuch weggeworfen hatte und mit den übrigen Kindern, unter denen auch der Pupus stolperte, um den Vater einen Kringeltanz aufführte. „Papa, nimm die Beine weg, wir können nicht drum herum," rief Bertha die älteste, von der man wirklich größere Klugheit hätte erwarten dürfen. Raschke zog die Beine ein, und da er seinen Sitz seitdem unbequem fand, ersuchte er die Kinder, ihm einen Stuhl zu bringen. Sie trugen den Stuhl herzu, er stützte sich mit dem Rücken dagegen. „Wir können wieder nicht herum," riefen die tanzenden Kinder. Raschke sah auf: „Dann also werde ich mich auf den Stuhl setzen." Das war den Kindern recht und der Höllenlärm ging weiter. „Komm her, Bertha," sagte Raschke, „du kannst mir als Pult dienen," er legte das Buch auf ihre Zöpfe, las und schrieb. Die Kleine

ſtand mäuschenſtill unter dem Buch und ſchalt die andern, weil ſie Lärm machten.

Es klopfte, der Doctor trat ein.

„Pfui, Fritz,“ rief Raſchke ihm entgegen, „ich kenne Sie nicht mehr, ich muß mich wirklich auf Ihr Geſicht beſinnen. Iſt das recht, Ihre Freunde ſo hintenan zu ſetzen in einer Zeit, wo ein Freundesgruß Ihnen wohlthun konnte? Laura hat mir erzählt, was Ihren lieben Vater betroffen. Ein ſchwerer Verluſt,“ fuhr er traurig fort, „wenn ich nicht irre, Zweimalhunderttauſend.“

„Gerade eine Null zu viel,“ ſagte Fritz.

„Es kommt wenig darauf an,“ verſetzte Raſchke, „wie groß die Summe war, nur auf das Leid, welches ſie lieben Menſchen bereitet hat. Ich war bei Ihnen, Fritz, in jenen Tagen, ich habe mich ſogleich aufgemacht, es kam nur,“ fügte er bekümmert zu, „ein Umſtand dazwiſchen. Ich bin ſonſt gewöhnt, des Abends auf Ihre Straße zu gehen, und, es kurz zu ſagen, ich gerieth in ein falſches Haus, und kam mit Mühe für die Vorleſung zurecht.“

„Bedauern Sie mich nicht,“ verſetzte der Doctor, „freuen Sie ſich mit mir, ich bin ein glücklicher Mann, grade in dieſer Zeit habe ich gefunden, was ich zu erreichen verzweifelte, Laura's Herz und die Einwilligung des Vaters.“

Raſchke klopfte dem Doctor auf die Schulter und drückte ihm erſt die eine, dann die andere Hand. „Der Vater,“ rief er, „er war das Hinderniß, ich kenne ihn etwas, und ich kenne auch ſeinen Hund. Wenn ich von dem Hunde auf den Mann ſchließen darf,“ fügte er zweifelnd hinzu, „ſo iſt er ein Original. Iſt's nicht ſo, Freund?“

Der Doctor lachte. „Es iſt alte Feindſchaft über die Straße. Meine arme Seele wird von ihm mißhandelt, wie die Pſyche im Mährchen von Frau Venus. Er läßt ſeinen Zorn an mir aus und ſtellt mir unlösbare Aufgaben. Aber hinter ſeinem Trotze merke ich doch, daß er ſich mit meiner

Neigung versöhnt. Ich ahne Frohes, in diesen Tagen begleite ich Laura nach Bielstein. Nur um des Freundes willen habe ich gewünscht, diese Reise eher anzutreten. Ich werde eine Sorge nicht los. Mich beunruhigt, daß der Magister in der Nähe Werners ist."

Raschke fuhr sich in die Haare. „Freilich!" rief er.

„Ich habe dazu bestimmte Veranlassung," fuhr der Doctor fort. „Der Händler, welcher den falschen Pergamentstreif des Struvelius in die Stadt gebracht haben sollte, wurde von der Mutter des Magisters zu mir gewiesen. Ich behandelte ihn, wie natürlich war, er aber betheuerte, von jenem Pergament nichts zu wissen, und niemals ein solches Blatt durch den Magister verkauft zu haben. Der Zorn des Mannes über die unwahre Behauptung des Magisters hat mich ängstlich gemacht. Er bestätigt einen Verdacht, den ich gegen die Echtheit eines andern Schriftstücks, das mir Werner aus der Residenz mittheilte, bereits in einem Briefe geäußert. Ich kann die Sorge nicht fern halten, daß der Magister selbst der Fälscher war, und Schrecken befällt mich bei dem Gedanken, daß er jetzt seine Kunst gegen unsern Freund zu üben versucht."

„Das ist eine sehr ernste Sache," rief Raschke unruhig auf und ab gehend. „Werner vertraut dem Magister unbedingt."

Auch der Doctor wandelte auf und ab. „Denken Sie den Fall, daß sein großartiges Vertrauen Opfer einer Gemeinheit würde. Stellen Sie sich den bittern Schmerz vor, den ihm das bereiten müßte. Mit einem peinlichen Eindruck, den wir Andern ohne großen Kampf verwischen, wird er lange selbstquälerisch und hart ringen."

„Sie haben ganz recht," rief Raschke, und fuhr sich wieder in die Haare. „Ihm ist nicht eigen, moralische Häßlichkeit ohne große Aufregung zu überwinden. Sie müssen ihn auf der Stelle warnen, und zwar Aug' in Auge."

„Leider vermag ich das erst in mehren Tagen, unterdeß

bitte ich Sie, Professor Struvelius von der Aussage des Händlers in Kenntniß zu setzen."

Der Doctor entfernte sich, Raschke vergaß den Aristoteles und bedachte ängstlich die Untreue des Magisters. Noch zürnte er mit dem kleinen Mann, als es klopfte und Struvelius mit Flaminia in der geöffneten Thür stand.

Raschke begrüßte, rief seine Frau, bat niederzusitzen und vergaß darüber, daß er im türkischen Schlafrock stand.

„Wir kommen mit einem Wunsch," begann Flaminia feierlich. „Er gilt unserm Collegen Werner. Mein Mann will Ihnen mittheilen, was uns beide tief erschüttert hat."

Raschke fuhr von seinem Stuhle in die Höhe. Der Gatte, dessen Erschütterung nur an seinem gesträubten Haar sichtbar war, erzählte: „Mir wurde gestern eine Einladung auf die Polizei. Als ein Bruder des Magister Knips nach Amerika entwich, belegte man seine Sachen auf Ansuchen kleiner Gläubiger mit Beschlag, und weil er den größten Theil seiner Effecten in der Wohnung der Mutter bewahrte, wurde auch dort weggenommen. Darunter einige Gefäße und Mappen, welche offenbar nicht dem Entwichenen gehörten, sondern dessen Bruder. Eine dieser Mappen enthielt Durchzeichnungen nach Handschriften, viele Versuche, alte Schrift nachzuahmen, und beschriebene Pergamentblätter. Den Beamten hatte dies befremdet, er forderte mich auf, unter der Hand davon Einsicht zu nehmen. Nähere Betrachtung ergab, daß der Magister selbst sich lange um die Fertigkeit bemüht hat Schriftzüge des Mittelalters nachzuahmen. Aus den Fragmenten aber, welche ich in der Mappe gefunden, ist unzweifelhaft, daß er noch andere Fälschungen im Vorrath hat, welche zum Theil jenem Pergamentstreif genau entsprechen."

„Dies genügt, Struvelius," begann die Gattin, „jetzt laß mich sprechen. Sie mögen denken, Herr College, daß uns zunächst Werner einfiel, und daß wir uns der Angst nicht entschlugen, auch der Gatte unserer Freundin werde durch den

Betrüger in eine Verlegenheit kommen. Ich forderte Struvelius auf an Professor Werner zu schreiben, er aber zog vor, die Nachricht durch Sie zu befördern. Dieser Weg schien auch mir sachgemäß."

Raschke zog, ohne ein Wort zu sagen, seinen Schlafrock aus, lief in Hemdärmeln durch das Zimmer und suchte in den Winkeln. Endlich fand er wenigstens seinen Hut, den er aufsetzte.

„Aber Raschke!" rief Frau Aurelie. „Wie so?" frug er eilig. „Hier gilt kein Säumen. Bitte sehr um Verzeihung, Frau Collega," rief er seinen Aermel betrachtend und fuhr wieder in den Schlafrock, behielt aber in der Aufregung seinen Hut und setzte sich so gerüstet den Freunden gegenüber. Bertha nahm ihm auf einen Wink der Mutter leise den Hut ab. „Hier ist ein schneller Entschluß nöthig," wiederholte er.

„Man hat keinen Grund," fuhr Struvelius fort, „die Habe des Magisters seiner Mutter vorzuenthalten, indeß würde man Ihnen bereitwillig eine Durchsicht der Schriften gestatten."

„Das wünsche ich gar nicht," rief Raschke, „es würde mir den Tag verderben; Ihr Urtheil, Struvelius, genügt."

Noch ein aufgeregter Austausch der Ansichten, und der Besuch enthob sich. Wieder ging Raschke stürmisch einher, daß die Flanken seines Schlafrocks über die Stühle flogen. „Liebe Aurelie, erschrick nicht, ich bin zu einem Entschluß gekommen, ich werde morgen verreisen."

Die Professorin schlug die Hände zusammen. „Was fällt dir ein, Raschke?"

„Es ist nothwendig," sagte er. „Ich verzweifle durch einen Brief die festen Ansichten Werners zu erschüttern. Meine Pflicht ist zu versuchen, ob geflügeltes Wort und ausführliche Darstellung größere Wirkung haben. Ich muß wissen, wie der Freund zum Magister steht, nach Andeutungen des Doctors befürchte ich von der Thätigkeit des Falsarius das Aergste. Ich habe einige freie Tage vor mir, ich kann sie nicht besser verwenden."

„Aber Raſchke, du willſt reiſen?“ frug ſeine Frau vorwurfsvoll. „Wie kannſt du dich auf ſo etwas einlaſſen?“

„Du verkennſt mich, Aurelie, in unſerer Stadt bin ich allerdings zuweilen unſicher, aber in der Fremde finde ich mich überall ſehr gut zurecht.“

„Weil du noch niemals allein in der Fremde warſt,“ verſetzte die kluge Frau.

Raſchke trat vor ſie und hob warnend die Hand. „Aurelie, es gilt dem Freund, auf Kleinigkeiten darf man keine Rückſicht nehmen.“

„Du wirſt nie hinkommen,“ entgegnete ſeine Frau mit trüben Ahnungen.

„Es iſt viel leichter, auf ſicherem Fahrzeug durch die halbe Welt zu fliegen, als auf zwei Beinen durch die Gaſſe, halbe Bekannte ſind am unbequemſten.“

„Und dann das Reiſegeld, Raſchke,“ warnte Frau Aurelie, leiſe wegen der Kinder.

„Du haſt in deinem Wäſchſchrank eine alte ſchwarze Sparbüchſe,“ verſetzte Raſchke ſchlau, „denkſt du, ich weiß nichts davon?“

„Ich habe darin für einen neuen Frack geſammelt,“ ſagte die Profeſſorin.

„Du willſt mir meinen Frack nehmen?“ rief Raſchke hitzig, „gut, daß ich dahinterkomme. Jetzt würde ich nach jener Reſidenz reiſen, wenn ich auch gar keine Veranlaſſung hätte. Heraus mit der Büchſe.“

Frau Aurelie ging langſam, brachte die Sparbüchſe und legte ſie ihm mit ſtummem Vorwurf in die Hand. Der Profeſſor zwängte das Geld ſammt der Büchſe in die Taſche ſeiner Beinkleider, ſchlang den Arm um ſeine Frau und küßte ſie ſie auf die Stirn. „Du biſt mein liebes Weib,“ rief er, „jetzt aber nicht geſäumt. Bringt mir den Plato und Spinoza.“

Plato war die ſeidene Mütze und Spinoza der dicke Mantel des Profeſſors. Die Schätze des Hauſes hießen ſo, weil

ſie von dem Honorar zweier Bücher über die beiden Philoſophen gekauft waren. Das Aufſehen, welches die Werke in der gelehrten Welt gemacht hatten, war ſehr groß, das Honorar ſehr klein geweſen. Unter den Kindern entſtand eine Bewegung, denn die ſchönen Stücke wurden im Winter zuweilen für einen Sonntagsſpaziergang herausgeholt. Der kleine Haufe lief mit der Mutter.

„Bring ſie zurück, Raſchke, ich habe Angſt, etwas geht verloren.“

„Wie ich dir ſage, Aurelie, auf Reiſen kannſt du mir ſicher vertrauen.“

„Ich will doch eine Zeile an Werner ſchreiben, er ſoll darauf achten, daß du beides behältſt, den Brief ſtecke ich dir in die Rocktaſche, wenn du ihn nur abgeben wollteſt.“

„Warum nicht?“ rief Raſchke unternehmend.

Am nächſten Morgen begleitete Frau Aurelie ihren Gatten zu der Reiſegelegenheit, und achtete darauf, daß er auf den richtigen Platz kam. „Wenn du nur erſt wieder glücklich bei uns wärſt,“ klagte ſie. Raſchke küßte ihr ritterlich die Hand und ſetzte ſich auf ſeine Reiſetaſche. „Die Sitze haben eine merkwürdige Höhe,“ rief er und baumelte mit den Beinchen. Die Mitreiſenden lachten, er ſagte freundlich: „Ich bitte die Herren ſehr um Entſchuldigung.“

Die Laternen brannten und der Mond ſchien aus weißem Dunſt auf die Wand des Pavillons, als der Profeſſor zurückkehrte. Kein Lichtſtrahl fiel aus den Fenſtern, düſter und verlaſſen ſtand das Haus, von einem bläulichen Phosphorſchein überzogen. Die Thür war verſchloſſen, der Lakai verſchwunden. Der Gelehrte zog die Glocke, endlich kam Etwas die Treppe herab, Gabriel öffnete und ſtieß einen Freudenruf aus, als er ſeinen Herrn vor ſich ſah. „Wie geht es meiner Frau?“ rief der Profeſſor.

„Frau Profeſſorin iſt nicht zu Hauſe,“ entgegnete Gabriel

ſcheu. Er winkte ſeinen Herrn in das Zimmer, dort holte er den Brief Ilſe's hervor. Der Profeſſor las die Zeilen und hielt ſie betäubt in der Hand. Auch dies war eine Handſchrift, die er gefunden, ſie meldete, daß ſein Weib von ihm gegangen war; jedes Wort fuhr wie ein Meſſerſtich in ſeine Seele. Als er zu Gabriel aufblickte, erkannte er, daß er noch nicht Alles wußte. Der Diener erzählte, der Gelehrte ſtieß den Seſſel von ſich, ſeine Glieder zitterten im Fieber. „Wir verlaſſen ſogleich dieſes Haus," ſagte er tonlos, „räumen Sie zuſammen."

Wie ein römiſcher Prieſter, der in geheimer Andacht zu ſeinem Gotte betet, hatte er ſein Haupt verhüllt gegen die Klänge, welche von Außen in die Seele dringen. Ohr und Auge hatte er abgeſchloſſen von den Geſtalten, welche ihn umwandelten, jetzt riß das Schickſal die Hüllen von ſeinem Haupte.

„Herr Hummel wollte nicht vor Ihrer Ankunft reiſen," fuhr Gabriel fort, „ihm iſt es eilig."

„Ich gehe nach ſeinem Gaſthof, folgen Sie mir," ſagte der Profeſſor, „im Schloſſe melden Sie, daß ich ausgezogen ſei." Er wandte ſich ab und verließ das Haus. Als er bei dem Schloß vorüberkam, warf er einen wilden Blick auf die Fenſterreihe der Zimmer, welche der Fürſt bewohnte. „Noch iſt er nicht zurück, Geduld," murmelte er; dann ging er vor ſich hinbrütend zum Gaſthof. Er forderte Wohnung und frug nach ſeinem Hauswirth. Gleich darauf trat Herr Hummel bei ihm ein. „Gute Nachricht," begann dieſer in ſeinem ſanfteſten Ton, „ein Bote des Oberamtmanns trug mir ſo eben die Nachricht zu, daß Alle glücklich fortgezogen ſind. Es iſt wohl aus Vorſicht geſchehen, daß kein Brief an Sie beilag."

„Es war wohl aus Vorſicht," wiederholte der Gelehrte und ſein Haupt ſank ihm ſchwer auf die Bruſt.

Herr Hummel ſetzte ſich zu ihm und ſprach ihm leiſe in's Ohr, bei den letzten Worten fuhr der Profeſſor entſetzt auf und ein Stöhnen klang durch den Raum. „Der Menſch iſt

kein Uhu," erklärte Herr Hummel begütigend, „und es ist eine Ungerechtigkeit von ihm zu verlangen, daß er in der Finsterniß Kopf und Schwanz einer Ratte unterscheiden soll. Aber jeder Hausbesitzer weiß auch, daß es nichtswürdige Erfindungen der Architektur giebt. Diese Andeutung widme ich nur Ihnen, sonst Niemandem. Ich habe mich vor mehren Tagen bei Ihrem Herrn Schwiegervater angemeldet. Fritzchen Hahn ist in Ihrer Abwesenheit zu einem Doctor Faustus geworden, der mein armes Kind durchaus auf seinem Höllenmantel nach Bielstein tragen will. Darf ich auch Ihre Ankunft dort verkünden?"

„Sagen Sie," versetzte der Gelehrte finster, „ich werde in der ersten Stunde kommen, nachdem ich hier abgerechnet habe." Er hielt Herrn Hummel fest an der Hand, als wollte er den Vertrauten seines Weibes nicht von sich lassen und geleitete ihn so hinab in den Hausflur. Dort waren neue Reisende angekommen, ein kleiner Herr im Mantel und schöner seidener Reisemütze wandte sich, ohne unter dem großen Schirm aufzusehen, an den Professor und sagte: „Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir ein Zimmer anweisen wollten. Ich bin hier doch am rechten Orte?" Er nannte den Namen der Stadt. Der Professor nahm dem Herrn die Reisetasche ab, faßte ihn ohne ein Wort zu sprechen unter den Arm und führte ihn schnell die Treppe hinauf. „Sehr artig," rief Raschke, „ich danke Ihnen aufrichtig, ich bin durchaus nicht ermüdet, mein einziger Wunsch ist Herrn Professor Werner zu sprechen. Können Sie das vermitteln?"

Werner öffnete sein Zimmer, nahm dem Andern die Mütze vom Kopf und schloß ihn in die Arme.

„Mein theurer College," rief Raschke, „ich bin der glücklichste Reisende der Welt; sonst ist ein Pilger auf der Landstraße zufrieden, wenn ihm kein Unglück begegnet, ich aber habe im Wagen bescheidene denkende Menschen gefunden, der Conducteur hat mir beim Wagenwechsel meine Mütze nachgetragen, man hat mich gütig bis vor dieses Haus begleitet, und jetzt, wo ich zum

erſten Mal auf meinen eigenen Füßen ſtehe, finde ich mich am Arme deſſen, nach dem ich ausgefahren bin. Es iſt eine Freude zu reiſen, College, bei jeder Meile merkt man, wie gut und warmherzig das Volk iſt, in dem wir leben. Wir ſind Thoren, daß wir unſere Vorträge nicht im Wagen halten. Die Sorge unſerer Frauen iſt durchaus nicht gerechtfertigt; ſelbſt iſt der Mann."

So triumphirte Raſchke. „Wer wohnt in dieſem Zimmer," frug er, „ich oder Sie?"

„Hier oder daneben, wie Sie wollen," verſetzte Werner.

„Dann neben Ihnen, denn Freund, ich wünſche Sie ſo wenig als möglich zu entbehren."

„Sie kommen zu einem Mann, dem warmer Zuſpruch Noth thut," ſagte der Gelehrte. „Meine Frau iſt bei ihrem Vater, ich bin allein," ſetzte er mit ſtockendem Athem hinzu.

„Sie ſehen aus wie ein Wanderer, der bei ſchlechtem Wetter den Mantel um ſich zieht," rief Raſchke, „deßhalb wird Sie, was ich zutrage, wenigſtens nicht aus heiterer Ruhe ſtören. Denn mein Botenamt iſt, eine Menſchenſeele in Ihren Augen zu erniedrigen, das iſt hart für uns beide."

„Ich habe heut erlebt, was auch einen feſteren Bau aus allen Fugen treiben kann. Wenig mag noch zurück ſein, was mich erſchüttert, ich bin gefaßt zu hören."

Raſchke ſetzte ſich neben ihn und begann ſeinen Bericht, er fuhr dabei auf dem Sopha hin und her, klopfte dem Freund auf die Kniee, ſtreichelte ihm den Arm und bat um Faſſung.

Wieder war eine Hülle von dem Haupt des Suchenden gezogen, der allein mit ſeinem Gott zu reden glaubte. Der Gelehrte hielt ſtill und zuckte nicht. „Das iſt furchtbar, Freund," ſagte er am Ende. Damit brach er kurz ab, und den ganzen Abend gedachte er mit keinem Wort des Magiſters.

Am nächſten Morgen ſaßen die Profeſſoren wieder auf Werners Zimmer bei einander. Werner warf die beiden Pergamentblätter auf den Tiſch. „Dies wenigſtens hat mit dem

Magiſter nichts zu thun, ich ſelbſt habe es aus altem Geröll hervorgeholt. Dort liegt das Meßbuch auf der Truhe, es koſtet mich Ueberwindung, den theuer erkauften Erwerb anzuſehen."

Raſchke betrachtete das Pergament. „Sehr bedeutend," rief er, „wenn dies wirklich iſt, was es ſcheint." Er eilte zu der Truhe, und durchſuchte das Meßbuch. „Wahrſcheinlich würde auch das Miſſale einen Anhalt dafür gewähren, ob es in dem Mönchskloſter von Roſſau gebraucht worden," ſagte er, „ich bedaure, daß zu dieſer Prüfung meine Kenntniß der Kloſtergewohnheiten nicht ausreicht." Er öffnete den Kaſten und hob den Inhalt heraus. Von der Zerſtreuung, welche ihn ſonſt wohl ſtörte, war nichts zu bemerken, mit ſcharfen Augen ſah er umher, als ob er die dunklen Worte eines alten Philoſophen zuſammenſuche. „Sehr merkwürdig," rief er, „nur Eines wundert mich. Iſt die Kiſte ausgefegt worden?"

„Nein," verſetzte Werner auffahrend.

„Die drei Begleiter einer hundertjährigen Ruhe fehlen, Staub, Spinngewebe und Inſektenſchaalen, es müßte doch etwas im Innern des Deckels oder Bodens hängen, denn die Truhe hat Ritze, welche den Geſchlechtern der Kerbthiere Zugang verſtatten."

Er räumte weiter und unterſuchte den Boden. „Unter dem Holzſplitter hängt etwas Papier," er zog einen winzigen Papierfetzen heraus und über die edlen Züge ſeines Angeſichts legte ſich ein tiefer Schatten. „Lieber Freund, machen Sie ſich gefaßt auf eine unwillkommene Beobachtung. Auf dieſem Fragment ſtehen nur ſechs gedruckte Wörter, aber es ſind Lettern unſerer Zeit, es iſt unſer Zeitungspapier, und eines der ſechs Wörter iſt ein Name, der in der Politik dieſer Tage oft genannt wird." Er legte das Papierſtückchen auf den Tiſch Werner ſtarrte darauf ohne ein Wort zu ſagen, auch ſein Angeſicht verwandelte ſich, als ob ein Augenblick die Arbeit von zwanzig ſorgenvollen Jahren gethan hätte. „Die Sachen ſind von mir

ausgepackt und wieder eingelegt worden, möglich, daß das Papier dabei hineingefallen ist."

„Möglich," wiederholte Raschke.

Der Professor sprang auf und suchte in fliegender Eile sein Handexemplar des Tacitus hervor. „Hier sind die Lesarten der Florentiner Handschrift, ein Vergleich mit den Pergamentblättern wird Licht geben." Er verglich einige Sätze. „Es scheint eine genaue Copie," sagte er, „zu genau, ungeschickt genau." Er hielt die Handschrift prüfend von der Seite gegen das Licht, er goß einen Tropfen Wasser auf eine Ecke des Pergaments und wischte mit dem Tuch, im nächsten Augenblick schleuderte er Tuch und Pergament auf den Boden und schlug die Hände heftig vor sein Gesicht. Raschke ergriff die Blätter und sah auf die geschädigte Ecke. „Es ist richtig," rief er traurig, „eine Schrift, welche sechshundert Jahre auf dem Pergament gestanden hat, läßt andere Spuren in dem Stoff zurück." Heftig ging er auf und ab, die Hände in den Rocktaschen, fuhr sich mit dem weißen Tuch über das Gesicht, und warf es, den Irrthum bemerkend, weit von sich. „Ich kenne dafür nur ein Wort," rief er, „ein Wort, das der Mensch ungern über seine Lippen gehen läßt, und das Wort heißt: Schurkerei."

„Es war ein Bubenstück," rief Werner mit starker Stimme.

„Hier halten wir an, Freund," bat Raschke, „wir wissen, daß eine Täuschung beabsichtigt war, wir wissen, daß der Versuch vor Kurzem gemacht wurde; wenn wir den Ort des Fundes und Ihr Hiersein zusammenhalten, so dürfen wir, ohne gegen Jemand ungerecht zu sein, als Thatsache annehmen, daß das Unrecht verübt wurde, Sie zu hintergehen. Wer es verübt hat, darüber haben wir nur Argwohn, starkbegründeten Argwohn, keine Sicherheit."

„Die Sicherheit soll uns werden," rief Werner, „bevor der Tag um viele Stunden älter wird."

„Allerdings," versetzte Raschke, „diese Sicherheit muß ge-

wonnen werden, denn Argwohn darf in des Menſchen Haupt nicht dauern, er zerfrißt alle Bilder und Gedanken, welche ihm nahe kommen. Uns iſt aber die letzte Frage zurück: zu welchem Zweck ward das Unrecht verübt? War es der Muthwille eines Buben, dann wird der Frevel an Ehrwürdigem nicht geringer, aber die ärgſte Schändlichkeit iſt es nicht. War es überlegte Bosheit, um Sie zu ſchädigen, dann das härteſte Urtheil. Wie ſtehen Sie zum Magiſter?"

„Es war überlegte Bosheit, einen Menſchen zu ſchädigen an Leib und Seele," verſetzte der Profeſſor mit feierlichem Ernſt, „aber der Thäter war nur das Werkzeug, den Gedanken gab ein Anderer."

„Halt," rief Raſchke wieder, „nicht weiter, auch dies iſt nur Argwohn."

„Es iſt nur Argwohn," wiederholte der Profeſſor, „auch dafür ſuche ich Sicherheit. Man hat mich hingehalten, als ich den Weg nach dem Landſchloß machen wollte, von Tag zu Tag, unter kleinem Vorwand; der Magiſter fehlte vor kurzem einen Tag bei der Arbeit, die ihm zugewieſen war, er entſchuldigte ſich mit Krankheit; als er wortreiche Entſchuldigung ausſprach, fiel mir ſein ſcheues Weſen auf. Man hatte den Wunſch, mich hier zu feſſeln, aus Gründen, für welche Sie in dem Bereich Ihrer Empfindungen kaum ein Verſtändniß finden würden. Man hoffte dieſen Zweck zu erreichen, wenn man den fanatiſchen Eifer, an dem ich erkrankt war, aufregte, ohne ihn ganz zu befriedigen. Das iſt mein Argwohn, Freund, und ich fühle mich elend, ſo elend, wie nie in meinem Leben." Er warf ſich auf das Sopha und verbarg wieder ſein Geſicht.

Raſchke trat zu ihm und ſprach leiſe: „Kränkt Sie ſo ehr, Werner, daß man Sie getäuſcht?"

„Ich habe vertraut, und getäuſchtes Vertrauen thut weh, aber ich denke bei dem Jammer, den ich fühle, nicht allein an mich, auch an das Verderben eines Andern, der zu uns gehört."

Raſchke nickte mit dem Haupt. Wieder ging er heftig durch die Stube und ſah zornig auf die Truhe.

Werner erhob ſich und ſchellte. „Ich wünſche Magiſter Knips zu ſprechen," ſagte er dem eintretenden Gabriel, „ich laſſe ihn erſuchen, ſich ſo bald als möglich hierher zu bemühen."

„Wie werden Sie zu ihm reden?" frug Raſchke beſorgt vor dem Freund anhaltend.

„Ich bedarf ſelbſt ſo ſehr der Nachſicht," verſetzte Werner, „daß Sie meine Heftigkeit nicht zu fürchten haben. Auch ich bin ein Kranker und ich weiß, daß ich mit Einem ſprechen ſoll, der kränker iſt als ich."

„Nicht krank," rief Raſchke, „nur erſchreckt, wie ich. Sie werden ihm ſagen, was nothwendig iſt," im Uebrigen überlaſſen Sie ihn ſeinem Gewiſſen."

„Ich werde nur ſagen, was nothwendig iſt," wiederholte der Profeſſor mechaniſch.

Gabriel kehrte zurück und brachte die Nachricht, der Magiſter wollte gegen Abend, wenn er das Kabinet verlaſſe, beim Profeſſor vorſprechen.

„Wie nahm der Magiſter die Botſchaft auf?" frug Raſchke.

„Er ſchien erſchrocken, als ich ihm ſagte, daß der Herr Profeſſor im Gaſthof wohnt."

Der Profeſſor hatte ſich in die Ecke gedrückt, aber der Philoſoph ließ ihm keine Ruhe, er ſprach beharrlich von Angelegenheiten der Univerſität und zwang ihn durch häufige Fragen zur Theilnahme. Endlich äußerte er den Wunſch, in's Freie zu gehen, ungern gab der Profeſſor dem Drängenden nach.

Werner geleitete vor das Stadtthor, auch auf dem Wege antwortete er ſpärlich auf die lebhaften Reden des Freundes. Als ſie zu der Herberge kamen, wo Ilſe in den Wagen des Oberamtmanns geſtiegen war, begann der Gelehrte mit rauher Stimme: „Dies iſt der Weg, auf dem mein Weib aus der Stadt entfloh, ich bin ſchon heut am frühen Morgen dieſelbe Straße

gegangen, und ich habe bei jedem Schritt gefühlt, was einem Mann die ärgste Demüthigung ist."

„Vor ihr war Licht und hinter ihr Finsterniß," rief Raschke. Er redete von Frau Ilse und gedachte jetzt der Aufträge, welche ihm seine Kinder an die Tante mitgegeben hatten.

So verging der Nachmittag; wieder saß Werner vor sich hinbrütend auf seiner Stube, als Gabriel die Ankunft des Magisters meldete. Bevor Raschke in das Nebenzimmer eilte, drückte er noch einmal die Hand des Andern und sah ihn bittend an: „Ruhe, Freund."

„Ich bin ruhig," versetzte dieser.

Magister Knips hatte sich dem bildenden Einfluß des Hofes nicht entzogen, sein schwarzes Kleid war von einem Schneider gefertigt, der ein fürstliches Wappen vor der Werkstatt führte, seine Haare waren frei von Federn und seine Sprache hatte neuern Ausdruck der Ehrerbietung angenommeu. Jetzt sah er lauernd und trotzig aus. Werner maß den Eintretenden mit langem Blick; wenn ihm noch ein Zweifel geblieben war an der Schuld des Magisters, jetzt kannte er den Thäter. Er wandte sich einen Augenblick ab, um seinen Widerwillen zu bekämpfen. „Betrachten Sie dies," sagte er, und wies mit dem Finger auf die Pergamentblätter.

Knips nahm das Blatt in die Hand, und das Pergament zitterte, als er sein blödes Auge darüber neigte.

„Es ist wieder eine Fälschung," sagte der Professor, „die Lesarten des ersten Florentiner Codex, sogar die Eigenthümlichkeiten seiner Orthographie sind mit einer ängstlichen Genauigkeit, welche jedem alten Abschreiber unmöglich gewesen wäre, auf diese Blätter nachgezeichnet. Auch die Schrift verräth sich als neu."

Der Magister legte das Blatt nieder und versetzte unsicher: „Es scheint allerdings eine Nachahmung alter Schrift, wie bereits der Herr Professor erkannte."

„Ich fand diese Arbeit," fuhr der Gelehrte fort, „im

Thurm des Landſchloſſes, gepackt in jenes zerriſſene Meßbuch, in jene Truhe gelegt, unter alte Möbeln verſteckt. Sie aber, Herr Magiſter, haben dies Blatt verfertigt, Sie haben es an Ort und Stelle geborgen. Das iſt nicht Alles. Sie haben ſchon vorher, um mich auf falſche Fährte zu bringen, das Verzeichniß der Truhen in alte Rechnungen geſteckt, Sie haben die Ziffern 1 und 2 für die Kiſten erfunden. Auch die Schrift dieſes Verzeichniſſes iſt von Ihnen gemacht, mich zu täuſchen."

Der Magiſter ſtand mit geſenktem Haupt und ſuchte die Antwort. Er wußte nicht, auf welche Bekenntniſſe Anderer ſich die feſte Behauptung gründete. Hatte der Kaſtellan ihn verrathen? hatte der Fürſt ſelbſt ihn preisgegeben? Ihn überkam die Angſt, aber er entgegnete verſtockt: „Ich habe es nicht gethan."

„Vergebens ſuchen Sie auf's Neue zu täuſchen," fuhr der Gelehrte fort. „Wenn ich nicht bereits Grund hätte, Ihnen in's Geſicht zu ſagen, daß Sie dies thaten, Ihr Benehmen vor dieſem Blatt wäre vollgültiger Beweis. Kein Laut des Befremdens, kein Wort des Abſcheues gegen ſolchen Verſuch einer Fälſchung. Welcher Gelehrte kann dergleichen anſehen und ſtumm bleiben, wenn ihm nicht das eigene Gewiſſen den Mund ſchließt? Was habe ich Ihnen gethan, Herr Magiſter, daß Sie mir dieſen bittern Schmerz bereiten? Geben Sie mir eine Entſchuldigung für Ihr Thun. Habe ich Sie je gekränkt? Habe ich je in Ihnen finſtere Leidenſchaft gegen mich aufgeregt? Jeder Grund, der mir das Widerwärtige begreiflich macht, wird mir willkommen ſein. Denn mit Entſetzen ſehe ich auf dieſe Verirrung einer Menſchenſeele."

„Der Herr Profeſſor haben mir niemals Grund zur Klage gegeben," verſetzte Knips gedrückt.

„Und dennoch," rief der Profeſſor, „mit ruhigem Blut, gleichgültig, in frevelhaftem Spiel das Arge gethan, das war ſehr ſchlecht, Herr Magiſter."

„Vielleicht ſollte es nur ein Scherz ſein," ſeufzte der

Magiſter, „vielleicht wurde ſo zu dem geſagt, der die Schrift gefertigt. Er hat nur gehandelt nach dem Befehl eines Andern, nicht in freier Wahl, und nicht mit eigenem Willen.“

„Welche Macht der Erde durfte Ihnen befehlen, gegen einen Andern ſo überlegte Tücke zu üben?“ frug der Profeſſor traurig. „Sie ſelbſt wußten doch ſehr gut, welche Folge dieſe Täuſchung für mich und Andere haben konnte.“

Magiſter Knips ſchwieg.

„Mit mir ſind wir fertig,“ rief der Gelehrte, „kein Wort über den Plan, welchem dieſe Fälſchung dienen ſollte, und keinen weiteren Vorwurf über das Unrecht, das Sie gegen einen Mann geübt, der Ihrer Ehrlichkeit vertraute.“

Er warf das Pergament unter den Tiſch, Knips ergriff ſchweigend ſeinen Hut, das Zimmer zu verlaſſen.

„Halt,“ rief der Profeſſor, „nicht von der Stelle. Was Sie gegen mich perſönlich verſucht haben, darüber darf ich ſchweigen. Nicht vorzugsweiſe dieſer Handſchrift wegen habe ich Sie herbeſchieden. Aber der Mann, den ich vor mir ſehe, auf den ich mit einem Grauen blicke, das ich ſo noch nie gefühlt, iſt noch etwas Anderes als ein gewiſſenloſes Werkzeug im Dienſte Fremder, er iſt ein untreuer Philolog, ein Verräther an ſeiner Wiſſenſchaft, Fälſcher und Betrüger da, wo nur die Ehrlichkeit ein Recht hat zu leben, ein Verdammter da, wo es keine Sühne und Gnade giebt.“

Dem Magiſter fiel ſein Hut zur Erde.

„Sie haben den Pergamentſtreif des Struvelius geſchrieben, jener Händler hat gegen Sie ausgeſagt, Ihre Schreibübungen ſind confiscirt und in Ihrer Vaterſtadt unter den Händen der Polizei.“

Immer noch ſchwieg der Magiſter, er fuhr nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Jetzt wenigſtens ſprechen Sie,“ rief Werner. „Geben Sie mir eine Erklärung des furchtbaren Räthſels, wie Jemand, der zu uns gehört, ſich muthwillig Alles zerſtören kann, was

ſeinem Leben Halt und Adel giebt. Wie vermag ein Mann von Ihren Kenntniſſen in ſo roher Weiſe gegen ſeine Wiſſenſchaft untreu zu werden?"

„Ich war arm, und mein Leben voll Plage," verſetzte Knips leiſe.

„Ja, Sie waren arm, ſeit Ihrer frühen Jugend haben Sie vom Morgen bis zum Abend gearbeitet, ſchon als Kind haben Sie auf Vieles verzichtet, was Andere gedankenlos genießen. Sie haben dafür das ſtille Bewußtſein erworben, daß Sie ſich heraufrangen zu innerer Freiheit und zu demüthiger Freundſchaft mit dem großen Geiſt unſeres Lebens. Ja, Sie wuchſen zum Mann unter zahlloſen Opfern und Entſagungen, welche Andere fürchten. Sie haben dafür gelernt und gelehrt, was der höchſte Beſitz des Menſchen iſt. Vor jeder Correctur, die Sie hülfreich für Andere laſen, vor jedem Wörterverzeichniß, das Sie zu einem Klaſſiker auszogen, haben Sie bei den Worten, die Sie verbeſſerten, bei den Zahlen, die Sie ſchrieben, das Bedürfniß gehabt, wahr zu ſein. Grade Ihre Tagesarbeit war ein unabläſſiger emſiger Kampf gegen das Falſche und Unrichtige. Doch mehr als das und ſchlimmer als das, Sie ſind kein gedankenloſer Lohnarbeiter geweſen, Sie haben ganz und voll zu uns gehört, Sie waren in der That ein Gelehrter, bei deſſen Wiſſen ſich oft Anſpruchsvollere Rath erholten, Sie bargen nicht nur eine Maſſe einzelner Kenntniſſe in ihrem Geiſt, Sie verſtanden auch ſehr wohl, welche Gedanken aus ſolchem Wiſſen aufſteigen. Das Alles waren Sie, und doch ein Fälſcher. Ganz treue Hingabe und Selbſtverleugnung und dicht daneben frevelhafte Willkür; ein zuverläſſiger und emſiger Gehülfe und dazwiſchen ein Betrüger, dreiſt und höhnend wie ein Teufel."

„Ich war ein gequälter Mann," begann Knips, „wer anders gelebt hat, weiß nicht, wie ſchwer es iſt, immer in ſeiner Wiſſenſchaft zu dienen und fremden Füßen nachzutreten. Sie haben nie für Andere, die weniger wiſſen als Sie, gearbeitet.

Sie verſtehen nicht, welches Gefühl es giebt, wenn die Anderen hochfahrend benutzen ohne Anerkennung und ohne Dank, was man ihnen von ſeinem Wiſſen gegeben hat. Ich bin nicht unempfindlich gegen Freundlichkeit. Der Herr Profeſſor war der erſte, welcher bei dem erſten Autor, den Derſelbe herausgab, in den letzten Zeilen der Einleitung meinen Namen genannt hat, weil ich Denenſelben bei der Arbeit gedient. Und doch habe ich weniger für Sie gethan als für jeden andern meiner alten Gönner. Das Exemplar, welches Sie mir damals geſchenkt, habe ich unter meine Bücher auf den Ehrenplatz geſtellt. So oft ich müde wurde von der Nachtarbeit, habe ich dieſe Zeilen geleſen. Dergleichen Freundlichkeit habe ich ſelten erfahren. Aber ich habe die Qual gefühlt mehr zu wiſſen als ich bedeute, und mir hat die Gelegenheit gefehlt mich herauszuarbeiten aus meiner Enge. Da iſt's gekommen." Er ſtockte und brach ab.

„Es war Stolz," ſagte der Profeſſor ſchmerzlich, „es war Neid, der aus einem bedrängten Leben heraufquoll gegen Glücklichere, die vielleicht nicht mehr wußten, es war das Gelüſt nach Ueberlegenheit über Andere."

„Das war's," fuhr Knips klagend fort. „Zuerſt kam der Einfall auch über Solche zu lachen, die mich benutzen und verachten, ich dachte, wenn ich will, kann ich euch in meiner Hand haben, ihr Herren Gelehrten. Dann wurde es ein Vorſatz, und es hielt mich feſt. Ich habe manche Nacht geſeſſen und darüber gearbeitet, ehe ich ſo weit kam, und manchmal habe ich's wieder weggeworfen, Herr Profeſſor, und unter meinen Büchern verſteckt. Aber es lockte mich fortzufahren, es wurde mir ein Stolz, die Kunſt zu gewinnen. Als ich ſie endlich hatte, machte mir's Spaß ſie zu gebrauchen. Es war mir weniger um den Gewinn, als um die Ueberlegenheit."

„Es iſt leicht," verſetzte der Profeſſor, „Männer von unſerer Art da zu täuſchen, wo ſie gewöhnt ſind ſicher zu vertrauen. Wo der Scharfſinn verſagt, den wir bei unſerer Ar-

heit gewinnen, da ſind Viele von uns wie die Kinder, und wer kälter iſt und ſie hintergehen will, der mag leicht eine Weile mit ihnen ſpielen. Es war ein ſchwacher Ruhm, die Kunſt eines Satans gegen Argloſe zu üben."

„Ich wußte, daß es ein Teufel war, mit dem ich umging. Ich wußte es vom erſten Tage, Herr Profeſſor, aber ich konnte mich nicht gegen ihn wehren. So war es," ſchloß Knips und ſetzte ſich erſchöpft auf die Truhe.

„So war es, Herr Magiſter," rief Werner ſich aufrichtend, „aber ſo darf es ferner nicht bleiben. Sie waren einer von uns, Sie dürfen es nicht mehr ſein. Sie haben ein Verbrechen begangen an dem höchſten Gut, welches dem Geſchlecht der Menſchen vergönnt iſt, an der Ehrlichkeit ſeiner Wiſſenſchaft. Sie ſelbſt wiſſen, daß ein Todfeind unſerer Seelen wird, wer dieſe Ehrlichkeit gefährdet. In unſerm Reiche, wo der beſchränkten Kraft des Einzelnen täglich der Irrthum droht, iſt der Wille, wahr zu ſein, eine Vorausſetzung, die Keiner entbehren darf, ohne Andere in ſein Verderben zu ziehen."

„Ich war nur der Handlanger," ſeufzte Knips, „und wenig hat man ſich um mich gekümmert. Hätten mich Andere als einen Gelehrten geachtet, es wäre nicht geſchehen."

„Sie ſelbſt haben ſich dafür gehalten," rief der Profeſſor, „und Sie hatten ein Recht dazu, Sie fühlten den Stolz Ihrer Wiſſenſchaft und Sie kannten wohl Ihren hohen Beruf. Sie wußten ſehr gut, daß auch Sie, der demüthige Magiſter, Theil hatten an dem Prieſteramt und an dem Fürſtenamt in unſerm Reich. Kein Purpur iſt edler und keine Herrſchaft iſt ſouveräner als die unſere, wir führen die Seelen unſeres Volkes aus einem Jahrhundert in das andere, unſer iſt die Pflicht über ſeinem Lernen zu wachen und über ſeinen Gedanken. Wir ſind ſeine Vorkämpfer gegen die Lüge und gegen die Geſpenſter aus vergangener Zeit, welche noch unter uns wandeln mit dem Schein des Lebens bekleidet. Was wir zum Leben weihen, das lebt, und was wir verdammen, das vergeht. Von uns werden

jetzt die alten Tugenden der Apoſtel gefordert, gering zu achten, was vergänglich iſt, und die Wahrheit zu verkünden. Sie waren in dieſem Sinn geweiht wie Jeder von uns, Ihr Leben verpflichtet Ihrem Gott. Auf Ihnen lag, wie auf uns Allen, Verantwortung für die Seelen unſerer Nation. Sie haben ſich dieſes Amtes unwerth gemacht und ich traure, ich traure, armer Mann, daß ich Sie davon ſcheiden muß."

Der Magiſter fuhr in die Höhe und ſah flehend zu dem Gelehrten auf.

Der Profeſſor redete nachdrücklich: „Mein iſt die Pflicht, dies auszuſprechen gegen Sie und gegen Andere. Was Sie damals an meinem Amtsgenoſſen gethan, was Sie noch von ähnlichen Verſuchen bereitet haben, daß darf kein Geheimniß bleiben. Die Ehrlichen müſſen gewarnt werden vor der Kunſt, welche zu üben ein Dämon Sie getrieben hat. Aber in der letzten Stunde, wo Sie vor mir ſtehen, fühle auch ich, daß ich zu wenig gethan, Ihnen Hülfe gegen die Verſuchung zu geben. Ohne böſen Willen habe vielleicht auch ich zuweilen mißachtet, was werthvoll in Ihnen war für Andere, auch ich habe wohl vergeſſen, wie ſchwer die Arbeit des Tages auf Ihnen lag. Hat meine Härte Sie je gedrückt und verbittert, ſo büße ich heut dafür. Denn als ich kurzſichtiger, irrender Menſch beförderte, was Sie herausheben ſollte aus äußerer Bedrängniß, da lud ich eine Mitſchuld auf mich, daß Sie hier der Verſuchung auf's Neue verfielen. Das ängſtigt mich ſchwer, Herr Magiſter, und ich fühle wie Sie die Qualen dieſer Stunde."

Magiſter Knips ſaß erſchöpft und zuſammengekauert auf der Truhe, der Gelehrte ſtand über ihm und ſeine Worte ſanken wie Schläge auf des Magiſters Haupt. „Ich darf nicht verſchweigen, Herr Magiſter, daß Sie ein Fälſcher ſind, Sie dürfen nie wieder in unſerm Kreiſe ſich lebendig rühren, Ihre Laufbahn als Gelehrter iſt durch Ihr Verbrechen geſchloſſen Sie ſind unſerer Wiſſenſchaft verloren, verloren für Alle, welch

an Ihren Arbeiten einen Antheil nahmen. Sie sind geschwunden für uns, auf der Stätte, wo Sie unter uns gestanden haben, ist nichts geblieben als ein schwarzer Schatten. Eine Menschenkraft, mühsam heraufgezogen, ein Geist von ungewöhnlichem Scharfsinn und Inhalt ist uns verloren und todt. Und wie über einen Todten traure ich über Sie."

Der Gelehrte weinte, Knips drückte sein Gesicht in die Hände. Werner eilte zum Schreibtisch. „Brauchen Sie Mittel Ihr zerstörtes Leben in anderer Umgebung zu erhalten, hier sind sie. Nehmen Sie, was Sie bedürfen." Er warf Geld auf den Tisch. „Versuchen Sie Ihr Haupt zu bergen, wo Ihnen Niemand aus unserer Gemeinde begegnet. Möge Ihnen jedes Gut zu Theil werden, das auf der Erde noch für Sie übrig ist. Aber fliehen Sie, Herr Magister, meiden Sie die Stellen, wo man mit Trauer Ihrer denkt, und mit dem Widerwillen, den der ehrliche Arbeiter gegen den untreuen empfindet."

Knips erhob sich, sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, er blickte verstört umher. „Ich brauche kein Geld," sagte er tonlos, „ich habe genug zu meiner Reise. Ich bitte den Herrn Professor für meine Mutter zu sorgen."

Der Gelehrte stand abgewandt und der kräftige Mann schluchzte. Magister Knips ging an die Thür, dort blieb er stehen. „Ich habe den Homer von 1488, sagen Sie meiner Mutter, daß Sie Ihnen das Buch giebt. Wenn Ihnen auch der Gedanke an mich traurig ist, behalten Sie doch das Buch. Es war mir ein Schatz."

Der Magister schloß die Thür und ging langsam aus dem Hause. Der Wind fegte durch die Straßen, er stieß an den Rücken des Magisters und beschleunigte seinen Schritt. „Er treibt," murmelte Knips wieder, „er treibt vorwärts." Auf dem freien Platz blieb er im Winde stehen und sah nach den Wolken, welche in eiligem Fluge unter dem Monde dahinfuhren, unförmliche Gebilde aus grauem Dunst schwebten und

glitten über seinem Haupte. Er dachte an die letzte Correctur welche er in seiner Vaterstadt gelesen, und sprach griechische Worte vor sich hin, es waren Verse aus den Eumeniden des Aeschylus: „Packt an, packt an, packt an, ihr Götterhunde.“ Er ging hinauf zu dem Schlosse, und blieb vor den erleuchteten Fenstern stehen, die vier Rappen, welche den Fürsten vom Thurmschloß nach der Stadt zurückführten, flogen an ihm vorüber, er ballte die hagere Hand gegen den Wagen. Dann lief er um das Schloß herum auf die Parkseite. Dort drückte er sich unter den Fenstern des Fürsten an einen Baum, sah zum Schlosse hinauf, hob wieder die Faust gegen den Schloßherrn und seufzte. Er blickte auf den dunklen Ast, der über ihm ragte, starrte auf den Himmel und die grauen flatternden Schatten, welche unter dem Mond dahinzogen, und verzweifelte Gedanken fuhren ihm durch den Sinn. „Wenn der Mond verschwindet, so soll es auch mir ein Zeichen sein.“

Er sah lange auf den Mond. Dabei zog ihm leise unter wilden Gedanken ein lateinischer Satz durch sein gequältes Hirn: „Der Mond und die Erde verhalten sich wie kleine Punkte zum Weltall, das sagt schon Ammianus Marcellinus. Ich habe die Handschriften dieses Römers verglichen, ich habe Conjecturen gemacht zu jeder Seite seines verdorbenen Textes, ich habe Jahre lang über ihm gesessen. Wenn ich hier thue, um diesen unwissenden Fürsten zu ärgern, was dem Haman gethan wurde, so geht der Apparat zu meinem Römer verloren.“ Er tauchte unter dem Baume hervor, und lief in seine Wohnung. Dort raffte er seine Habe zusammen, steckte sein Handexemplar des Ammianus in die Rocktasche und eilte mit seinem Bündel dem Thor zu.

Man sagt, er sei in dasselbe Land, das vor ihm sein Bruder gesucht, tief hinein gen West gezogen.

Er entwich und barg sein Haupt, ein untreuer Diener und ein Opfer der Wissenschaft. Sein Lebelang hatte er über geschriebenem Wort gesessen, jetzt riß ihn aus der Heimath das

lebendige Wort, welches von einer andern Seele in die ſeine drang. Bei Tag und Nacht hatten ihn die Buchſtaben der Bücher umgeben und gelehrte Schrift, die aus dem Rohr auf das weiße Blatt gefloſſen war, aber ihm hatte zu rechter Zeit der Segen des Wortes gefehlt, welches aus dem Munde in das Ohr, vom Herzen zum Herzen klingt. Denn was wir als das Gemeinſte gebrauchen, iſt uns auch das Höchſte. Geheimnißvoll iſt uns noch heut, wie unſern Vorfahren, ſeine Gewalt. Das Geſchlecht unſerer Schriftzeit, geübt die Laute in ihrem Bilde zu ſchauen, gewöhnt, die Kräfte der Natur durch Maaß und Waage zu ſchätzen, denkt ſelten daran, wie mächtig klangvolles Wort der Menſchenbruſt in uns waltet. Es iſt Herrin und Dienerin, es erhebt und zerſtört, es macht krank und ſchafft Heilung. Glücklich der Lebende, dem es voll und rein in das Ohr tönt, der den weichen Laut der Liebe, den herzhaften Ruf des Freundes unabläſſig empfängt. Wer den Segen der Rede entbehrt, die aus warmem Herzen quillt, der wandelt ſchon als Lebender unter den Andern wie ein Geiſt, der vom Leibe gelöſt iſt, wie ein Buch, das man aufſchlägt, benützt, von ſich abthut nach Gefallen. Der Magiſter hat durch geſchriebenes Wort geſündigt, ihn hat der Schmerzensruf einer Menſchenſtimme in die dämmrige Ferne geſcheucht.

2.

Vor der Entſcheidung.

Die Rinder brüllten und die Glöckchen der Schafheerde läuteten, in den ſchoſſenden Halmen der grünen Saat wogte der Wind. Durch Haus und Garten ſchritt wieder das älteſte Kind des Gutes, umgeben von den Geſchwiſtern. Wo iſt der frohe Glanz deiner Augen geblieben und dein herzliches Kinderlachen, Frau Ilſe? Ernſt iſt das Antlitz und gemeſſen die

Geberde, prüfend mißt dein Blick die Menſchen und die Wege, auf denen du gehſt, und ruhiger Befehl tönt aus deinem Munde. Die Heimath hat dir das Herz nicht leicht gemacht, und nicht wiedergegeben, was du in der Fremde verloren.

Aber eifrig übt ſie ihr Recht, Liebe zu fordern und zu erweiſen, vertraute Bilder ſendet ſie in deine Seele und alte Erinnerungen weckt ſie bei jedem Schritt. Die Menſchen, die dich in ihrem Herzen treu gepflegt, Thiere, die du gezogen, Bäume, die du gepflanzt, ſie neigen ſich grüßend vor dir und arbeiten geſchäftig, mit heiteren Farben zu überdecken, was dir finſter im Innern liegt.

Der erſte Abend war ſchwer. Als Ilſe in das Haus trat, geleitet von den Nachbarn, eine Flüchtige, die zu verbergen ſucht, was ſie quält, da warfen bei dem Schreck des Vaters, unter den neugierigen Fragen der Geſchwiſter noch einmal Zorn und Angſt ſchwarze Schatten über ihr Haupt. Aber an der Bruſt des Vaters, unter dem Dach des feſten Hauſes, drang mit dem Gefühl der Sicherheit wieder die alte Kraft des Bodens in die Glieder der Landfrau, und ſie vermochte den Augen ihrer Liebe zu verbergen, was nicht allein ihr Geheimniß war.

Noch eine ſchwere Stunde kam. Ilſe ſaß am ſpäten Abend wie vor Jahren auf ihrem Stuhl, gegenüber dem Vater. Nach ihrem Bericht ſah der ſtarke Mann ängſtlich vor ſich hin, ſprach ein hartes Wort über ihren Gatten, und Fluch gegen einen Andern. Als er ihr ſagte, daß auch im Vaterhaus noch Gefahr drohe, als er ihr Vorſicht befahl für Schritt und Tritt, und als er erzählte, wie in ihrer Kindheit ein dunkles Gerücht gegangen, daß ſchon einmal ein Mädchen vom Steine, ein Kind des früheren Beſitzers, das Opfer vornehmer Herren geworden ſei, da rang ſie noch einmal die Hände zum Himmel. Aber der Vater hatte ihre Hände gefaßt und ſie zu ſich in die Höhe gezogen. „Unrecht thun wir, daß wir über unſicherer Zukunft vergeſſen, wie gnadenvoll die Vorſehung dich

behütet hat. Ich halte dich an der Hand, du stehst auf dem Grunde deiner Heimath. Wir bestellen, was der Tag fordert, und stellen alles Andere größerer Macht anheim. Um die Reden Fremder sorgen wir nicht, schnell wechselt das Wetter. Halte still und vertraue."

Die jüngeren Kinder plaudern sorglos, sie fragen nach dem schönen Leben in der Residenz, sie wollen genau wissen, was die Schwester geschaut, und vor Allem, wie der Herr des Landes gegen Ilse war, er, den sie sich denken wie den heiligen Christ, als den unermüdlichen Spender von Freude und beglückender Gunst. Aber die älteren wehren dieser Rede, ohne selbst zu wissen warum, mit dem zarten Gefühl, das Kinder für die Lage Solcher haben, die sie lieben. Ilse begleitet die Schwester Clara durch den Oberstock, sie richtet Zimmer ein für die Gäste, welche erwartet werden, und stellt einen Riesenstrauß ihrer Gartenblumen in die Stube, welche Herr Hummel bewohnen soll. Die Brüder ziehen sie durch den Obstgarten in das enge Thal, sie zeigen ihr den hohen Steg über das Wasser, welchen der Vater weiter oben zu der Grotte gelegt hat und der eine Freude für Ilse sein soll, weil er den Zugang zu ihrem Lieblingsplatz bequem macht. Ilse geht längs dem hochgeschwollenen Bach, das Wasser zieht gelb und trübe über die Felsblöcke, es hat den schmalen Wiesenstreif an den Ufern überschwemmt und fließt in starker Strömung thalwärts auf die Stadt zu. Ilse sucht den Platz, wo sie einst unter Laub und wilden Wegpflanzen verborgen lag, als sie in den Augen ihres Felix das Bekenntniß seiner Liebe gelesen. Auch die heimliche Stelle ist überfluthet, undurchsichtig rinnt der Strom darüber hin, die Blüthendolden sind geknickt und übergossen, die Erlenbüsche bis an die obern Zweige bedeckt, Rohrhalme und mißfarbiger Schaum hängen um die Blätter; nur der weiße Stamm einer Birke ragt aus der Zerstörung hervor und um die tiefsten Aeste wirbelt die Fluth. „Der Schwall verläuft," klagt Ilse; „in wenig Tagen taucht der Boden wieder

an das Licht, und wo das Grün verdorben ist, treibt der milde Sonnenstrahl ein neues hervor. Wie aber soll es mit mir werden? Mir fehlt das Licht, solange er nicht bei mir ist, und wenn ich ihn wiedersehe, wie wird er gewandelt sein? Wie wird er, der ernste und eifrige, ertragen, was feindlich in mein Leben gedrungen ist und in das seine?"

Der Vater bewacht sorglich ihre Schritte, er spricht öfter im Hause ein als sonst, so oft er vom Felde zurückkehrt, erzählt er ihr von der Arbeit des Gutes, er denkt immer daran, daß seine Rede nicht an einen Gedanken rühre, der ihr Schmerzen macht, und die Tochter fühlt, wie zart und liebevoll die Aufmerksamkeit des Vielbeschäftigten um sie waltet. Jetzt winkt er ihr schon von weitem zu, neben ihm schreitet eine untersetzte Gestalt mit großem Kopf und wohlhäbigem Aussehen. „Herr Hummel!" ruft Ilse freudig und eilt mit beflügeltem Fuß auf ihn zu. „Wann kommt er?" fragt sie ihm erwartungsvoll entgegen.

„Sobald er frei ist," versetzt Hummel.

„Wer hält ihn noch dort?" frug die Frau traurig vor sich hin.

Herr Hummel erzählt. Bei seinem Bericht glätten sich die Falten auf Ilse's Stirn, und sie führt den lieben Gast in die alten Mauern. Herr Hummel steht erstaunt unter dem hohen Geschlecht, das auf dem Steine wächst, er sieht bewundernd auf die Mädchen und achtungsvoll auf die Köpfe der Knaben. Heut vergißt Ilse nicht, was einer guten Hausfrau gegen den willkommenen Gast ziemt. Herr Hummel aber wird fröhlich unter dem Landvolk, er freut sich über den Blumenstrauß in seiner Stube, er zwingt den drallen Buben Franz sich auf seine Kniee zu setzen, und läßt ihn aus seinem Glase trinken bis zum Uebermaaß. Dann geht er mit dem Landwirth und Ilse durch die Wirthschaft, klug ist sein Urtheil, der Wirth und er, jeder erkennt in dem andern bedächtigen Verstand. Zuletzt frägt ihn Ilse herzlich, wie ihm ihre Heimath gefalle.

„Alles großartig," ſagt Hummel, „Wuchs, Kopf, Strauß, Viehſtand und Häuslichkeit. Es ſteht zu dem Geſchäft von H. Hummel wie ein Kürbis zu einer Gurke. Alles tüchtig und voll, nur für meinen Geſchmack zu viel Stroh."

Der Landwirth ruft Ilſe beiſeit: „Der Prinz will wieder abreiſen, er hat den Wunſch geäußert, dich vorher zu ſprechen. Willſt du ihn ſehen?"

„Heut nicht. Dieſer Tag gehört euch und dem Gaſt. Aber morgen," ſagt Ilſe.

Am Morgen des nächſten Tages trat Profeſſor Raſchke, zur Reiſe bereit, in das Zimmer des Freundes. „Der Magiſter ſoll verſchwunden ſein?" frug er ängſtlich.

„Er hat gethan, was er mußte," verſetzte Werner finſter, „wie er auch lebe, wir haben ihn geſtern beſtattet."

Raſchke ſah unruhig in das gefurchte Antlitz des Andern. „Gern ſähe ich Sie auf dem Wege zu Frau Ilſe, am liebſten mit ihr vereint auf dem Rückwege zu uns."

„Kein Zweifel, Freund, ich werde beide Wege ſuchen, ſobald ich Recht dazu habe."

„Frau Ilſe zählt die Stunden," rief Raſchke in größerer Sorge, „erſt wenn ſie den Geliebten bei ſich feſt hält, wird ſie ruhig ſein."

„Mein Weib hat die Ruhe lange entbehrt, während ſie an meiner Seite war," ſprach der Gelehrte. „Ich habe nicht verſtanden, ſie zu ſchützen, ich habe ſie den Krallen wilder Thiere überlaſſen, bei Fremden hat ſie den Troſt gefunden, den ihr der eigene Mann verweigerte. Die Nichtachtung des Gatten hat ſie da geſchädigt, wo die Frau am ſchwerſten verzeiht. Ich bin zu einem ſchwachen Träumer geworden," rief er, „unwerth der Hingabe dieſes reinen Lebens, und ich fühle, was ein Mann nie fühlen ſollte, ich fühle Scham, mein gutes Weib wiederzuſehen." Er wandte ſein Angeſicht ab.

„Zu hoch geſpannt iſt dies Empfinden," rief Raſchke,

„zu hart der Vorwurf, den Sie jetzt zürnend gegen sich selbst erheben. Sie wurden durch listige Winkelzüge Weltkluger getäuscht. Sie selbst haben ausgesprochen, daß es ruhmlos leicht ist, uns da zu hintergehen, wo wir nicht viel klüger sind als die Kinder. Werner, noch einmal bitte ich, reisen Sie mit mir zugleich ab, wenn auch auf anderem Wege."

„Nein," versetzte kurz der Gelehrte. „Ich habe mein Lebelang die Beziehungen zu anderen Menschen reinlich behandelt. Halbheit in Neigung und Abneigung ist mir unerträglich. Fühle ich Neigung, so soll mein Händedruck und das Vertrauen, das ich gebe, den Andern keinen Augenblick in Zweifel lassen, wie mir um's Herz ist. Muß ich ein Verhältniß lösen, auch da habe ich die Rechnung stets ganz und voll geschlossen. Jetzt kann ich nicht aufbrechen wie ein Flüchtling."

„Wer fordert das?" rief Raschke, „nur wie ein Mann, der die Augen abwendet von häßlichem Gewürm, das vor ihm auf dem Boden kriecht."

„Hat das Gewürm den Mann geschädigt, so ist ihm Pflicht zu verhüten, daß das Schädliche auch Andern gefährlich wird, und kann er Andere nicht behüten, er wird sich selbst genug thun, wenn er seinen Weg säubert."

„Wenn ihm aber der Versuch neue Gefahr bringt?"

„Er wird doch thun, was er vermag, sich selbst zu genügen," rief Werner. „Das Recht, welches ich erhalten habe gegen Einen, ich lasse mir's nicht rauben. Die Kränkung meines Weibes mahnt, es mahnt das verlorene Leben eines Gelehrten, um welches wir beide trauern. Sagen Sie mir nichts mehr. Freund, mein Selbstgefühl hat in diesen Tagen große Schädigung erfahren, und mit Recht. Ich fühle meine Schwäche mit einer Bitterkeit, die gerechte Strafe ist für den Stolz, mit dem ich auf das Leben Anderer gesehen. Ich habe an Struvelius geschrieben, ich habe ihn um Verzeihung gebeten, daß ich die kleine Unsicherheit, die einst ihn störte, so hochmüthig empfand. Hier ist der Brief an den Collegen; ich

bitte Sie, die Zeilen abzugeben, und ihm zu ſagen, wenn wir uns wiederſehen, dann ſoll kein Wort über das Vergangene von unſern Lippen fallen, nur er ſoll wiſſen, wie ſchwer ich dafür gebüßt habe, daß ich gegen ihn hart war. Aber wie ſehr ich die Geduld und Nachſicht Anderer bedarf, ich würde das Letzte verlieren, was mir den Muth giebt die Augen aufzuſchlagen, wenn ich von hier gehen wollte, bevor ich mit dem Schloßherrn dort oben abgerechnet habe. Ich bin kein Weltmann, der gelernt hat ſeinen Zorn hinter einem höflichen Gruß zu verbergen."

„Wer ſolche Abrechnung ſucht," rief Raſchke, „muß auch die Mittel haben, den Gegner dabei feſtzuhalten, ſonſt mag eine neue Demüthigung werden, was Genugthuung ſein ſoll."

„Dieſe Genugthuung geſucht zu haben bis zum Aeußerſten," verſetzte Werner, „auch das iſt Befriedigung."

„Werner," rief der College, „ich will nicht hoffen, daß Ihr erregter Zorn Sie hinabzieht in die gedankenloſe Rachſucht der Schwachen, welche ein brutales Spiel mit dem eigenen Leben und dem des Andern Genugthuung nennen."

„Er iſt ein Fürſt," ſagte der Profeſſor mit finſterm Lächeln, „ich trage keine Sporen, und der letzte Verſuch, den ich mit meiner Kugelform anſtellte, war Nüſſe darin zu quetſchen. Wie mögen Sie mich ſo verkennen? Aber es giebt Forderungen, welche deutlich ausgeſprochen ſein wollen, damit ſie zur That werden. Noch wohnt in dem Wort eine heilende Kraft, wenn nicht für den, der die Rede hört, doch für den, der ſie ſpricht. Ihm ſagen muß ich, was ich von ihm heiſche. Er mag zuſehen, wie er das Wort hinunterwürgt in ſein freudloſes Herz."

„Er wird weigern, Sie zu hören," rief Raſchke.

„Ich werde ſuchen ihn zu ſprechen."

„Er hat der Mittel viele, Sie zu hindern."

„Er gebraucht ſie auf ſeine Gefahr, denn er nimmt ſich dadurch den Vortheil, den er hätte, mich ohne Zeugen zu hören."

„Er wird das ganze Rüſtzeug gegen Sie in Bewegung

ſetzen, das ihm ſeine hohe Stellung giebt, er wird ſeine Gewalt rückſichtslos gebrauchen, Sie zu bändigen."

„Ich bin kein ſchreiender Wahrſager, der den Cäſar auf offener Straße anfällt, um vor den Idus des März zu warnen. Daß ich weiß, was ihn demüthigt vor ſich ſelbſt und ſeinen Zeitgenoſſen, das iſt meine Waffe. Und ich verſichere Sie, er wird mir Gelegenheit geben ſie zu gebrauchen, wie ich will."

„Er verreiſt," rief Raſchke ängſtlicher.

„Wohin kann er reiſen, wo ich ihm nicht nachkomme?"

„Ihn wird die Beſorgniß, welche Sie in ihm erregen, zu finſterer That treiben."

„Er wage ſein Aergſtes, ich will thun, was mir Frieden giebt."

„Werner," rief Raſchke, die Hände erhebend, „ich darf Sie in dieſer Lage nicht verlaſſen, und doch machen Sie dem Freunde fühlbar, wie ohnmächtig ſein ehrlicher Rath gegen Ihren ſtarren Willen iſt."

Der Profeſſor ging auf ihn zu und küßte ihn. „Leben Sie wohl, Raſchke. So hoch als ein Mann in der Achtung eines Andern ſtehen kann, ſtehen Sie in meinem Herzen. Zürnen Sie nicht, wenn ich in dieſem Fall mehr dem Impuls des eigenen Weſens folge, als der milden Weisheit des Ihren. Grüßen Sie von mir Frau Aurelie und die Kinder."

Raſchke fuhr ſich über die Augen, zog ſeinen Rock an und ſteckte den Brief an Struvelius in die Rocktaſche. Dabei fühlte er einen andern Brief, er zog ihn heraus und las die Aufſchrift. „Ein Brief meiner Frau an Sie," ſagte er, „ich weiß nicht, wie er mir in die Taſche kommt."

Werner öffnete, wieder flog ein kurzes Lächeln über ſein Geſicht. „Frau Aurelie bittet mich für Ihr Wohlbefinden zu ſorgen. Der Auftrag kommt zu guter Stunde; ich begleite Sie zur Stelle Ihrer Abfahrt, wir wollen auch Mütze und Mantel nicht vergeſſen."

Der Profeſſor führte den Freund zu der Reiſegelegenheit,

die Männer ſprachen in der letzten Stunde über die Vorleſungen, welche beide im nächſten Halbjahr zu halten wünſchten. „Denken Sie des Briefes an Struvelius," war das letzte Wort Werners, als der Freund im Wagen ſaß.

„Ich denke daran, ſo oft ich Ihrer gedenke," rief Raſchke, die Hand zum Wagen hinausſtreckend.

Der Profeſſor ging nach dem Schloß zur großen Abrechnung mit dem Mann, der ihn in ſeine Hauptſtadt gerufen. Ihn empfing die Dienerſchaft mit verlegenen Blicken. „Der Herr iſt im Begriff zu verreiſen und wird erſt in einigen Tagen zurückkehren. Wohin er reiſt, weiß man nicht," ſagte der Hausmeiſter bekümmert. Der Profeſſor forderte, ihn doch bei dem Fürſten zu melden, ſein Anliegen ſei dringend; der Diener brachte die Antwort, der Fürſt ſei vor der Rückkehr nicht zu ſprechen, der Gelehrte möge ſeine Wünſche einem der Adjutanten mittheilen.

Werner eilte zu dem abgelegenen Hauſe des Oberſthofmeiſters. Er wurde in die Bücherſtube geführt, ſah flüchtig auf den verſchoſſenen Teppich des Bodens, auf die alte Tapete, welche durch Kupferſtiche in dunklen Rahmen verdeckt war, auf große Bücherſchränke mit Glasthüren, von innen verhängt, als wollte der Eigenthümer ſelbſt was er las fremdem Auge entziehen. Der Oberſthofmeiſter trat eilig herein.

„Ich ſuche vor der Abreiſe des Fürſten eine Unterredung mit ihm," begann der Profeſſor, „ich bitte Excellenz um gütige Vermittlung für die Audienz."

„Verzeihen Sie die Frage, wozu?" frug der Oberſthofmeiſter. „Wollen Sie mit einem Leidenden noch einmal über ſeine Krankheit ſprechen?"

„Der Kranke verſieht ein hohes Amt und hat Gewalt und Recht eines Geſunden; er iſt ſeinen Mitlebenden verantwortlich für ſein Thun. Ich halte für Pflicht, nicht von hier zu gehen, ohne ihm auszuſprechen, daß er nicht mehr in der Lage iſt, die Pflichten ſeiner Stellung zu üben, und ich halte

für ein Gebot meiner Ehre, zu bewirken, daß er aus dieſer Stellung ſcheidet."

Der Oberſthofmeiſter ſah den Gelehrten erſtaunt an. „Und darum müſſen Sie auf dieſer Unterredung beſtehen?"

„Die Erfahrungen, welche ich ſeit meiner Rückkehr vom Lande hier gemacht, zwingen mich dazu; ich muß vor Andrem die Unterredung ſuchen durch jedes Mittel, welches mir erlaubt iſt, was auch die Folge ſei."

„Auch die Folge für Sie ſelbſt?"

„Auch dieſe. Der Fürſt kann mir nach Allem, was geſchehen, ein perſönliches Zuſammentreffen nicht verſagen."

„Was er nicht ſollte, wird er doch verſuchen."

„Er thut es auf ſeine Gefahr," verſetzte der Profeſſor.

Der Oberſthofmeiſter ſtellte ſich vor den Profeſſor und begann nachdrücklich: „Der Fürſt will noch heut nach Roſſau abreiſen. Der Plan iſt Geheimniß, ich erfuhr zufällig die Befehle, welche für den Marſchall ertheilt wurden." Der Gelehrte fuhr zurück. „Ich danke Ew. Excellenz von Herzen für dieſe Mittheilung," ſprach er mit erzwungener Faſſung, „ich werde verſuchen, vorher eine ſchnelle Warnung hinzuſenden. Ich ſelbſt reiſe ebenfalls dorthin, doch nicht eher, bis Excellenz meinen Verſuch unterſtützt haben, den Fürſten vor ſeiner Abreiſe zu ſprechen."

„Wenn Sie durch mich um eine Audienz nachſuchen," ſagte der Oberſthofmeiſter überlegend, „ſo will ich als Beamter des Hofes und aus perſönlicher Hochachtung für Sie Ihren Wunſch dem Fürſten ſogleich vortragen. Aber ich verberge Ihnen nicht, daß ich eine Kritik vergangener Ereigniſſe durch Sie, Herr Profeſſor, nach jeder Richtung für bedenklich erachte."

„Ich aber bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in dieſem Fall nicht nur die Kritik geübt, auch eine Forderung geſtellt werden muß," rief der Profeſſor.

„Nur in das Ohr des Fürſten? Oder auch vor andern Menſchen?" frug der Oberſthofmeiſter.

„Wenn mir Ohr und Sinn des Fürſten verſchloſſen bleibt, dann vor Jedermann. Ich erfülle damit eine ernſte Pflicht gegen Alle, welche unter den finſteren Einfällen eines zerrütteten Geiſtes leiden könnten, eine Pflicht, der ich mich als ehrlicher Mann nicht entziehen darf. Ich werde ſein Ankläger vor Fürſten und Volk, wenn ſtille Vorſtellung ihn nicht beſtimmt. Denn es iſt nicht zu dulden, daß die Zuſtände des alten Roms in unſerer Nation geſpenſtig aufleben."

„Das iſt entſcheidend," verſetzte der Oberſthofmeiſter. Er ging zu ſeinem Bureau, hob ein Document hervor und bot es dem Gelehrten. „Leſen Sie. Werden Sie auf eine perſönliche Unterredung mit dem Fürſten verzichten, wenn dies Papier von ſeiner Hand unterzeichnet iſt?"

Der Profeſſor las und neigte ſein Haupt gegen den Oberſthofmeiſter. „Sobald er aufhört zu ſein, was er bis jetzt war, darf ich ihn als Kranken betrachten. In dieſem Fall würde meine Unterredung mit ihm zwecklos. Unterdeß wiederhole ich meine Bitte, mir vor Abreiſe des Fürſten die erbetene Audienz zu erwirken."

Der Oberſthofmeiſter nahm das Document zurück. „Ich werde verſuchen Ihr Anwalt zu ſein. Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Fürſt in den nächſten Stunden nach Naſſau reiſt. Sehen wir uns wieder, Herr Werner," ſchloß feierlich der alte Herr, „ſo ſei es an einem Tage, wo unſer beider Haupt frei iſt von der Sorge um etwas, das man ſelbſt zuweilen gering achtet, wie Sie in dieſem Augenblick thun, das man ſich aber nicht gern durch den Einfall eines Dritten rauben läßt."

Der Profeſſor eilte zu dem Gaſthof und rief ſeinen Diener. „Heut beweiſen Sie mir Ihre Treue, Gabriel, nur ein reitender Bote kann zu rechter Zeit in Bielſtein eintreffen. Verſuchen Sie das Mögliche, nehmen Sie Courierpferde, ſchaffen Sie einen Brief in die Hände meiner Frau, bevor die Hofwagen dort ankommen."

„Zu Befehl, Herr Profeſſor," ſagte Gabriel in kriegeriſcher

Haltung, „es iſt auch für einen gedienten Huſaren ein ſtarker Ritt; wenn der Pferdewechſel mich nicht aufhält, ſo traue ich mich wohl den Brief zu rechter Zeit zu beſorgen.“ Der Profeſſor ſchrieb in fliegender Eile und fertigte Gabriel ab; dann beſtellte er ſich ſelbſt Poſtpferde und eilte in die Wohnung des Oberſthofmeiſters zurück.

Der Fürſt lag in ſeinem Seſſel, die Wangen bleich, die Augen erloſchen, ein ſchwer erkrankter Mann; müde hing ihm das Haupt vom Nacken. „Ich hatte ſonſt doch andere Gedanken und vermochte, wenn ich auf die Taſten drückte, mehr als eine Melodie zu ſpielen; jetzt wandelt ſich Alles in eine mißtönende Weiſe: ſie iſt fort, ſie iſt in der Nähe des Knaben, ſie lacht des thörichten Werbers. Nichts ſehe ich vor mir als das Gleis der Landſtraße, welche zu ihr führt. Eine fremde Gewalt hämmert in mir ewig dieſelben Noten, ein ſchwarzer Schatten ſteht neben mir und weiſt mit dem Finger unabläſſig auf denſelben Pfad, ich vermag mich nicht zu wehren, ich höre die Worte, ich ſehe den Weg, ich fühle die dunkle Hand über meinem Haupt.“

Der Kammerdiener meldete den Oberſthofmeiſter.

„Ich will ihn nicht ſehen,“ herrſchte der Fürſt den Diener an. „Sagen Sie Sr. Excellenz, ich ſei im Begriff auf's Land zu reiſen.“

„Excellenz bitten, es handle ſich um eine dringende Unterſchrift.“

„Der alte Thor,“ murmelte der Fürſt. „Führen Sie ihn herein. — Ich bin leider preſſirt, Excellenz,“ rief er dem Eintretenden zu.

„Ich wünſche die Zeit meines Durchlauchtigſten Herrn nicht lange in Anſpruch zu nehmen,“ begann der Hofmann, „Profeſſor Werner bittet, daß Ew. Hoheit geruhe, ihn vor ſeiner Abreiſe zu empfangen.“

„Was ſoll die Zudringlichkeit?“ rief der Fürſt, „er war bereits hier, ich habe ihn abweiſen laſſen.“

„Ich erlaube mir die ehrfurchtsvolle Bemerkung, daß nach Allem, was vorausgegangen, ihm die Ehre einer persönlichen Verabschiedung nicht wohl verweigert werden kann. Ew. Hoheit werden der Letzte sein, welcher so auffallende Verletzung schicklicher Rücksicht loben würde."

Der Fürst sah feindselig auf den Oberstthofmeister. „Gleichviel, ich will ihn nicht sprechen."

„Außerdem aber ist nicht rathsam, demselben diese Unterredung zu verweigern," fuhr der alte Herr nachdrücklich fort.

„Darüber bin ich der beste Richter," versetzte nachlässig der Fürst.

Derselbe ist Mitwisser einiger Thatsachen geworden, deren Bekanntwerden man im Interesse fürstlicher Würde selbst mit schweren Opfern vermeiden muß, denn derselbe ist nicht verpflichtet das Geheimniß zu bewahren."

„Niemand wird auf den einzelnen Träumer achten."

„Desselben Aussage wird nicht nur Glauben finden, auch gegen Ew. Hoheit einen Sturm erregen."

„Geschwätz aus den Bücherstuben reicht nicht bis zu meinem Haupt."

„Derselbe ist ein hochgeachteter Mann von Charakter und wird seine Beobachtungen benutzen, um vor der ganzen civilisirten Welt zu fordern, daß am hiesigen Hofe die Möglichkeit ähnlicher Beobachtungen aufhöre."

„Er thue, was er wagt," rief der Fürst mit ausbrechendem Grimm, „man wird sich zu hüten wissen."

„Noch kann die Niederlage verhütet werden: es giebt dagegen aber nur ein letztes und radicales Mittel."

„Sprechen Sie, Excellenz, ich habe Ihr Urtheil stets geachtet."

„Was jenen Professor aufregte," fuhr der Hofmann bedächtig fort, „das wird, zu allgemeiner Kenntniß gebracht, allerdings Geräusch und gefährliche Nachrede hervorbringen; schwerlich mehr. Es war eine persönliche Wahrnehmung, die ihm

am Fuß des Thurms aufgenöthigt wurde, es war eine Vermuthung, die er unter dem Dach deſſelben Thurms hervorgeholt hat. Nach ſeiner Behauptung ſind zwei Verſuche gemacht, welche nicht zu folgenſchwerer That wurden. Auf ſolcher Grundlage ein öffentliches Urtheil civiliſirter Welt provociren iſt mißlich. Wie redlich der Berichterſtatter ſei, er mag ſich ſelbſt getäuſcht haben. Ew. Hoheit bemerkten richtig, der Eifer eines einzelnen Gelehrten würde unliebſames Geſchwätz veranlaſſen, ſchwerlich mehr."

„Vortrefflich, Excellenz," unterbrach der Fürſt.

„Leider tritt ein bedenklicher Umſtand hinzu. Für jene perſönliche Wahrnehmung am Fuß des Thurms hat derſelbe Gelehrte einen Zeugen. Und dieſer Zeuge bin ich. Wenn er ſich auf mein Zeugniß beruft, will ſagen, auf meine perſönliche Wahrnehmung, ſo werde ich erklären müſſen, er hat recht, denn ich bin nicht gewohnt, halbe Wahrheit für Wahrheit zu achten."

Der Fürſt fuhr in die Höhe.

„Ich war es, der die Hand feſt hielt," bemerkte der Hofmann leiſe. „Und weil jener Gelehrte recht hat, und weil ich deſſelben Anſicht über das Befinden meines gnädigen Herrn beſtätigen müßte, ſage ich, es giebt nur ein letztes und radicales Mittel." Der Oberſthofmeiſter hob das Document aus der Mappe. „Mein Mittel iſt, daß Ew. Hoheit durch einen großen Entſchluß dem Unwetter zuvorkomme und hochgeneigt geruhe, dies zur Willenserklärung zu machen."

Der Fürſt warf einen Blick in das Papier und ſchleuderte es von ſich. „Sind Sie unſinnig, alter Mann?"

„An mir iſt dieſe Qualität noch nicht bemerkt worden," verſetzte der Oberſthofmeiſter traurig. „Möge mein gnädigſter Herr die Angelegenheit mit gewohntem Scharfſinn erwägen. Es iſt leider unmöglich geworden, daß Ew. Hoheit die Anſtrengungen eines hohen Berufes in bisheriger Weiſe ertragen. Selbſt wenn Ew. Hoheit dazu bereit wären, hat ſich die

Schwierigkeit erhoben, daß getreue Diener in der peinlichen Lage ſind, dieſe Auffaſſung nicht zu theilen.

„Dieſe treuen Diener ſind mein Oberſthofmeiſter.“

„Ich bin einer davon. Wenn Ew. Hoheit nicht geruhen wollten, jenem Entwurf Höchſtihren Beifall zu geben, ſo würde mir die Rückſicht auf etwas, das mir theuerer ſein muß als Ew. Hoheit Gnade, verbieten, ferner im Dienſt zu bleiben.“

„Ich wiederhole die Frage: Sind Sie kindiſch geworden, Oberſthofmeiſter?“

„Nur bewegt, ich meinte nicht, jemals wählen zu müſſen zwiſchen meiner Ehre und meinem Dienſt.“ Er holte ein anderes Document aus der Mappe.

„Ihre Entlaſſung?“ rief der Fürſt leſend. „Sie hätten dazuſetzen können: in Gnaden.“ Der Fürſt ergriff die Feder. „Hier, Freiherr von Ottenberg, Sie ſind Ihres Amtes quitt.“

„Es iſt kein freudiger Dank, den ich Ew. Hoheit dafür ſage. Demnach aber ſpreche ich, Hans von Ottenberg, die ehrfurchtsvolle Bitte aus, daß Ew. Hoheit noch in dieſer Stunde auch das andere Document zu unterzeichnen geruhe. Denn falls Hochdieſelben zögern wollten, die flehende Bitte eines früheren Dieners zu erfüllen, ſo würde dieſelbe Bitte von jetzt ab mehrfach Ew. Hoheit Ohr beläſtigen und von Seiten, denen Hochdieſelben nicht ſo viel Nachſicht zu beweiſen pflegen, als ſeither mir. Bis jetzt war's einer, der bat, ein Profeſſor, jetzt ſind's zwei, er und ich, in den nächſten Stunden wird die Zahl Ew. Hoheit läſtig werden.“

„Ein früherer Oberſthofmeiſter als Aufwiegler!“

„Nur als Bittender. Ew. Hoheit haben recht, daß der höchſte Entſchluß, welchen ich zu influiren ſuche, durchaus freiwillig ſein muß. Aber ich flehe nochmals an, zu erwägen, daß er nicht mehr zu vermeiden iſt. Ew. Hoheit Hofſtaat wird in der nächſten Stunde vor derſelben Alternative ſtehen wie ich; denn die Rückſicht auf die Ehre dieſer Herren und Damen wird mich zwingen, ſämmtliche Gründe, welche mich beſtimmten,

auch ihnen nicht zu verschweigen. Ohne Zweifel werden die Herren des Hofes gleich mir Ew. Hoheit bittend nahen und gleich mir quittiren, falls ihr Flehen erfolglos bleibt; und ohne Zweifel werden Ew. Hoheit neue Diener finden. Die Rücksicht auf Ehre und Amt Ihrer Beamten wird mich verpflichten, Ew. Hoheit Ministern dieselbe Mittheilung zu machen. Auch diese mögen durch weniger bedenkliche Staatsdiener ersetzt werden. Ferner würde ich mich aus Pietät und Ergebenheit gegen dies Hohe Haus, aus Sorge um Leben und Wohlfahrt des Erbprinzen und seiner erlauchten Schwester, so wie aus Anhänglichkeit gegen dies Land, in welchem ich ergraut bin, genöthigt sehen, verwandte Regierungen um eine energische Wiederholung dieser meiner Bitte anzugehen. Solange ich am Hofe diente, zwang mich Eid und Pflicht zur Verschwiegenheit und zur Rücksicht auf Ew. Hoheit persönliche Interessen. Dieser Verpflichtung bin ich enthoben, und ich würde von jetzt im allgemeinen Interesse gegen Ew. Hoheit stehen. Ew. Hoheit mögen selbst ermessen, wohin das führen muß. Jene Unterschrift kann hinausgeschoben, nicht mehr vermieden werden. Jede Zögerung verschlechtert die Situation; die Unterschrift würde nicht mehr als freiwilliger Akt eines hohen Entschlusses erscheinen, sondern als abgedrungene Nothwendigkeit. Endlich erwägen Ew. Hoheit, der Professor hatte am Thurmschloß eine aufregende Beobachtung gemacht, eine andere am Leben eines gewissen Magisters; mein Schicksal ist, Mehres zu wissen, was nicht Dienstgeheimniß war."

Der Fürst lag in seinem Sessel, das Haupt abgewandt, er schlug die Hände vor das Antlitz. Es wurde eine lange unheimliche Stille.

„Sie waren mein persönlicher Feind vom ersten Tage meiner Regierung," fuhr der Fürst endlich auf.

„Ich war meines gnädigsten Herrn getreuer Diener; persönliche Freundschaft wurde mir nie zu Theil, und ich habe sie nie geheuchelt."

„Sie haben von je gegen mich intriguirt.“

„Ew. Hoheit ist wohl bewußt, daß ich als ein Mann von Ehre gedient,“ versetzte der Freiherr stolz. „Auch jetzt, wenn ich noch einmal bitte, dieses Document in der gebotenen Form zu unterzeichnen, berufe ich mich nicht auf die Rechte, welche mir Ew. Hoheit vieljähriges Vertrauen giebt; ich provocire auch nicht, um dies wiederholte Drängen zu entschuldigen, auf die Theilnahme, die ich an dem Ansehn und Wohlergehen dieses Hohen Hauses zu nehmen berechtigt bin. Ich habe noch einen andern Grund, von Ew. Hoheit Haupt die letzte Demüthigung, das heißt ein öffentliches Besprechen Höchstihrer Gesundheit fernzuhalten. Ich bin ein loyaler und monarchisch gesinnter Mann. Wer noch Ehrfurcht vor dem hohen Amt eines Fürsten in sich bewahrt, grade dem ist dringend geboten, zu verhüten, daß dies Amt in den Augen der Nation erniedrigt werde. Dies soll er verhüten, nicht dadurch, daß er Unzuträgliches verschleiert, sondern dadurch, daß er es austilgt. Deßhalb steht seit jener Scene am Thurm zwischen Ew. Hoheit und mir der Streit so, daß ich, um Ew. Hoheit erhabenes Amt zu schützen, Ew. Hoheit Person opfern muß. Ich bin dazu entschlossen, und deßhalb bleibt Ew. Hoheit nur die Wahl, ob Höchstdieselben das Unvermeidliche thun wollen: freiwillig und vor den Augen der Welt in Ehren, oder auf übermächtiges Drängen Fremder in Unehren. Die Worte sind gesprochen, ich bitte um kurzen Entscheid.“

Der alte Herr stand dicht vor dem Fürsten, fest und kalt blickte er in die unsicheren Augen seines früheren Gebieters und wies mit dem Finger unverrückt auf das Pergament. Es war der Wächter, der seinen Kranken bemeistert.

„Nicht jetzt, nicht hier!“ rief der Fürst außer sich. „In Gegenwart des Erbprinzen will ich berathen und mich entscheiden.“

„Gegenwart und Unterschrift der Minister sind für das Document nöthig, nicht die Gegenwart des Prinzen. Da

Ew. Hoheit vorziehen vor den Augen des Erbprinzen zu unterzeichnen, so werde ich mir die Ehre geben, Ew. Hoheit nach Rossau zu folgen, und einen der Miniſter bitten, zu dieſem Zweck mich zu begleiten."

Der Fürſt ſah nachdenkend vor ſich hin. „Noch bin ich Fürſt," rief er aufſpringend, ergriff die unterſchriebene Entlaſſung des Freiherrn und zerriß ſie: „Oberſthofmeiſter von Ottenberg, Sie werden mich in meinem Wagen nach Roſſau begleiten."

„Dann wird der Miniſter in meinem Wagen Ew. Hoheit folgen," ſagte der alte Herr ruhig; „ich eile, ihn davon zu benachrichtigen."

3.

Auf dem Weg zum Steine.

Zu der ſtillen Landſtadt, welche einſt fromme Anſiedler um die Kloſterglocke betender Mönche erbaut, zu dem Steine, worauf einſt die Heidenjungfrau ihrem Stamm weiſſagende Worte geraunt, fliegen jetzt auf verſchiedenen Straßen Roſſe und Räder mit lebenden Menſchen, welche Entſcheidung ihres Schickſals ſuchen, hier fröhlich aufſteigendes Hoffen, dort abwärts geneigte Kraft, hier holder Traum einer enthuſiaſtiſchen Jugend, dort wüſter Traum eines düſtern Geiſtes. Im Thal und über dem Stein ſchweben die Geiſter der Landſchaft, ſie rüſten ſich, die flüchtigen Fremden nach dem Gaſtrecht der Heimath zu empfangen.

Das erſte Morgengrau ſandte ſeinen bleichen Schimmer in Laura's Arbeitsſtube, ſie ſtand an ihrem Memoirentiſch und warf den letzten Blick nach dem vertrauten Buch, in welches ſie mit flüchtiger Hand die Schlußworte geſchrieben hatte. Sie ſchnürte das Buch und die Gedichte des Doctors zuſammen und barg ſie unter dem Deckel ihres Reiſekoffers. Noch einen

langen Blick warf ſie auf das Heiligthum ihrer Mädchenjahre, dann flog ſie die Treppe hinab in die Arme der ängſtlichen Mutter.

Es war eine wundervolle Entführung, ein ſtiller Sonntagmorgen, geheimnißvolle Dämmerung, am Himmel düſtere Regenwolken, welche ſchauerlich von einem dunkelrothen Morgenſchein abſtachen. Laura lag lange in den Armen der weinenden Mutter, bis Köchin Suſanne zum Aufbruch drängte, dann ſchlüpfte ſie aus dem Haus auf die Straße, wo der Doctor ſie erwartete, und eilte neben ihm zu dem Wagen. Denn der Wagen war jenſeit der Ecke an einen einſamen Platz beſtellt, nicht vor das Haus, darauf hatte Laura beſtanden. Es war eine wundervolle Entführung, ein beſcheidener und wackerer Reiſegenoſſe, das Haus der geliebten Freundin als Reiſeziel, zuletzt eine große Ledertaſche mit kaltem Braten und anderem Vorrath, welchen Frau Hahn ſelbſt in den Wagen trug, um ihren Sohn und Laura noch einmal zu küſſen und mit Thränen zu ſegnen.

Aber, um in der Sprache des abweſenden Herrn Hummel zu reden, wenn unſer Herrgott im Kutſchwagen fährt, ſitzt der Teufel auf der Pechbüchſe. Hier ſetzte ſich der Teufel auf den kalten Braten. Speihahn nämlich hatte in den letzten Tagen ſein vereinſamtes Daſein ſchwer ertragen. Seit der Abreiſe des gelehrten Oberſtocks war er immer mißvergnügt geweſen, ſeit vollends der Hausherr verſchwunden war, fehlte ſeinem Leben die Anerkennung, welche auch ein Böſewicht ungern entbehrt. Heut ſah er mit kaltem Blinzen, wie Laura um die trauernde Mutter ſchwebte, er ſah mit einem Schielblick die heftigen Bewegungen der Köchin Suſanne, welche den großen Reiſekoffer zum Wagen trug, dann trollte er auf die Straße, um dort ſeinem Haß gegen das Nachbarhaus Ausdruck zu geben. Als aber Frau Hahn mit der Ledertaſche zum Wagen eilte, merkte er ein Unheil und war bei der Hand. Er ſchlich der Nachbarin nach, und während dieſe auf den Wagentritt ſtieg, um ihren Fritz vor der rauhen Morgenluft zu warnen und

Laura noch einmal zu küſſen, benutzte Speihahn den Futterſack, welchen der Kutſcher an die Vorderräder geſtellt hatte, ſprang hinauf und fuhr unter die Lederſchürze des Kutſchers, entſchloſſen, ſeine Zeit zu erwarten. Der Kutſcher ſetzte ſich, fühlte mit ſeinem Fuß an das zweideutige Weſen, er nahm an, daß der Hund zur Reiſegeſellſchaft gehöre, hob unternehmend ſeine Peitſche und ſetzte den Entführungswagen in Bewegung. Noch ein Blick und Zuruf an die Mutter, und die waghalſige Fahrt begann.

Laura's Seele bebte unter dem Druck der leidenſchaftlichen Gefühle, welche die langerſehnte und gefürchtete Stunde hervorrief. Die Häuſer der Stadt entſchwanden, die Pappeln der Landſtraße tanzten vorüber. Sie ſah ängſtlich auf ihren Fritz und faßte mit den Fingerſpitzen ſeine Hand. Fritz lachte und drückte die Hand kräftig.

An ſeinem Muth richtete ſie ſich ein wenig auf. Sie ſah ihm zärtlich in das treue Geſicht. „Der Morgen iſt kühl," begann Fritz, „erlauben Sie, daß ich Ihnen den Mantel ſchließe."

„Mir iſt ſehr wohl," verſetzte Laura, und fuhr mit der zitternden Hand aus dem Mantel, um ſich wieder mit ihren Fingerſpitzen an dem Geliebten zu halten."

So ſaßen ſie ſchweigend nebeneinander, die Sonne guckte verſchämt aus ihrer rothen Gardine hervor und lachte Laura an, daß dieſe die Augen ſchloß. Ihr ganzes Kinderleben flog in flüchtigen Bildern an ihr vorüber. Zuletzt die bedeutſamen Worte, welche ſie bei den jüngſten Beſuchen von ihren Freundinnen gehört. Die Pathe hatte zu ihr geſagt: komm bald wieder, Kind. Laura hatte bewegt gefühlt, daß das Wiederſehen in einer unabſehbaren Ferne lag. Ihre Gevatterin hatte herzlich gefragt: wann ſehen wir uns wieder? In Laura klang rührend als Echo: wer weiß, wann. Rings um ſie aber regte ſich der junge Tag, ein Taubenſchwarm flog über das Feld, ein Haſe rannte längs dem Wege wie zum Wettlauf,

ein prächtiges Büschel blauer Blumen ſtand am Grabenrand, rund umher glänzten die rothen Dächer aus dem Kranz der Obſtbäume, Alles auf der Erde hoffnungsgrün, blühend und wogend im Morgenwind. Landleute kamen ihnen entgegen, welche nach der Stadt zogen, ein Bäuerlein ſaß auf ſeinem Wagen, der Rauch aus ſeiner Pfeife wirbelte luſtig in der Luft, er nickte zu Laura Guten Morgen, und Laura hielt ihre freie Hand hinaus, als wollte ſie der ganzen Mitwelt einen Gruß ſenden. Mit ihrem kleinen Wagen kam die Milchfrau, welche an der Straßenecke feilbot, auch dieſe grüßte: „Guten Morgen, Fräulein.“ Laura fuhr zurück und ſah Fritz erſchrocken an: „Sie hat uns erkannt.“

„Kein Zweifel,“ verſetzte der Doctor luſtig.

„Sie iſt geſchwätzig, Fritz, ſie kann's nicht verſchweigen, ſie erzählt's allen Dienſtmädchen unſerer Straße, das wir zuſammen dieſen Weg gefahren ſind. Mir wird angſt, Fritz.“

„Wir fahren ſpazieren,“ verſetzte der Doctor triumphirend, „wir fahren zum Beſuch bei irgend Jemandem, wir ſollen auf dem Lande mit einander Pathen ſtehen, machen Sie ſich um dieſe Kleinigkeit keine Sorge.“

„Bei dem Pathenſtehen fing's an, Fritz,“ verſetzte Laura beruhigt. „Die Katzenpfoten haben Alles verſchuldet.“

„Ich weiß nicht,“ verſetzte Fritz ſchlau, „ob das Unglück nicht ſchon weit früher anfing. Sie waren noch ein kleines Mädchen, da erhielt ich ſchon einen Kuß.“

„Davon weiß ich nichts,“ ſagte Laura.

„Es war um einen Korb bunter Bohnen, den ich Ihnen aus unſerm Garten brachte. Ich forderte den Kuß. Sie ließen ſich den Preis gefallen, aber Sie fuhren ſich gleich darauf mit der Hand über den Mund. Sie gefielen mir ſeit damals beſſer als alle Andern.“

„Sprechen wir nicht von ſolchen Dingen, Fritz,“ ſagte Laura ängſtlich, „meine Erinnerungen aus der Urzeit ſind nicht alle ſo harmlos.“

„Ich bin immer kurz gehalten worden," rief Fritz trotzig, „auch heut. Es ist eine Schande. Das kann nicht so fortgehen, es wird ein ernstes Aussprechen darüber vor Allem nöthig. Wenn man zusammen reist wie wir beide, will sich nicht schicken, daß man das steife Sie gegen einander gebraucht."

Laura sah ihn vorwurfsvoll an. „Heut nicht," sagte sie leise.

„Das hilft nun nichts," rief Fritz unternehmend. „Ich lasse mich nicht länger als Fremden behandeln. Erst einmal habe ich das ehrliche Du gehört, und dann nicht wieder. Mir thut es weh."

Das war nun Laura leid. „Aber nur, wenn wir ganz allein sind," bat sie.

„Ich schlage Brüderschaft vor," fuhr Fritz ungerührt fort, „ein für allemal, man verspricht sich sonst nur und es giebt Verwirrung." Er bot ihr seine Hand, die sie ein wenig schüttelte, dabei machte sich's, daß seine Wange der ihren nahe kam, und ehe sie sich's versah, fühlte sie einen Kuß auf ihren Lippen.

Sie sah ihn zärtlich an, aber gleich darauf fuhr sie zurück und drückte sich in ihre Wagenecke. Fritz war heut weit anders als sonst, er sah unternehmend und trotzig aus. Zu Hause war er immer bescheiden gewesen, Laura hatte bei sich schon mehr als einmal an die Brüderschaft gedacht; „wenn zwei Menschen so mit ganzer Seele einander gehören, sollen sie sich das auch sagen," hatte sie in ihr Buch geschrieben. Jetzt machte er wenig Umstände. Er legte sich kühn aus dem Wagen. Wenn Reisende entgegenkamen, beugte er sich gar nicht zurück wie sie seit der Milchfrau, sondern sah herausfordernd auf die Leute und grüßte zuerst. „Ich muß von den Indern anfangen," dachte sie, „damit ich ihn auf andere Gedanken bringe." Sie frug ihn nach dem Inhalt der Veda.

„Heut kann ich mich gar nicht darauf besinnen," rief

Fritz ausgelaſſen. „Mir iſt ſo glücklich zu Muth, daß ich nicht an die alten Bücher denken mag. Sie haben vier Abtheilungen, in jeder finde ich nur einen Gedanken: Laura, das geliebte Mädchen, wird mein. Ich möchte im Wagen tanzen vor Freude.“ Und er hüpfte auf ſeinem Sitz in die Höhe, wie ein kleiner Junge.

Fürchterlich war Fritz verwandelt, ſie kannte ihn nicht wieder, ſie entzog ihm ihre Hand, wickelte ſich in ihr Tuch und ſah ihn mißtrauiſch von der Seite an.

„Der Himmel hüllt ſich in Wolken,“ ſagte ſie mit trüben Ahnungen.

„Oben drüber ſcheint die Sonne,“ verſetzte Fritz behaglich, „ſie kommt in wenig Augenblicken wieder hervor. Ich ſchlage vor, die große Ledertaſche zu unterſuchen, welche die Mutter mitgegeben hat, ich hoffe, es iſt etwas Gutes darin.“

Die Proſa der Familie Hahn verrieth ſich. Laura ſah mit geheimem Kummer, wie eifrig der Doctor in der Taſche kramte. Indeß auch ſie hatte in der Aufregung wenig des Frühſtücks gedacht, und als Fritz ihr den Inhalt bot, ſtreckte ſie doch die kleine Hand darnach aus, und beide aßen herzhaft.

Der Platz neben dem Kutſcher verdunkelte ſich, ein unförmlicher Kopf fuhr um das Fenſter, ein mißtönendes Knurren wurde im Wagen gehört. Laura wies erſchrocken auf den Kopf. „Wehe uns, da iſt wieder der Hund.“ Auch der Doctor ſah zornig auf die feindliche Geſtalt. „Wir jagen ihn hinunter,“ rief Laura, „er mag nach Hauſe laufen.“

„Er findet ſich ſchwerlich nach Hauſe,“ verſetzte der Doctor bedenklich, „was wird dein Vater ſagen, wenn er ihm verloren geht?“

„Er war der Feind meines Lebens,“ rief Laura empört, „und jetzt ſollen wir ihn in die Welt mitnehmen? Das iſt unerträglich, das iſt eine ſchlimme Vorbedeutung, Fritz.“

„Vielleicht begegnet uns ein Wagen, der ihn zurücknimmt,“

tröſtete der Doctor. „Unterdeß kann er nicht verhungern.“ Er reichte ihm trotz des Abſcheues, den er ihm redlich gönnte, ein Frühſtück hinaus, der Hund verſchwand wieder unter der Wagendecke.

Laura aber blieb verſtört. „Fritz, lieber Fritz,“ rief ſie plötzlich, „laſſen Sie mich allein.“

Der Doctor ſah erſtaunt zu ihr hinüber. „Das „Sie“ war ein orthographiſcher Fehler und muß gebüßt werden.“ Er näherte ſich wieder ihrem Munde. Laura fuhr zurück. „Wenn Sie mich lieben, Fritz, ſo laſſen Sie mich jetzt allein,“ rief ſie händeringend.

„Wie kann ich das?“ frug Fritz, „wir fahren ja miteinander in die Welt.“

„Setze dich zum Kutſcher auf den Bock,“ bat Laura flehentlich. Sie ſah ſo ernſt und gedrückt aus, daß Fritz gehorſam halten ließ, aus dem Wagen ſtieg und zum Kutſcher hinaufkletterte. Laura holte tief Athem, ſie wurde ruhiger. Ihr Wort hatte Einfluß auf ihn. Wie wild er auch war, er that doch Manches nach ihrem Gefallen. Sie ſaß allein, ihre Gedanken flogen wieder muthiger in das Land hinaus. Der Doctor wandte ſich häufig um, klopfte an das Fenſter und frug, wie es ihr gehe. Er war doch ſehr zartfühlend und liebevoll um ſie beſorgt.

„Auf mir liegt die ganze Verantwortung für ſeine Geſundheit,“ dachte ſie; „was bis jetzt ſeine liebe Mutter für ihn gethan, das wird meine Pflicht. Eine ſüße Pflicht, geliebter Fritz. Vor Nachtarbeiten werde ich ihn hüten, denn ſeine Geſundheit iſt zart, und alle Tage führe ich ihn ſpazieren, auch bei rauhem Wetter, damit er ſich daran gewöhnt.“ Sie ſah zum Wagen hinaus, der Wind ſchüttelte die Baumblätter, ſie klopfte von innen an das Fenſter. „Fritz, es iſt windig, Sie haben keinen Shawl um.“

„Ich ſoll ja keinen umhaben,“ rief der Doctor von außen, „dieſe Verweichlichung wird nicht mehr geſtattet.“

„Ich bitte, Fritz, ſeien Sie kein Kind, nehmen Sie ihn um, Sie werden ſich ſicher erkälten.“

„Mit „Sie“ nehme ich ihn nun gar nicht.“

„Nimm ihn, Herzensfritz, ich beſchwöre dich,“ flehte Laura.

„Das klingt anders,“ ſagte Fritz. Das Fenſter wurde geöffnet, der Shawl wanderte hinaus.

„Er iſt eiſenfeſt,“ ſagte Laura, ſich wieder auf ihrem Sitz zurecht rückend. „Wie gefällig er ausſieht, er weiß ſehr genau was er will, und er wird mir nicht nachgeben, wo ſeine Ueberzeugung ihm das nicht erlaubt. Das iſt auch gut ſo, denn ich merke, ich bin immer noch ein kindiſches Ding und der Vater hat recht, ich brauche einen Gatten, der ruhiger in die Welt ſieht als ich.“

Es fing an zu regnen. Der Kutſcher zog ſeinen Mantel hervor, Fritz breitete ſeine Decke aus und hüllte ſich hinein. Ihr wurde angſt um den Fritz, wieder klopfte ſie an das Fenſter. „Es regnet, Fritz.“ Das konnte der Doctor nicht leugnen. „Kommen Sie herein, Sie werden naß und erkälten ſich.“

Der Wagen hielt, Fritz kletterte wieder gehorſam in das Innere, Laura wiſchte die kleinen Tropfen auf dem Haar ſeiner Decke mit ihrem Taſchentuch ab.

„Viermal „Sie“ geſagt,“ begann Fritz ſtrafend. „Wenn das ſo fortgeht, wirſt du eine große Rechnung zahlen.“

„Sei ernſthaft,“ bat Laura, „mir iſt feierlich zu Muth: ich denke an unſere Zukunft. Ich will darauf ſinnen Tag und Nacht, Geliebter, daß du die Mutter nicht entbehrſt. Deine liebe Mutter hat dir bis jetzt den Kaffee hinaufgetragen, das iſt ungemüthlich, du kommſt zu mir herüber und nimmſt dein Frühſtück mit mir ein. Dieſe halbe Stunde muß mir Indien abtreten. Um zehn Uhr ſchlage ich dir ein Ei und ſchicke es dir hinüber, am Mittag kommſt du wieder zu mir herüber, ich ſorge für gute Küche, wir leben einfach, wie wir beide gewohnt ſind, aber kräftig. Dann erzählſt du mir ſchnell etwas aus deinen Büchern, damit ich weiß, was mein

Mann treibt, denn dies ist das Recht der Frau. Am Nachmittag treffen wir uns auf der Straße."

„Wie so?" frug Fritz, „herüber, hinüber und auf der Straße, wir wohnen ja doch zusammen."

Laura sah ihn mit großen Augen an, langsam überzog die Röthe ihr Gesicht bis an die Schläfe.

„Wir können als Mann und Frau doch nicht in verschiedenen Häusern wohnen?"

Laura hielt die Hand vor die Augen und schwieg. Da sie nicht antwortete, zog ihr Fritz leise die Hand vom Gesicht, große Thränen liefen von ihrer Wange herab. „Meine Mutter," weinte sie leise. So rührend war der Ausdruck ihres Wehes, daß Fritz mitfühlend sagte: „Gräme dich nicht drum, Laura, wir wohnen, wie du willst, und wir leben ganz, wie dir's recht ist." Aber auch die freundlichen Worte vermochten das arme Herz nicht zu trösten, um welches sich die mädchenhafte Angst vor der Zukunft legte. Der bunte Nebel war zerflossen, mit welchem ihre kindliche Phantasie sich das freie Leben in der Nähe des Geliebten verhüllt hatte.

Sie saß schweigend und finster.

Der Kutscher hielt vor einer Dorfherberge, seine Pferde und sich selbst zu erquicken. Die junge Wirthin stand, ihr Kind auf dem Arm, in der Thür, sie trat an den Wagen und lud artig ein abzusteigen. Laura sah unsicher den Doctor an, er winkte, der Wagenschlag wurde geöffnet, Laura setzte sich vor der Thür auf eine Bank und that, um die Sicherheit einer Reisenden zu erweisen, Familienfragen an die junge Frau. Die Frau antwortete zutraulich: „Es ist das erste Kind, wir sind erst seit zwei Jahren verheirathet. Um Vergebung, Sie sind auch junge Eheleute?" Laura erhob sich schnell, wieder glühte ihre Wange feuriger als die aufgehende Sonne, während sie ein leises Nein erwiederte.

„Na, dann sicher Brautleute," sagte die Frau, „das sieht man auf zehn Schritt."

„Woran wollen Sie das erkennen?“ frug Laura, ohne die Augen aufzuſchlagen.

„Man hat ſo ſeine Zeichen,“ verſetzte die Frau, „wie Sie nach dem Herrn ausſchauten, das war deutlich genug.“

„Getroffen!“ rief der Doctor glücklich, aber auch ihm war die Wange etwas geröthet. Laura wandte ſich ab und kämpfte um Faſſung. Das Geheimniß ihrer Reiſe lag offen vor Jedermanns Blick. In der Stadt wußten ſie es, auf dem Dorfe ſprachen ſie davon. Sie war Braut geworden durch fremde Zungen. Die Eltern hatten ihr nicht die Hand in die des Geliebten gelegt, keine ihrer Freundinnen hatte ihr Glück gewünſcht, jetzt kam die Fremde auf der Landſtraße und ſagte ihr auf den Kopf zu, was ſie war. „Hätte die Frau erſt Alles gewußt, daß ich von Fritz Hahn heimlich entführt bin ohne Verlobung und ohne Brautſtand, welches Geſicht würde ſie gemacht haben?“ Laura rang unter dem Mantel die Hände, ſie ſtieg in den Wagen, bevor der Kutſcher die Krippe wegſetzte, und wieder rannen ihr die Thränen aus den Augen. Der Doctor, welcher von dieſer Stimmung nichts ahnte, wollte einſteigen. „Bitte,“ rief Laura außer ſich, ſetzen Sie ſich zum Kutſcher, mir iſt ſehr traurig zu Muthe.“

„Weßhalb?“ frug Fritz leiſe.

„Ich habe ein frevelhaftes Spiel getrieben,“ rief Laura, „Fritz, ich möchte wieder umkehren. Was wird die Frau von mir denken? Sie hat recht gut geſehen, daß wir nicht verlobt ſind.“

„Sind wir's denn nicht?“ frug der Doctor verwundert, „ich betrachte mich entſchieden als Bräutigam, und die Freunde, zu denen wir reiſen, werden die Sache genau ſo anſehen.“

„Ich beſchwöre Sie, Fritz, laſſen Sie mich nur jetzt allein; was ich fühle, kann ich keiner Menſchenſeele geſtehen; bin ich ruhiger, ſo werde ich klopfen.“

Fritz kletterte wieder auf den Kutſcherbock. Laura verlebte in der Einſamkeit ihres Wagens eine traurige Stunde.

Sie fühlte etwas Fremdes an ihrem Mantel, sah erschreckt auf den leeren Sitz und fuhr zurück, neben ihr saß der Dämon, der Feind ihres Lebens, der rothe Hund. Er stemmte seine Vorderbeine breit auseinander und hob seinen Schnurrbart hoch in die Luft, als wollte er sagen: Jetzt entführe ich. Der Doctor ist auf den Bock gesetzt, und ich, der alte Händelmacher, der Menschenfeind, ich, der an vielem Schmerz der Dichterseele neben mir schuld ist, der in ihrem Tagebuch durch Vers und Prosa verwünscht wurde, ich, die gemeine und unwürdige Wirklichkeit, welche vor ihren Füßen lag, ich sitze hier neben der Entführten, ein düsteres Bild ihres Schicksals, Gespenst ihrer Jugend und böses Omen für ihre künftigen Tage, ich lagere an der Stelle, wo ihre kindische Poesie lange einen Andern hinträumte und ich höhne ihre Thränen und ihre Noth. Er leckte seinen Bart und blickte unter seinen langen Haaren verächtlich auf sie. Und Laura pochte an das Fenster, um selbst den Wagen zu verlassen und sich auch auf den Bock zu setzen.

Unterdeß saßen die Mütter sorgenvoll in den feindlichen Häusern. Seit die Tochter abgereist war, zagte Frau Hummel vor dem Zorn ihres Gatten. Von Laura wußte sie, daß ihr Mann gegen die Reise nach Bielstein nichts hatte und sich nur unwissend stellte, um sein trotziges Wesen gegen die Nachbarn zu behaupten. Aber was dahinter lag, ahnte er nicht; wenn zur Entscheidung kam, was nun mit Laura und dem Doctor werden sollte, war von ihm noch Alles zu fürchten. Frau Hummel hatte die Reise befördert, um den Hausthrannen zur Einwilligung zu zwingen, jetzt wurde sie mißtrauisch gegen ihre eigene Klugheit. In ihrer Noth warf sie die Mantille über ihr Morgenkleid und eilte aus dem Hause, um bei der Nachbarin Trost zu holen.

Das Herz der Frau Hahn war durch ähnliche Sorgen bewegt, auch sie war bereit, im Morgenkleid und Mantille bei

Frau Hummel vorzusprechen. Die Frauen trafen außerhalb der Häuser zusammen, ein Austausch mütterlicher Sorgen begann. Sie benützten den neutralen Boden, der zwischen den feindlichen Gebieten lag, zu leisem Wechselverkehr und vergaßen darüber, daß sie auf der Straße standen. Die Glocken läuteten, die Kirchgänger kehrten nach Hause, immer noch standen sie bei einander und sorgten um Vergangenes und Künftiges. Da näherte sich ihnen in gewähltem Gewande der Mime. Schon von weitem machte er eine dramatische Handbewegung, welche angelegentlichen Gruß ausdrückte. Heut sah Frau Hummel mit Sorge auf den geschätzten Gast, sie fürchtete seine Vermuthungen und noch mehr die scharfe Zunge. Das Gesicht des Künstlers glänzte vor Freude, und seine Bewegungen wurden gefühlvoll. „Welche Ueberraschung," rief er im Ton eines warmherzigen Onkels, „welche anmuthige Ueberraschung! Der alte Streit ist abgethan, Blumengewinde ziehen sich von einem Hause zum andern, was der Zwist der Väter verschuldet, sühnt die Liebe der Kinder. Aus warmem Herzen bringe ich meinen Glückwunsch dar."

„Wie meinen Sie das?" frug Frau Hummel betroffen, „und was bedeuten Ihre Worte?"

„Entführung," rief der Mime und hob seine Hand zum Segen.

Die beiden Mütter sahen einander erschrocken an. „Ich muß Sie bitten, bei Ihren Ausdrücken mehr die wirklichen Verhältnisse zu berücksichtigen," versetzte Frau Hummel, sich an den letzten Trümmern ihres Stolzes aufrichtend.

„Entführung," rief der Mime wieder triumphirend. „Ganz dem Humor dieses Hauses angemessen, es ist ein Meisterstreich."

„Daß Sie uns nicht beleidigen wollen," rief Frau Hummel wieder, „nehme ich im Vertrauen auf alte Freundschaft an. Aber ich muß Sie im Ernst bitten, Ihre Ausdrücke besser zu wählen."

Der Mime erstaunte über den Widerstand seiner Gönnerin. „Ich wiederhole nur, was mir soeben die Stadtpost gemeldet hat.“ Er zog ein zierliches Billet aus seinem Rock. „Ich bitte die verehrten Damen sich selbst davon zu überzeugen.“ Er wies das Billet hin und las mit lauter Stimme auf der Straße vor: „Die Verlobung des Doctor Fritz Hahn mit meiner Tochter Laura und die heut morgen in's Werk gesetzte Entführung desselben aus seinem elterlichen Hause zeige ich ergebenst an. Hummel. — Dies entspricht ganz dem Charakter unseres launigen Freundes.“

Noch standen die Frauen fassungslos, da rauschte ein seidenes Kleid von den Granitplatten heran, eilig kam die Frau Pathe, ihr Gesangbuch in der Hand, und rief schon von weitem: „Was muß man erleben, ihr bösen Leute! Ist es recht, daß die Hausfreunde erst in der Kirche vom Prediger erfahren müssen, was hier vorgeht?“

„Was meinen Sie?“ riefen beide Frauen völlig verwirrt.

„Daß Ihre Kinder heut in der Kirche aufgeboten sind, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Es gab ein allgemeines Erstaunen, und wie unfreundlich Sie auch gegen uns gehandelt haben, daß Sie ein Geheimniß daraus machten, es war bei allen Bekannten eine innige Freude. Jetzt ist die ganze Stadt voll davon.“

Ohne ein Wort zu reden, flogen die beiden Mütter einander in die Arme. Mitten auf dem Fahrweg der Parkstraße, welche früher Thalgasse hieß, grade zwischen den beiden Hausthüren, genau zwischen den beiden Gitterzäunen. Der Mime stand gerührt daneben und bewegte den Arm nach der Brusttasche, und die Frau Pathe faltete die Hände.

Auch denen vom Gut war es ein unruhiger Sonntag. Während der letzten Nacht war in den Bergen ein Wolkenbruch niedergestürzt, und eine wilde Fluth wälzte sich über dem Wasserpfade dahin, den sonst der Bach zwischen Wiesen durch-

lief. Die älteſten Leute erinnerten ſich nicht ſolches Wogendrangs, der Bach war ohnedies hoch angeſchwollen ſeit dem Regen der letzten Wochen, jetzt brauſte und donnerte er durch das enge Thal zwiſchen dem Stein und der Berglehne und übergoß die Felder, wo ihm nicht ſteiles Land und Fels trotzten. Jäh und zornig ſchoß das Waſſer durch die Enge, es ſprudelte über den Felsblöcken und um die Köpfe der Weiden. Auf ſeiner Oberfläche trug es gemähtes Gras der Wieſen, alte Rohrſtengel, abgeriſſene Baumäſte, aber auch Trümmer von Menſchenwohnungen, die weiter oben von der Fluth erreicht waren. Die Leute vom Gute ſtanden an der Hecke des Obſtgartens, ſahen ſchweigend nach dem Strom hinab und nach den Trümmern zerſtörten Lebens, die er auf ſeinem Rücken dahintrug. Kam etwas angeſchwommen, was von Menſchenhand gemacht war, ein Reiſigbündel, ein Brett, eine Hausthür, dann ging ein Summen durch die Zuſchauer. Aber die Kinder liefen geſchäftig am Waſſerrand entlang und zogen mit Stangen an ſich, was ſie zu erreichen vermochten. Sie erhoben lautes Geſchrei, als von fern ein lebendes Thier heranſchwamm, es war ein Zicklein, das auf dem Bretterdach ſeines Stalles ſtand. Als das Kleine die Menſchen ſah, ſchrie es kläglich und bat um Rettung. Hans legte einen Brunnenhaken aus und faßte das Brett, das Zicklein ſprang an das Land, wurde von den Kindern im großen Zuge nach dem Hofe geführt und dort gefüttert.

Ilſe ſtand an dem neuen Steg zu der Grotte. Vor wenig Wochen war er gebaut, jetzt drohte auch ihm die Zerſtörung. Schon neigten ſich die Stützen zur Seite. Die Gewalt des Waſſers arbeitete an den niedrigen Enden und lockerte die Klammern. Um den vorſpringenden Fuß des Felſens, welcher die Grotte wölbte, wirbelten die Waſſerblasen, die Gewalt des Staues zog tiefe Furchen in der Fluth.

„Dort läuft Jemand vom Berge,“ riefen die Gutsleute. Um die Grotte kam eilig ein Mädchen, ein großes Tuch um

frischgemähetem Berggras auf dem Rücken, ängstlich hielt sie auf der Felsplatte an und zagte über den gebogenen Steg zu gehen.

„Es ist die Anna des armen Benz," rief Ilse, „sie darf nicht drüben in der Wildniß bleiben, wirf deine Last ab, frisch Anna, schnell herüber." Das Mädchen kam flüchtig über den Steg. „Sie soll die letzte sein," befahl Ilse, „keines von euch betritt das Holz, es hält den Andrang nicht mehr lange aus."

Der Landwirth kam herzu. „Die Fluth verläuft noch diese Nacht, wenn nicht neuer Regen fällt, aber des Schadens, den sie thut, werden die Leute lange gedenken. Unten um Rossau sieht's noch ärger aus, das Wasser übergießt die Felder, Hummel ist hinabgeeilt, er sorgt um die Brücke und den Weg, den seine Tochter kommen soll. In unserm Dorf tritt das Wasser in die Stuben der letzten Häuser, die Leute schicken sich an, nach unserm Hofe zu räumen. Geht hinab zu helfen," befahl er den Gutsleuten, und halblaut fuhr er zu seiner Tochter fort: „Der Prinz ist nach dem Dorf gegangen, dort den Schaden zu betrachten, er will dich sprechen, ist dir's recht ihn jetzt zu sehen?"

„Ich bin bereit," sagte Ilse.

Sie ging mit dem Vater längs der Hecke dem Dorfe zu, dort stieg sie zu dem Friedhof hinauf. „Ich bleibe in der Nähe; wenn der Prinz zurückkommt, laß mich rufen."

Sie stand an dem Mauerrand und sah hinüber nach dem Grabe ihrer lieben Mutter und vor sich auf die Stelle, wo der alte Pfarrer neben seiner Frau ruhte. Die Aeste der beiden Bäume, welche sie daneben gepflanzt, hingen ihr über das Haupt. Sie dachte, wie gern ihr alter Freund darüber gesprochen, daß es in der großen Welt im Ganzen genau so sei, wie in seinem Dorfe, Natur und Leidenschaften der Menschen überall gleich, und daß man in dem kleinen Thal dasselbe erleben könne, wie im Getümmel der Gewaltigen.

„Hier ist mein Vater der Herr," dachte sie, „und wir

die Herrenkinder, die Leute ſind gewöhnt, uns zu gehorchen, und ſich ebenſo freundlich um uns zu kümmern, wie wir um jene dort im Lande. Ihre Kinder könnten auch erleben, wenn ein arggeſinnter Wirth auf dem Stein wohnte, was Andere erfahren mußten. Aber ſie dürfen ihr Recht ſuchen und ſie finden Schutz zu jeder Stunde.

„Wie wird er, der ſtolze Mann, ertragen, daß ſein Weib nicht Recht findet und nicht den Schutz einer ſtärkeren Macht gegen die Kränkung, die man ihr angethan und ihm? — Wir ſollen wohlthun unſern Beleidigern. Wenn der böſe Herr aus dem Lande jetzt zu mir käme, krank und hülflos, darf ich ihn aufnehmen in meinem Hauſe, und darf ich mich an ſein Lager ſetzen, obgleich ſolcher Liebesbeweis mir auf's Neue verderblich wird? Ich habe einen weißen Mantel getragen; den Schmutzfleck, den er darauf geworfen, ſehe ich jede Stunde, und keine Thräne wäſcht ihn weg. Er hat mir meinen reinen Mantel genommen, ſoll ich ihm, wenn er heiſcht, auch noch meinen Rock geben? Hohes, ehrwürdiges Gebot, das der todte Freund mich lehrte, ich ſtehe erſchrocken vor dir. Denn es iſt ein Streit der Pflichten, und der Gedanke an meinen Felix ſagt mir Nein.

„Ich bin fertig auch mit dem Erbprinzen, wie ſchuldlos er iſt. Ich weiß, er hat ſich einſt den Zuſpruch der einfachen Frau mit warmem Herzen begehrt, und meine Eitelkeit hat mir oft geſagt, daß ich ihm werth bin als eine gute Freundin in ſeinem vornehmen, einſamen Leben. Furchtbar habe ich gebüßt für dieſen eitlen Stolz. Auch er iſt mir von jetzt ab ein Fremder. Was kann er noch von mir wollen? Ich ahne, daß er grade ſo denkt wie ich, er will nichts, als Abſchied nehmen auf immer. Wohl, ich bin dazu gerüſtet."

Den Fußpfad vom Dorfe kam der Erbprinz herauf, Ilſe blieb an der Kirchhofmauer ſtehen und neigte ſich ruhig ſeinem Gruß. „Nach der Reſidenz habe ich den Wunſch geſandt, mit meinem Vetter eine größere Reiſe zu machen," be-

gann der Prinz, „ich hoffe, meine Bitte wird gewährt. Darum wollte ich auch Ihnen ein Lebewohl ſagen.“

„Ich habe Ew. Hoheit ſo beurtheilt, wie jetzt Ihre Rede Sie mir zeigt,“ antwortete Ilſe.

„Mir wurde in der Stadt wenig Gelegenheit Sie zu ſprechen,“ fuhr der Erbprinz ſchüchtern fort, „mir würde wehe thun, wenn Sie mich des Undanks oder kalter Geſinnung für fähig hielten.“

„Ich kenne jetzt den Beweggrund, der Ew. Hoheit fern gehalten hat,“ verſetzte Ilſe vor ſich hinſehend, „und ich bin dankbar für die gute Meinung.“

„Heut will ich Ihnen zugleich für Ihren Gemahl ſagen,“ fuhr der Prinz fort, „daß ich darüber arbeite für meine Zukunft nützlich zu machen, was ich in Ihrer Nähe gelernt. Ich weiß, daß dies der einzige Dank iſt, den ich Ihnen noch abſtatten darf. Wenn Sie einſt hören, daß man mit mir zufrieden iſt, dann denken Sie, gnädige Frau, in der Stille daran, daß ich vor Allem Ihrem Hauſe die Stärkung meines Rechtsgefühls verdanke, ein unbefangenes Urtheil über den Werth der Menſchen und ein höheres Maaß für die Pflichten eines Mannes, der das Wohl Vieler beſorgen ſoll. Ich mühe mich, der Theilnahme, die Sie mir ſchenkten, nicht ganz unwerth zu ſein. Erfahren Sie von Andern, daß mir dies gelang, dann denken Sie an mich ohne Abneigung.“

Ilſe ſah ihm in das aufgeregte Geſicht, es waren die ſanften ehrlichen Züge, die ſie ſo oft mit ängſtlichem Antheil geſchaut; ſie ſah, wie tief er fühlte, daß etwas Fremdes zwiſchen ihn und ſie getreten war, und ſie ſah, wie beſcheiden er ſie zu ſchonen wußte. Dennoch ermaß ſie nicht die ganze Gewalt des Schmerzes, welchen der junge Mann darum in ſich trug, weil ihm der Vater die Poeſie ſeiner Jugend geſtört hatte. Sie ahnte nicht, daß die Strafe, welche dem Vater Geſetz und Urtheil der Menſchen nicht auflegen konnten, an der ſchuldloſen Seele des Sohnes vollzogen wurde. Was ihr der Vater

zu Leide gethan, das verdarb ſeinem Kind das glücklichſte Gefühl des jungen Lebens, die zarte Freundſchaft zu der Frau, an der er mit ſchwärmeriſcher Neigung hing. Aber die warmherzige Ilſe erkannte den wackeren Sinn des Mannes, der ihr gegenüberſtand, ihre vorſichtige Zurückhaltung ſchwand, und mit der alten Offenheit ſagte ſie zu ihm: „Man ſoll nicht ungerecht ſein gegen Unſchuldige, und in ſeinem Herzen nicht untreu werden gegen Solche, deren Vertrauen man gehabt hat, wie ich das Ihre. Was ich Ew. Hoheit jetzt wünſche, das iſt ein Freund; ich habe wohl geſehen, daß er Ihrem Leben fehlt, und ich habe gemerkt, wie ſchwer man ſich vor niedriger Schätzung der Menſchen bewahrt, wenn man nur immer von Dienern umgeben iſt.“

An den freundlichen Worten Ilſe's brach die mühſam behauptete Faſſung des Prinzen. „Ein Freund für mich?“ frug er bitter. „Mich hat das Unglück früh in die Lehre genommen, mir iſt's vergällt, Freundſchaft zu ſuchen und mich daran zu freuen. Ueber die Liebe, die ich gefühlt, iſt ein Gift gegoſſen. Verzeihen Sie,“ unterbrach er ſich, „ich bin ſo gewöhnt Ihnen zu klagen und bei Ihnen Troſt zu ſuchen, daß ich mich ſelbſt jetzt nicht enthalte von mir zu ſprechen, obgleich ich weiß, daß ich das Recht dazu verloren.“

„Arme Hoheit!“ rief Ilſe, „wie wollen Sie für das Wohl Anderer ſorgen, wenn Ihr eigenes Leben leer iſt an Licht? Wenn ich für Ew. Hoheit Zukunft ein Glück erſehne, ſo meine ich als Frau die Freundſchaft im Hauſe, eine Seele, die Sie verſteht, eine Gattin, welche auch eine Freundin Ihrer Gedanken iſt.“

Der Prinz wandte ſich zur Seite, ihr das Weh zu verbergen, das er bei dieſer Rede empfand. Ilſe ſah ihn traurig an, ſie war noch einmal die gute Beratherin von ſonſt geworden.

Um die Mauer des Kirchhofs ſchlich ein Bettelweib heran. „Darf ich heut bitten?“ begann eine heiſere Stimme in Ilſe's

Rücken, „iſt's nicht der Vater, ſo iſt's doch der Sohn.“ Ilſe wandte ſich um, wieder ſah ſie in die hohlen Augen der Landfahrerin und rief entſetzt: „Hinweg von hier!“

„Die Frau kann mich nicht mehr fortſcheuchen,“ ſagte die Fremde niederkauernd, „denn ich bin müde und meine Kraft iſt am Ende.“ Man ſah, daß ſie Wahrheit ſprach.

„Die Reiter haben mich gejagt von einem Grenzpfahl zum andern. Wenn die Uebrigen kein Mitleid haben, die Frau vom Steine ſollte nicht ſo hartherzig ſein, denn zwiſchen der Bettlerin und ihr iſt alte Kameradſchaft. Auch ich habe einmal mit den Vornehmen verkehrt, ich habe ſie verlaſſen und doch hingen meine Träume immer über den goldenen Häuſern. Wer den Zauberſaft getrunken hat, wird die Erinnerung nicht los. Sie hat mich wieder in dieſes Land getrieben und wieder, ich habe meine Leute hergeführt, ſie liegen eingefangen wegen der alten Gedanken, die mich verfolgten.“

„Wer iſt das Weib?“ frug der Prinz.

Die Bettlerin hob die Hände in die Höhe. „Auf dieſem Arme habe ich den Erbprinzen gehalten, da er ein Kind war und nichts von ſich wußte, ich habe mit ihm geſeſſen auf dem Sammet, in der Stube ſeiner Mutter, jetzt liege ich am Kirchhof der Landſtraße, und die Hand bleibt leer, die ich nach ihm ausſtrecke.“

„Es iſt das Zigeunermädchen,“ ſagte leiſe der Prinz und kehrte ſich ab.

Die Bettlerin ſah ihn höhniſch an und ſprach zu Ilſe: „Sie ſpielen mit uns, ſie verderben uns, aber ſie haſſen die Erinnerung an alte Zeit und an ihr Verſchulden. Laſſen Sie ſich warnen, junge Frau, ich kenne die Geheimniſſe dieſes hohen Geſchlechts, und ich kann Ihnen erzählen, was ſie an Ihnen verſucht haben, und was ſie einer Andern gethan, die vor Ihnen in dem Hauſe auf jener Höhe aufgeblüht war, und die ſie auch hineingeſetzt hatten in den vergoldeten Kerker, an dem die ſchwarzen Engel ſchweben.“

Ilſe ſtand über die Bettlerin geneigt, der Prinz trat zu ihr. „Hören Sie nicht auf das Weib,“ rief er.

„Sprecht weiter,“ ſagte Ilſe tonlos, „ich höre.“

„Sie war jung und hochgewachſen wie du, ſie war eingefangen wie du, und als die Mutter dieſes Mannes mich aus ihrer Nähe entfernt hatte, weil ich dem Fürſten gefiel, da wurde ich zur Dienerin beſtellt für die Fremde. An einem Morgen mußte ich mich frei bitten bei der eingeſetzten Frau von meinem Dienſt, weil ſie allein ſein ſollte.“

„Ich flehe, hören Sie nicht auf ihre Rede,“ bat der Prinz und trat abwehrend hinzu.

„Ich höre,“ ſprach Ilſe wieder über die Alte geneigt, „ſprecht leiſe.“

„Als ich am nächſten Morgen zurückkam, fand ich ſtatt des blondhaarigen Weibes eine Verrückte im Hauſe und ich floh mit Schrecken aus dem Schloß. Willſt du wiſſen, durch welche Thür der Wahnſinn bei der Frau einſchlich?“ Sie fuhr fort in leiſem Gemurmel. Ilſe neigte das Ohr an ihren Mund, aber ſie ſprang plötzlich zurück, ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſchlug die Finger vor ihr Antlitz. Der Prinz lehnte ſich an die Mauer und rang die Hände.

Von dem Fahrwege klang ein lauter Ruf, ein Mann ſtieg eilend herauf, er hielt einen Brief und winkte ſchon von weitem. „Gabriel!“ ſchrie Ilſe und eilte ihm entgegen, ſie entriß ihm den Brief, las und ſtützte ſich zuſammenbrechend an die Steine des Friedhofs. Der Prinz ſprang herzu, ſie aber hielt den Brief wie zur Abwehr gegen ihn und rief: „Der Fürſt kommt hierher.“

Der Prinz ſah erſchrocken auf Gabriel. „Es iſt keine Meile von hier,“ meldete der erſchöpfte Diener, „da überholte ich die fürſtlichen Wagen, erſt kamen ſie mir zuvor, dann wieder ich. Die Pferde arbeiten noch auf der unfertigen Straße, die Brücke aber zwiſchen hier und Roſſau iſt kaum noch für Reiter und Fuhrwerk zu paſſiren, ich mußte das Pferd mit

dem Postillon zurücklassen, ich glaube nicht, daß sie noch herüber kommen, wenn nicht zu Fuß." Der Prinz eilte, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Wege nach Rossau hinab. Ilse flog, den Brief in der Hand, den Stein hinauf zu dem Vater, der ihr mit dem Herrn von Weidegg entgegen kam. „Gehen Sie, Ihren Fürsten zu begrüßen," rief sie wild dem Kammerherrn zu, „mein Felix kommt," rief sie dem Vater zu und warf sich ihm an die Brust.

Vor der Nothbrücke, welche nach der Flur von Rossau führte, sammelten sich die Leute. Auch Gabriel eilte an das Wasser zurück, er hatte dort Herrn Hummel getroffen, welcher am Uferrand auf und ab ging und unruhig über den Strom sah. „Die Welt ist erbärmlich klein," rief Herr Hummel seinem Vertrauten zu, „man trifft sich immer wieder. Wer so gejagt ist wie Sie, sollte sich pflegen, Sie sind erschöpft und sehen mir sehr verändert aus. Setzen Sie sich auf diesen Klotz und behandeln Sie sich mit Hochachtung." Er drückte Gabriel nieder, knöpfte ihm den Rock zu und klopfte ihm mit der großen Hand auf die Backe. „Ihnen thut eine Stärkung Noth, aber das Beste, was wir hier haben, ist ein ersoffener Kaulbarsch, und ich möchte Sie nicht als einen scheußlichen Neuseeländer behandeln, der in der Meßbude um einen Groschen Entree rohe Weißfische verzehrt. Nehmen Sie hier die letzte Hülfe eines alten Pariser Reisenden." Er zwang ihm eine Tafel Chocolade auf.

Wenige Schritte davon an der Brücke stand der Prinz, er sah mit verschränkten Armen in das Wasser, welches auf der Seite von Rossau den Uferrand erreicht hatte und sich schnell über den Weidegrund und die niedrigen Felder der Stadt ausbreitete, es rauschte vom Damme und spülte die Erde zur Tiefe. Schnell wurde der Riß größer, weiter dehnte sich die Wasserfläche. Auch auf der nächsten Strecke des neuen Weges, welche noch nicht gepflastert war, schimmerten Wasserlachen zwischen den Sandhäufchen und den Karren der Erd-

arbeiter, der Weg ragte als ein dunkler Streif aus der lehmigen Fluth. Noch kamen einzelne Leute von Rossau herüber, sie kneteten im Brei der Straße und hielten sich furchtsam an die glatten Stangen, welche das Brückengeländer ersetzten. Denn das Wasser stieß heftig an die Böcke, es floß dicht unter den Bohlen entlang, und der Ruf der Zuschauer auf der Bielsteiner Seite mahnte zur Eile. Von der Höhe eilte der Kammerherr herzu und sah ängstlich in das Angesicht seines schweigenden Herrn. Ihm folgte der Landwirth. „Dürfte ich thun, wie ich wollte, ich bräche diese wankenden Bretter mit meinen eigenen Händen ab," sagte er zornig zu Herrn Hummel.

„Die Wagen kommen," schrieen die Leute. Aus dem Thor von Rossau fuhren in gestrecktem Trabe vier Pferde den Wagen des Fürsten heran. Neben dem Fürsten saß der Oberstthofmeister. Finster hinbrütend hatte der Fürst die lange Fahrt gemacht, einzelne wilde Worte, ein Blick voll von heißem Haß, das war sein Reiseverkehr mit dem Begleiter gewesen.

Der Hofmann hatte vergebens den Fürsten zu ruhigem Gespräch veranlaßt, sogar die Rücksicht auf die beiden Diener, welche im offenen Wagen hinter den Reisenden saßen, hatte die Stimmung des Fürsten nicht gebändigt. Erschöpft von der stillen Anstrengung dieser Fahrt saß der alte Herr, ein Wächter neben dem Kranken, aber sein scharfer Blick beobachtete jede Bewegung des Nachbars. Als sie aus der Stadt in's Freie fuhren, begann der Fürst lauernd: „Sie kannten den Reiter, der so hastig uns überholte."

„Er war mir fremd," sagte der Oberstthofmeister.

„Er trug die Botschaft unserer Ankunft in die Berge, man hat sich gerüstet uns zu empfangen."

„Dann hat er Ew. Hoheit einen Dienst geleistet, denn schwerlich hatte man im Jagdhaus eine Ahnung von Ew. Hoheit gewichtigen Entschlüssen."

„Noch sind wir nicht am Ende unseres Dramas, Oberstthofmeister," sagte der Fürst lächelnd, „und die Kunst das

Kommende vorauszusehen ist verloren. Auch Excellenz verstehen diese Kunst nicht."

„Ich habe mich immer begnügt vorsichtig zu deuten, was meine Gegenwart umgiebt, ich habe dadurch zuweilen verhütet, daß die Zukunft mich unangenehm überraschte. Wenn ich durch einen Zufall verhindert würde, in dem Drama, von welchem Ew. Hoheit sprachen, meine Rolle bis zur letzten Scene durchzuführen, so ist dafür gesorgt, daß Andere meine Partie übernehmen."

Der Fürst warf sich auf seinem Sitz zurück. Der Wagen fuhr in dem durchweichten Schutt. Die Pferde stampften und bäumten, der Kutscher sah unsicher zurück. „Vorwärts," rief der Fürst mit scharfer Stimme.

„Der Erbprinz erwartet Ew. Hoheit zu Fuß an der Brücke," sagte der Oberstthofmeister. Im Schritt ging es vorwärts, der Kutscher bändigte mit Mühe die Pferde, welche vor der glitzernden Wasserfläche und dem Geräusch der Fluth scheuten.

„Vorwärts," befahl der Fürst von Neuem.

„Erlauben Ew. Hoheit dem Kutscher zu halten. Der Wagen kann ohne Gefahr nicht weiter."

„Fürchten Sie die Gefahr, alter Mann?" rief der Fürst, und der Haß verzog ihm das Gesicht. „Hier sitzen wir beide im Wasser. Gleiches Schicksal, Herr Hofmeister, ein schlechter Diener, der seinen Herrn verläßt."

„Ich wünsche auch Ew. Hoheit zurückzuhalten," versetzte der Oberstthofmeister.

„Vorwärts," rief der Fürst wieder.

„Der Kutscher hielt. „Es ist unmöglich, gnädigster Herr," sagte er, wir kommen nicht mehr über die Brücke."

Der Fürst sprang im Wagen auf und hob den Stock gegen den Kutscher. Erschreckt peitschte der Mann auf die Pferde, sie bäumten und sprangen zur Seite.

„Halt!" rief der Oberstthofmeister. Die ängstlichen Lakaien sprangen bereitwillig herab und hielten die Pferde. Der

Oberſthofmeiſter öffnete den Schlag und kletterte aus dem Wagen. „Ich flehe Ew. Hoheit an auszuſteigen.“

Der Fürſt ſprang heraus, warf noch einen Blick auf ihn und eilte zu Fuß vorwärts. Er betrat die Brücke, um ihn rauſchte die Fluth.

„Bleibe zurück, Vater,“ flehte der Erbprinz. Der Fürſt lächelte und ging weiter auf den wankenden Brettern. Er hatte die Mitte der Brücke und die tiefe Strömung überſchritten, noch wenige Schritte und ſein Fuß betrat das Ufer von Bielſtein. Da hob ſich neben der Brücke eine zuſammengedrückte Geſtalt vom Boden und ſchrie ihm wild entgegen: „Willkommen in dieſem Lande, durchlauchtiger Herr, Gnade für die arme Bettlerin. Ich bringe Eurer Hoheit den Gruß der blonden Frauen vom Steine.“

„Hinweg mit der Verrückten!“ rief der Kammerherr.

Der Fürſt ſah ſtier auf die wilde Geſtalt, er wankte und hielt ſich an die Stange des Geländers, der Erbprinz flog ihm entgegen, der Fürſt trat mit Widerwillen zurück, ſein Fuß verlor den Halt, er glitt an der Seite des ſchlüpfrigen Brettes hinab in die Fluth. Ein lauter Schrei der Umſtehenden, der Sohn ſprang ihm nach, im nächſten Augenblick war ein halbes Dutzend Menſchen im Waſſer, unter den erſten Gabriel, bedächtiger folgte Herr Hummel. Die rieſige Geſtalt des Landwirths ragte aus der Strömung, er hielt den Fürſten, Gabriel und Hummel faßten den jungen Herrn. „Dem Fürſten iſt nichts geſchehen,“ rief der Landwirth dem Prinzen zu, und ſetzte den Betäubten am Uferrand nieder. Der Erbprinz warf ſich neben dem Vater auf den Boden. Der Fürſt ſaß auf dem Kies der Straße, die fremde Bettlerin hielt ihm das Haupt, er ſah mit verglaſten Augen vor ſich hin, und erkannte nicht den knieenden Sohn, und nicht das gefurchte Antlitz der Fremden, welche ſich über ihn beugte. „Er lebt,“ wiederholte der Landwirth leiſe, „aber die Glieder verſagen ihm den Dienſt.“ Auf der andern Seite des Waſſers ſtand der Oberſthofmeiſter,

er rief dem Kammerherrn französische Worte zu, dann eilte er mit dem Wagen zurück, befahl zu wenden und nach Rossau zu fahren, um von da den nächsten sichern Uebergang zu erreichen. Mit Mühe wurden die Wagen zurückgeschafft.

Unterdeß war am Ufer von Bielstein ein Brett der halbzerstörten Brücke abgerissen und der Fürst daraufgesetzt, so gehalten und getragen wurde er dem Gute zugeführt. Die Kinder des Landwirths liefen voraus und öffneten die Thür des alten Hauses. Im Hausflur stand Ilse, farblos wie ein Bild von Stein. Der Fürst war aus dem Wasser gerettet, hatten die Brüder ihr zugerufen, er nahte dem Dach des Hauses, dem er seit zwei Geschlechtern Fluch und Entsetzen war. Sie stand im Hausflur, nicht mehr die Ilse von einst, sondern ein wildes Sachsenweib, das dem Feind ihres Stammes den Götterfluch in das Gesicht schleudert, ihre Augen glühten und die Finger ihrer Hände schlossen sich krampfhaft zusammen. Die Männer trugen den erschöpften Mann an die Stufen der Treppe. Da trat Ilse auf die Schwelle und rief: „Nicht hier herein." So gellend war ihr Schrei, daß die Träger anhielten. „Nicht in unser Haus," rief sie zum zweiten Mal, und hob die Hand drohend zur Abwehr.

Der Fürst hörte die Stimme, er lächelte und nickte gnädig mit dem Haupt.

„Es ist Christenpflicht, Ilse," rief der Landwirth.

„Ich bin das Weib des Gelehrten," rief Ilse finster gegen ihn. „Unser Dach bricht über ihm zusammen."

„Entfernen Sie Ihre Tochter," sagte der Erbprinz leise, „ich fordere Einlaß für den Fürsten dieses Landes."

Der Landwirth trat auf die Stufen und faßte Ilse's Arm. Sie riß sich los. „Du jagst deine Tochter aus dem Hause, Vater," rief sie außer sich. „Bist du ein Diener dieses Herrn, ich bin es nicht. Hier ist nicht Raum zugleich für ihn und meinen Gatten, er kommt, uns zu verderben, seine Nähe bringt Fluch." Sie riß die Thür des Gartens auf und flog

unter den Bäumen dahin, ſie brach durch die Hecke und eilte hinab nach der Tiefe. Dort ſprang ſie auf den Steg, von dem ſie vor Kurzem die Leute des Dorfes geſcheucht hatte, wild brauſte unter ihr die Fluth, das Holzwerk bog ſich und ſtöhnte. Ein Riß, ein Krach, mit ſtarkem Schwunge hob ſie ſich auf der andern Seite zum Felſen, hinter ihr wirbelten die Trümmer der Brücke thalab. Sie ſtand auf dem Felsvorſprung vor der Grotte und hob mit wildem Blick die Hände zum Himmel. Hinter ihr kam der älteſte Bruder vom Garten gelaufen und ſchrie laut auf, als er die Trümmer der Brücke dahintreiben ſah.

„Ich bin geſchieden von euch,“ rief Ilſe, „ſage dem Vater, er ſoll nicht ſorgen um mich, die Luft iſt rein, ich ſtehe im Schutz des Herrn, dem ich diene, und mir iſt leicht im Herzen.“

4.

In der Höhle.

Das dunkle Waſſer gurgelte und ſtrömte zum Thale, der Wiederſchein des Abendroths glänzte von den Erkerfenſtern des alten Hauſes, unter dem Stein der Höhle ſtand allein das Weib des Gelehrten. Wo einſt die Frauen der alten Sachſen auf das Rauſchen der Waldbäume gelauſcht, wo das Weib des gejagten Räubers die Steine geſchleudert auf die Verfolger, ſtand wieder eine flüchtige Tochter des Felſens und ſah hinab auf das wilde Treiben der Gewäſſer und hinauf zu dem Hauſe, wo der Feind ihres Gatten im Lehnſtuhl des Vaters lag. Noch hob ſich ihre Bruſt in tiefen Athemzügen, aber ſie blickte freundlich auf den braunen Fels, der ſich über ihr zum ſchützenden Obdach wölbte. Unter ihr wälzte ſich wilde Fluth und Zerſtörung, um ſie herum ſpielte ſorglos das kleine Leben der

Natur. Die Libellen jagten einander über dem Waſſer, die Bienen ſummten um die Kräuter der Berglehne, die Waldvögel ſangen ihr Abendlied. Sie ſetzte ſich auf die Steinbank und rang nach friedlichen Gedanken, ſie legte die Hände zuſammen und neigte das Haupt; das Wetter, welches durch ihr Inneres gefahren, ſchwand dahin in der Thräne, welche ihr aus dem Auge floß. „Ich will nicht an mich denken, nur an meine Lieben. Die Kleinen werden nach mir verlangen, wenn ſie zu Bett gehen, heut hören ſie nicht die Stadtgeſchichten, die ich ihnen zum Einſchlafen erzählen muß. Sie waren alle naß von ihrer Fiſcherarbeit, und in der Verwirrung wird Niemand für trockne Strümpfchen ſorgen, ich habe über anderem vergeſſen was ihnen nöthig war. Der Jüngſte beſteht eigenſinnig darauf, ein Profeſſor zu werden. Mein Knabe, du weißt nicht was du willſt. Was mußt du lernen und an dir ändern! denn die Arbeit, die das Leben an uns thut, iſt unermeßlich. Als ich hier neben dem Vater ſaß, glaubte ich einfältig, daß die Menſchen um ſo edler ſind, je höher ihr Amt iſt, die vornehmſten unter Allen die beſten, und daß alles Gewichtige auf Erden groß und mit feinem Geiſte gemacht wird. Auch da die beiden Gelehrten kamen und ich an dieſer Stelle mit Felix zuerſt über Bücher ſprach, da wähnte ich noch, was gedruckt zu leſen iſt, das müſſe ungefälſchte Wahrheit ſein, und Jeder, der ſchreibt, ein grundgelehrter Mann. So kindiſch denken noch Viele. Aber ich bin ein Trotzkopf geworden, der ſich heftig auflehnt gegen Andere, ſogar gegen die Worte meines Mannes, der bei mir am höchſten ſteht.“ Sie ſah mit trübem Lächeln vor ſich hin, aber gleich darauf neigte ſie das Haupt und wieder rannen die Thränen in den Schooß.

Vom Garten herüber erſcholl der Zuruf des Bruders. „Holla, Ilſe, biſt du da? Noch ſind die Fremden im Hauſe, ſie binden einen Tragſeſſel für den Kranken zuſammen, er ſoll nach der Oberförſterei geſchafft werden. Der Vater hat zu thun, Boten auszuſenden. Auch die Brücke nach Roſſau iſt

mit dem Waſſer davongegangen, wir können nicht nach der Stadt, und Niemand aus der Stadt zu uns. Wir ängſtigen uns, wie du zu uns herüber kommen ſollſt."

„Sorge nicht um mich, Hans; ſage den Mädchen, ſie ſollen unſern lieben Gaſt nicht vergeſſen über den Fremden und grüße mir die Kinder, ich will nicht, daß ſie zum Gutenachtgruß an den Waſſerrand kommen, denn das Ufer iſt glatt."

Ilſe ſetzte ſich an den Eingang der Höhle und blickte in dem Raume umher, erſt am Morgen hatte ſie hier geſeſſen; als das hohe Waſſer heranfloß, war ſie über den Steg geeilt, die Geſchwiſter zu warnen. Noch lag ihre Arbeit auf der Bank und ein Buch, das ihr einſt, da ſie noch Mädchen war, der Pfarrer geſchenkt. Es war das Leben der heiligen Eliſabeth, von einem eifrigen Geiſtlichen ihrer Kirche geſchrieben. „Als ich zuerſt von dir erfuhr," dachte ſie, Frau Ilſe von der Wartburg, du vornehme Namensſchweſter, war mir dein Leben rührend, und Alles was du gethan, und was die Sage von dir erzählt, ſchien mir ein Beiſpiel für mich ſelbſt. Du warſt ein Weib, fromm, verſtandvoll und liebenswerth und einem wackern Herrn vermählt. Da machte ihn die Sehnſucht, in ſeinem Ritterſtand beſondere Ehre und Kriegsruhm zu erwerben, blind gegen die nächſte Pflicht ſeines Lebens, er verließ dich und die Bauern ſeiner Heimath und zog in die Fremde und das Land Italien. Wohl zwei Jahre ritt er umher, er kehrte müde und nüchtern zurück. Aber er fand ſein liebes Weib nicht wie er ſie verlaſſen. Du hatteſt dich in der Einſamkeit nach dem Manne gebangt, und in deiner Schwermuth gegrübelt über die großen Geheimniſſe des Lebens. Dein eigenes Leben war voll Sehnſucht geweſen, darüber warſt du zu einer frommen Büßerin geworden. Du trugſt das härene Hemd und ſchwangſt die Geißel über deinem Rücken, du beugteſt Stirn und Gedanken vor einem unduldſamen Prieſter. Und du thateſt, was nicht recht war und nicht ſchicklich, du legteſt den Ausſätzigen, um deinem Gott zu gefallen, in das Bett deines

lieben Mannes. In deiner überſpannten Frömmigkeit haſt du dein warmes Herz und die ſchamhafte Weiblichkeit verloren. Du wurdeſt von den Geiſtlichen heilig geſprochen, aber du arme Frau hatteſt in deinem Ringen um das, was ſie die Gnade Gottes nannten, menſchliches Gefühl und milde Sitte hingeopfert. Es iſt nicht gut, Ilſe, wenn Mann und Frau ſich ohne zwingende Noth von einander ſcheiden.

„Wer gegen den Geliebten hart wird, der begeht dies Unrecht doch nur, weil er ſelbſt ihm Leides gethan oder weil er ſich von ihm gekränkt meint. Woher kam es doch, daß du erkrankte Fremdlinge auf dem Lager pflegteſt, das dein Gatte verlaſſen? Ich fürchte, heilige Eliſabeth, es war der Trotz gekränkter Liebe, und es war die geheime Rache über die lange vergebliche Sehnſucht nach deinem Gatten. Dein Beiſpiel iſt für uns keine Lehre, es iſt eine Warnung. Meine alte Freundin Penelope, das arme heidniſche Fabelweib, war menſchlicher und ſie war eine beſſere Frau als du. Sie weinte jede Nacht um den Geliebten, und als er endlich zu ihr zurückkam, da ſchlang ſie ihre Arme um ihn, weil er die geheimen Zeichen des Lagers noch kannte.“

Wieder klang es von der andern Seite des Waſſers. „Hörſt du mich, Ilſe?“ rief der Landwirth am Uferrand.

„Ich höre, Vater,“ antwortete Ilſe ſich erhebend.

„Die Fremden ziehen zum Hofe hinaus,“ ſagte der Vater, „der Kranke iſt ſo ſchwach, daß er Andern ſchwerlich zu ſchaden vermag; du aber biſt in Wahrheit von uns geſchieden. Es dunkelt und es iſt keine Ausſicht zur Nacht den Steg über das Waſſer zu zimmern. Geh auf deiner Seite thalab über die Hügel nach Roſſau, dort bleibe bis morgen bei unſren Bekannten. Es iſt ein weiter Umweg, aber du kannſt vor Nacht dort ſein.“

„Ich bleibe hier, mein Vater,“ rief Ilſe hinüber, „der Abend iſt mild, es ſind nur wenige Stunden bis zum nächſten Morgen.“

„Mir iſt's hart, Ilſe, daß mein wildes Kind unter dem Felſen ruhen ſoll im Angeſicht ihres Hauſes."

„Sorge nicht um mich. Der Mond geht über mir und die Sterne; du weißt, ich fürchte mich nicht vor den Zwergen der Höhle und auf meinen Bergen auch nicht vor Gewalt der Menſchen."

Die Dämmerung des Abends ſank über das tiefe Thal, aus dem Waſſer hob ſich der Nebel, er ſchwebte langſam von Baum zu Baum nach der Höhe, er wogte und ballte ſich und zog zwiſchen Ilſe und dem Vaterhaus ſeine dämmrigen langen Schleier. Die Stämme der Bäume, das Schieferdach des Hauſes verſchwanden, die Höhle ſchwebte in Wolken und Luft, gelöſt von der übrigen Erde, unter undeutlichen Schatten, ſie hingen ſich an das Thor des Felſens und flatterten an Ilſe's Füßen dahin, ſie fuhren zuſammen und zerfloſſen.

Ilſe ſaß am Stein des Einganges, die Hände über das Knie gefaltet, in ihrem hellen Gewande ſelbſt einem Fabelweibe aus alter Zeit, einer Herrin der ſchwebenden Schatten vergleichbar. Sie blickte auf ihrer Uferſeite entlang nach dem Bergweg, der von Roſſau herführte.

Da ſchallte dumpf durch den Nebel der ferne Schritt des Wanderers, dem eine hülfreiche Göttin ſeinen Pfad in dunklen Wolken verbarg. Ilſe faßte an den feuchten Stein. Neben ihr am Boden bewegte ſich's, undeutlich huſchte etwas vorüber, vielleicht eine Nachtſchwalbe oder Eule. „Er iſt es," ſagte Ilſe leiſe, ſie ſtand langſam auf, aber die kräftige Frau bebte und hielt ſich an die Felſen.

Aus dem weißen Dunſt trat die Geſtalt eines Mannes, auch er hemmte erſtaunt ſeinen Schritt, als er das Weib an der Felswand ſtehen ſah. „Ilſe," rief eine helle Stimme.

„Ich erwarte dich hier," ſagte ſie leiſe. „Halte dort ſtill, Felix. Du findeſt dein Weib nicht, wie du ſie verlaſſen. Ein Andrer hat ſich begehrt, was dir gehört, ein giftiger Hauch hat mich getroffen, man hat gewagt, mir Worte zu ſagen,

welche ein ehrliches Weib nicht hören darf, und man hat mich betrachtet, wie eine gekaufte Sclavin."

„Du haſt dich dem Feinde entzogen."

„Ich habe es gethan, darum ſtehe ich hier. Aber ich bin in den Augen der Leute nicht mehr, wie ich einſt war. Du hatteſt ein ſäuberliches Weib; die jetzt vor dir ſteht, iſt im Gerücht wegen Vater und Sohn."

„Geräuſch der Zungen verklingt wie der Waſſerſchwall vor deinen Füßen. Wenig gilt, was die Anderen meinen, wenn wir gethan haben, was uns ſelbſt befriedigt."

„Mir thut wohl, daß dir die einzelnen Menſchen ſo wenig ſind gegen deine Gedanken. Aber ich bin nicht ſo ſtolz und frei. Ich berge mein Leid, aber ich fühle es immer. Ich bin erniedrigt vor mir, und ich fürchte, Felix, auch vor dir. Denn ich habe mir mein Unglück ſelbſt bereitet, ich bin zu herzlich geweſen gegen Fremde, und ich habe ihnen ein Recht gegeben über mich."

„Du biſt erzogen im Glauben an die Autorität. Wer löſt ſich von frommer Gläubigkeit ohne Schmerzen?"

„Ich bin erwacht, Felix. Antworte mir noch einmal," fuhr ſie mit ſtockendem Athem fort, „wie kommſt du zu mir zurück?"

„Als ein müder, irrender Mann, der das Herz und die Vergebung ſeines Weibes ſucht."

„Was hat dir dein Weib zu vergeben, Felix?" frug ſie wieder.

„Daß mir die Augen geblendet wurden bei meinem Suchen, und daß ich der nächſten Pflicht vergeſſen, um ein Traumbild zu jagen."

„Iſt das Alles, Felix? Haſt du mir dein Herz zurückgebracht, wie es ſonſt gegen mich war?"

„Liebe Ilſe," rief der Gatte ſie umſchlingend.

„Ich höre den Ton deiner Liebe," rief ſie leidenſchaftlich und warf ihre Arme um ſeinen Hals. Sie zog ihn in die

Grotte, ſtrich ihm mit den Händen die Waſſertropfen aus dem feuchten Haar und küßte ihn auf den Mund. „Ich halte dich, geliebtes Leben, ich klammere mich feſt an dich und keine Gewalt ſoll mich mehr von dir ſcheiden. Hier ſitze, vieldulbender Wanderer, ich halte deine Schultern und dein Haupt, laß mich aus deinem Munde hören allen Kummer, den du erlebt.“

Der Gelehrte hielt ſein Weib im Arm. Er fühlte ihr Beben, als er von ſeinen Abenteuern berichtete. „Mich hetzte heißer Zorn und Angſt hinter dem Fürſten her auf dem Wege nach Roſſau,“ ſchloß er ſeinen Bericht, „unerträglich ſchien mir der Aufenthalt beim Wechſel der Pferde. Unten in der Stadt traf ich ein Wagengetümmel, ärger wie am Markttag, vor der Herberge Gewirr der Räder, Geſchrei der Menſchen, Landleute und Lakaien des Hofes, welche nicht über das Waſſer kamen. In der Stadt erfuhr ich von Fremden, daß der Feind unſeres Glückes durch die Hand des Schickſals getroffen ward, die in dem Waſſer nach ſeinem Leben ſchlug. Man rief mir entgegen, daß die Brücke zu dir gebrochen ſei, ich ſprang aus dem Wagen, um den Fußpfad über die Berge zu ſuchen, und den Weg hinter dem Garten. Da fuhr mir der Hund unſeres Hauswirths um die Beine, ein Kutſcher unſerer Stadt trat grüßend zu mir und erzählte, daß er Fritz und Laura nach der Stadt gebracht, ſie aber waren hinausgegangen, weit unten ſtromab einen Uebergang zu finden. Du magſt denken, daß ich zu warten nicht vermochte.“

„Ich wußte, daß du dieſen Weg ſuchen würdeſt,“ rief Ilſe. „Heut biſt du zu mir gekommen, zu mir allein, nur mir gehörſt du an, heut biſt du mir auf's Neue geſchenkt, und zum zweiten Mal gelobſt du dich mir. Die Menſchenwohnungen um uns ſind verſchwunden, wir beide ſtehen einſam in dem wilden Geklüft der Zwerge, du, mein Felix, dem die ganze Welt gehört, der alle Geheimniſſe des Lebens kennt, Vergangenes weiß und Künftiges ahnt, du haſt jetzt nichts als die Decke dieſer Felskluft und das Grastuch der armen Anna, worein

ich dir die müden Glieder hülle. Noch ist der Stein warm, und ich streue dir das Gras unseres Berges zum Lager. Nichts hast du, mein Held in der Wildniß, als Fels und Kraut, und die Ilse an deiner Seite."

Jetzt ist stille Nacht, leiser rauscht die Strömung, um die Brombeerranken über der Höhle hängt sich der weiße Nebeldunst zu dichtem Vorhange. Dämmrige Schemen gleiten das Thal entlang, sie schweben in langem, weißem Gewande am Felsthor vorüber, hinab in das Freie, wo sie ein frischer Luftzug zerweht. Hoch oben spannt der Mond sein weißes schimmerndes Zelt, aus Lichtstrahlen und Wasserdunst gewebt, über das Thal, und lustig lacht der alte Gaukler herab auf die Felsgrotte. Wie das täuschende Mondlicht die Sterblichen neckt durch wesenlosen Schein, so necken sie sich selbst durch die Bilder ihrer Phantasie, in Liebe und Haß, in Laune und Zorn; ihr Leben verrinnt, indem sie ihrer Pflicht gedenken und dabei irren, die Wahrheit suchen und dabei träumen. Der Geist fliegt hoch und das Herz schlägt warm, aber der Kobold Phantasie wirthschaftet unablässig zwischen dem Ernst des Lebens, der Klügste täuscht sich selbst, und den Besten betrügt sein Eifer.

Schlummre in Frieden, Frau Ilse. Du sitzest auf der Steinbank und hältst das Haupt deines Gatten im Schooß, selbst in der Seligkeit dieser Stunde fühlst du noch das Leid, das dir und ihm geschehen, und ein leiser Seufzer schwirrt wie ein Nachtfalter an dem Gestein der Höhle. Schlummre in Frieden. Denn du hast in diesen Wochen erlebt, was dir Gewinn wird für alle Tage deiner Zukunft. Du hast gelernt, aus der Tiefe deines eigenen Lebens Urtheil zu holen und entscheidenden Entschluß. Sieh, Ilse, der leichtgebauten Erzählung von dem, was du erlittest, wollte nicht geziemen, die hohen Fragen über das Ewige, die du erhobst, den Zweifel und deine Gewissenskämpfe einzeln aufzuzählen. Das wäre zu schwere Ladung für den flüchtigen Nachen. Aber wie der

rudernde Schiffer, welcher das Auge nach unten richtet, doch die Himmelswolken im Wiederscheine der Fluth erkennt, so wird deine innere Befreiung aus dem Wiederschein deiner Gedanken sichtbar, aus Antlitz und Geberde und aus deinem Thun.

Schlummert ruhig, ihr Kinder des Lichtes, manche Hoffnung ward euch getäuscht und mancher holde Glaube ist durch rauhe Wirklichkeit zerstört. Gestalten vergangener Zeit, Gestalten die ihr mit Ehrfurcht in eurem Herzen getragen, haben lebendig auch in euer Leben gegriffen. Denn was der Mensch denkt und was der Mensch träumt, das gewinnt eine Gewalt über ihn; was einmal in die Seele gefallen, das wirkt lebendig darin fort, erhebend und treibend, herabziehend und zerstörend. Auch um euch erhob sich ein Spiel phantastischer Träume. That es euch weh in einzelnen Stunden, die Kraft eures Lebens hat es doch nicht geschädigt, denn die Wurzeln eures Glückes liegen so tief, als dem Menschen, der vergänglichen Blüthe der Erde, im Boden zu haften vergönnt ist. Schlummert friedlich unter dem Dach des wilden Felsens, Wärme haucht der Stein um euer Lager, und die uralte Wölbung der Decke spannt sich schützend über die müden Augen. Um euch ruht und träumt der Wald; am Eingange der Höhle sitzen die alten Bewohner des Felsens, weiß nicht, sind es die Erdmännchen, an welche Ilse nicht glaubt, oder sind es alte Freunde des Gelehrten, die kleinen gaisfüßigen Pane, welche ihr Waldlied auf der Rohrpfeife blasen. Sie halten ihre Finger an den Mund und hauchen zuweilen leise in ihr Rohr, daß es zu dem Rauschen des Wassers tönt, wie der sanfte Laut eines schlafenden Vogels.

5.

Tobias Bachhuber.

Ilſe berührte leiſe das Haupt des Gatten, welches in ihrem Schooße lag. Felix ſchlug die Augen auf, ſchlang den Arm um ſein Weib und ſah einen Augenblick befremdet auf die wilde Umgebung. Wie ein weißer Vorhang ſchwebte der Nebel vor dem Bogen der Höhle, der erſte Schimmer des Morgens färbte in dem dunklen Gewölbe einzelne vorſpringende Zacken mit hellerem Braun, das Rothkehlchen ſang und die Amſel pfiff, das holde Licht des Tages war nahe. „Hörſt du nichts?“ flüſterte Ilſe.

„Die Vögel ſingen und das Waſſer rauſcht.“

„Aber unter uns im Berge arbeitet eine fremde Gewalt. Es wühlt und ſtöhnt.“

„Es iſt ein Waldthier,“ ſagte der Profeſſor, „ein Fuchs oder ein Kaninchen.“

Lauter wurde das Geräuſch um den Sitz der Beiden; Etwas ſtieß an den Stein der Bank, arbeitete und ſeufzte wie ein Mann, der eine ſchwere Laſt trägt.

„Sieh,“ flüſterte Ilſe, „es kommt heraus, es ſchleicht um unſere Füße, dort ſitzt das fremde Ding, es hat glänzende Augen, es hat einen blitzenden Mantel um.“

Der Profeſſor ſtützte ſich auf ſeine Hand und ſchaute nach der dunklen Stelle am Boden, wo eine kleine Geſtalt ſaß mit bärtigem Geſicht, den Leib verhüllt in ſteifem ſchimmerndem Gewande.

Die beiden Gatten ſahen regungslos auf die Geſtalt.

„Glaubſt du jetzt an die Geiſter des Ortes?“ frug leiſe der Gatte.

„Ich fürchte mich, Felix, ich ſehe deutlich das Gold des Kleides, ich ſehe einen kleinen Bart und ein häßliches Geſicht.“ Sie erhob ſich.

„Bist du der Zwergkönig Alberich?“ frug der Professor, „und liegt hier der Nibelungenhort?“

„Es ist der rothe Hund,“ rief Ilse, „er hat ein Röckchen an.“

Der Professor sprang auf, der Hund legte sich ihm winselnd vor die Füße; der Gelehrte beugte sich nieder, fühlte einen fremden Stoff um den Leib des Hundes und riß die Hülle ab. Er trat in den Eingang und hielt sie gegen das Dämmerlicht; es war alter vermoderter Stoff mit Goldfäden durchwirkt. Der Hund fuhr befreit von seiner Last mit Geknurr aus der Höhle. Der Professor sah lange auf das zerschlissene Gewebe, ließ den Lappen fallen und sagte ernsthaft: „Ilse, ich bin am Ziel meines Suchens. Dies sind die Ueberreste eines geistlichen Meßgewandes. Der Hund hat dies aus einem Loch gezogen, in das er spürend gekrochen war, der Schatz der Mönche liegt hier in der Höhle. Ich bin fertig mit meinen Hoffnungen. Vor wenig Tagen hätte mich diese Entdeckung schwindeln gemacht, jetzt liegt eine so finstere Erinnerung darüber, daß mir die Freude an Allem, was die Tiefe bergen mag, fast geschwunden ist.“

Am andern Ufer wurden Stimmen laut; Hans rief wieder durch den Nebel ein Holla, er grüßte die Schwester und Felix, welche auf die Platte vor der Höhle traten, mit lautem Jubelruf: „Das Wasser ist gefallen.“ Die andern Geschwister stürmten nach, traten dicht an das Wasser, jauchzten und schrieen; Franz brachte ein Butterbrot in Zeitungspapier und erklärte seine Absicht, dies Frühstück hinüberzuwerfen, damit die Leute drüben nicht verhungerten. Die Kinder bekämpften diesen Entschluß und eifrig wurde über einen Plan gehandelt, Bindfaden an einem Ball überzuwerfen und das Butterbrot daran zu befestigen. Das Tagesleben des Gutes klang wieder in gewohnter Weise.

„Ist Fritz angekommen?“ rief der Professor über den Strom.

„Sie ſind noch in Roſſau," rief Hans, „die Brücke iſt erſt gegen Morgen fertig geworden. Herr Hummel iſt auf und hinab."

Auch der Vater kam, gefolgt von einem Trupp Arbeiter, welche Balken und Bretter herzutrugen. Die Männer gingen in's Waſſer und trieben dort eine Unterlage in den weichen Boden, auf der ſie einige ſchlanke Baumſtämme über das Waſſer legten. Der Profeſſor zog an dem zugeworfenen Seile; nach ſtündiger Arbeit war ein ſchmaler Steg errichtet. Der Landwirth war der erſte, der zu ſeinen Kindern herüberkam. Die Männer wechſelten ernſten Gruß. „Haben die Leute am Tage eine Stunde Zeit," ſagte der Profeſſor, „ſo mögen ſie hier noch ein letztes Werk thun: der Verſteck des Mönches war in dieſer Höhle."

Zu derſelben Zeit ſtieg Herr Hummel mit ſchnellen Schritten zur Stadt Roſſau hinab. Noch arbeiteten die Zimmerleute über der Brücke; er warf einen bedenklichen Blick auf die Stelle, wo er im Waſſer die Füße des jungen Prinzen gefaßt hatte und brummte: „Er ging unter wie eine Kanonenkugel. Tüchtigkeit zur See fehlt dieſem Volke oben und unten, ſie haben in der ganzen Gegend nicht einmal einen Kahn. Vor zwanzig Jahren ſoll einer hier geweſen ſein, wie das Gerücht geht; er iſt zu Kaffeeholz zerſchlagen. Der beſte Dank an dieſen Bielſtein für die Unruhe, die wir ihm machen, wird ſein, daß ich ihm einen Kahn unter ſeine Strohbündel ſchicke."

Mit dieſem Vorſatz trat er in die Thür des Lindwurms. Dort traf er auf den verſchlafenem Wirth. „Wo iſt das junge Paar, das geſtern Abend hier ankam?"

„Sie werden wohl noch oben ſein," ſagte dieſer gleichgültig, „die Rechnung iſt noch nicht bezahlt."

„Sie ſind ein Gaſtwirth für reiſende Faulthiere, aber nicht für Menſchen," rief Herr Hummel, „ich habe längſt gewünſcht, ein ſolches monſtröſes Foſſil lebendig zu erblicken. Natürlich,

Ihr Hotel ist zu groß, als daß Sie sich um jeden gemeinen Reisenden kümmern könnten. Ihre Gäste putzen sich die Stiefeln und Sie schreiben die Rechnung. Haben Sie die Güte mir die Klingel zu Ihrem Portier nachzuweisen." Als er zum Oberstock hinaufsteigen wollte, hörte er einen Freudenschrei. „Vater, mein Vater," rief Laura die Treppe hinabstürzend; sie warf sich ihm an den Hals und hielt ihn fest mit so warmem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit und Trauer, daß Herr Hummel gnädig wurde. „Gesindel!" rief er, „habe ich euch erwischt? Wartet, ihr sollt mir die Entführung theuer bezahlen."

Der Doctor polterte ebenfalls von oben herab und begrüßte freudig Herrn Hummel. „Euer Wagen fährt mit den Sachen nach, wir gehen voran," befahl Herr Hummel. „Wie war dein Don Juan?" frug er die Tochter leise.

„Vater, er hat wie ein Engel für mich gesorgt und die ganze Nacht auf einem Stuhl vor meiner Thür gesessen. Es war schrecklich, mein Vater."

„Und wie gefällt dir eine solche Entführung? Sie ist poetisch, sie giebt große Gefühle, man vermeidet dadurch den Baumkuchen und die ungesalzenen Scherze des Mimen."

Laura aber drückte sich an den Vater und sah ihn flehend an, bis Herr Hummel sagte: „Es war also eine Kur. Dann will ich gern die Rechnung des Lindwurms bezahlen."

Sie schritten miteinander zum Thor hinaus, Hummel zwischen den beiden Entführten. „Wie war sie unterwegs?" frug er den Doctor vertraulich.

„Sehr liebenswürdig," rief dieser, den Arm des Vaters drückend, „aber ängstlich, ich wurde viermal auf den Kutschbock geschickt, weil ihr die Reue ankam."

„Warum sind Sie als Mann hinaufgeklettert?" frug Hummel entrüstet.

„Mir war lieb, daß sie das Ungewöhnliche der Reise so tief empfand."

„Mir ist lieb, daß mein Pudel in's Wasser geht, sagte

der Floh, und ertrank," spottete Herr Hummel. „Weßhalb sahen Sie die Angst meines Wurms nicht ruhig an? Es hätte Ihnen manchen Tanz mit ihr erspart, wenn Sie gleich am ersten Tage fest gewesen wären."

„Sie war noch nicht meine Frau, Herr Hummel," sagte der Doctor.

„Also geduldige Bosheit," versetzte der Vater, „Sie mögen Ihr Schicksal abwarten."

Als sie in die Nähe des Hofes kamen, die Tochter am Arm des Vaters, den sie nicht mehr loslassen wollte, begann dieser: „Heut kein Wort über eure greuliche Entführung. Vor den Leuten hier habe ich deinen Unsinn vertuscht und einen Mantel umgehangen, damit du die Augen aufschlagen kannst. Ihr seid angemeldet und erwartet als ruhige Reisende. Wir bleiben heut hier zusammen, morgen spreche ich als Vater ein letztes Wort mit deiner Poesie."

Vor dem Thore empfing die Wanderer fröhlicher Gruß der Hausgenossen. Der Professor und der Doctor lagen einander in den Armen. „Du kommst zu guter Stunde, Fritz, das Abenteuer, welches wir vor Jahren hier begannen, heut kommt es zum Ende. Der Schatz des Frater Tobias ist entdeckt."

Nach einigen Stunden brach die ganze Gesellschaft zur Höhle auf, die Werkleute folgten mit Eisen und Hebebäumen.

Der Landwirth betrachtete den Steinblock im Hintergrunde der Höhle, unten an der Seite sah er ein Loch, dasselbe, aus welchem der Hund zur Oberwelt gestiegen war. „Diese Oeffnung ist neu," rief er, „sie war jedenfalls durch einen Stein verschlossen, der hinabgefallen ist."

Die große Steinbank wurde mit Anstrengung weggewälzt, eine Oeffnung, so weit, daß ein Mann ohne Schwierigkeit einkriechen konnte, zeigte sich dem Blick. Die Lichter wurden hineingehalten, sie erhellten eine abwärts geneigte Fortsetzung der Höhle, die noch mehre Ellen tief in den Berg hineinging.

Es war ein wüſter Raum. Sicher war er in der Mönchszeit trocken geweſen, aber er war es nicht mehr. Baumwurzeln hatten den zerklüfteten Fels auseinander getrieben, oder Schichten des Geſteins hatten ſich in naſſer Zeit geſenkt, es war vom Berge her ein Zugang für Waſſer und Thiere entſtanden, Waldſtreu und Knochen bildeten eine wirre Maſſe. Die Arbeiter fuhren mit ihren Werkzeugen hinein und räumten auf, neugierig ſaßen und ſtanden die Anweſenden umher, der Profeſſor, trotz ſeiner Ruhe, dicht an dem Schatze. Den Doctor aber litt es nicht lange zuzuſehen, er zog ſeinen Rock aus und ſtieg in die Oeffnung. Vermoderte Stücke eines dicken Tuches wurden heraufgebracht, wahrſcheinlich war der Schatz in einem großen Sack zu ſeinem Verſteck gefahren worden. Dann kamen Altardecken und geiſtlicher Ornat.

Ein froher Ruf, der Doctor reichte ein Buch hinauf, das Antlitz des Profeſſors war hoch geröthet, als er darnach griff. Es war ein Miſſale auf Pergament. Er gab es dem Landwirth, der jetzt mit großem Antheil auf den lange geleugneten Schatz blickte. Der Doctor reichte das zweite Buch, Alle drängten ſich herzu, der Profeſſor ſaß auf dem Boden und las, es war eine jämmerlich zugerichtete Handſchrift des heiligen Auguſtinus. „Zwei," ſagte er, ſeine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung. Der Doctor reichte das dritte Buch, wieder geiſtliche lateiniſche Hymnen mit Noten. Das vierte ein lateiniſcher Pſalter. Der Profeſſor hielt die Hand hin und die Hand zitterte; „gieb her," rief er.

Dumpf klang die Stimme des Doctors aus der Höhlung: „Es iſt nichts mehr darin."

„Sieh genauer nach," ſagte der Profeſſor mit ſtockendem Athem.

„Hier das letzte," rief der Doctor und reichte ein viereckiges Brettchen heraus, „und hier noch eins." Es waren zwei Bücherdeckel aus feſtem Holz, die Außenſeite mit geſchnitz-

tem Elfenbein überzogen. Der Profeſſor erkannte beim erſten Blick an der gebräunten Platte, in den abgeſtoßenen Figuren die byzantiniſche Arbeit der letzten römiſchen Zeit, eine Kaiſergeſtalt auf dem Throne, über ihr Engel mit der Glorie. Großes Quadrat, Arbeit des fünften oder ſechſten Jahrhunderts. „Es ſind die Deckel der Handſchrift, Fritz, wo iſt der Text?“

„Kein Text vorhanden,“ tönte wieder die dumpfe Stimme des Doctors.

„Nimm das Licht und leuchte.“ Der Doctor nahm auch die zweite Leuchte hinein, er fuhr mit Hand und Hacke an jedem Punkte des Felſens umher, er warf die letzte Nadel Waldſtreu hinaus, und den letzten Ueberreſt des Sackes. Es war nichts von der Handſchrift zu ſehen, kein Blatt, kein Fidibus. Der Profeſſor ſah auf die Deckel. „Man hat ſie abgeriſſen,“ ſagte er tonlos, „wahrſcheinlich hielten die Mönche den römiſchen Kaiſer in Elfenbein für einen Heiligen.“ Er hielt die Deckel an das Licht, auf der innern Seite des einen waren unter Staub und Moder in alter Mönchſchrift die Worte zu leſen:

„Von Ausfahrt des Schweigenden.“

Jetzt fuhr der Schweigende aus ſeiner Höhle, aber er ſchwieg, ſein Mund blieb ſtumm für immer.

„Unſer Traum iſt zu Ende,“ ſagte der Profeſſor gefaßt, „die Mönche haben den unleſerlichen Text aus den Deckeln geriſſen und zurückgelaſſen, die Handſchrift ging wohl nicht mehr in den gefüllten Sack. Der Schatz iſt verloren für das Wiſſen unſeres Geſchlechtes. Die Hand berührt, was einſt Hülle der Handſchrift war, und uns wird das ſchwere Gefühl nicht erſpart, um das Unwiederbringliche zu trauern, als wäre es vor unſern Augen untergegangen. Wir aber kehren beſonnen an das Licht zurück, und thun unſere Pflicht, lebendig zu machen, was erhalten blieb, für unſer Geſchlecht und für die, welche nach uns ſein werden.“

„Bachhuber hieß dieſer Genius," rief Herr Hummel, „er war ſeinem Zeichen nach ein Eſel."

Der Landwirth aber legte die Hand auf die Schulter des Sohnes. „Gegen den Landwirth habt ihr Gelehrten zuletzt doch Recht behalten," ſagte er. „Schließt die Oeffnung wieder mit der Steinbank," befahl er den Arbeitern, „die Höhle ſoll werden wie ſie war."

Still kehrte die Geſellſchaft zum alten Hauſe zurück, die Knaben trugen die Bücher, die Mädchen die Bündel zerſchliſſener Mönchsgewänder, ſie machten Pläne, die Goldfäden für ſich herauszuziehen, die Profeſſor hielt die Deckel der verlorenen Handſchrift.

Als ſie das Haus betraten, klapperte von der andern Seite Hufſchlag, der Landwirth trat in die Thür, der alte Oberförſter hielt auf ſeinem Rappen an. „Ich reite in Eil über den Hof, Beſcheid zu ſagen; bei uns geht's drunter und drüber, Hofchargen, Miniſter, von allen Seiten werden Aerzte geholt, meine Leute ſind ſämmtlich fortgeſchickt, ich muß ſelbſt nach Roſſau, einen Courier zu beſtellen. Ich fürchte, mit dem Herrn ſteht's ſchlecht, er erkennt Niemanden. Jetzt erwartet der Erbprinz noch die Ankunft des Leibarztes, ſobald dieſer die Erlaubniß giebt, wird die Geſellſchaft nach der Reſidenz aufbrechen. An allem Schrecken iſt dieſer unglückliche Umbau meiner ſtillen Wohnung ſchuld. Noch Eins, weil mir's grade einfällt. Ihr Schwiegerſohn ſucht ja alte Papiere und Bücher. Da ſtehen bei uns noch einige Kiſten mit ſolchem Plunder aus uralter Zeit, wo die Oberförſterei noch fürſtliches Pürſchhaus war, über der Thür iſt unter der Tünche ein fremdes Wort zu erkennen: Solitudini, welches „in der Einſamkeit" bedeuten ſoll. Die Kiſten ſind morſch, beim Bau werden ſie doch von der Stelle geſchafft. Iſt's bei uns ruhiger, dann könnte der Herr Profeſſor vielleicht einen Blick drauf werfen."

„Da iſt auch das Luſtſchloß Solitude mit den ächten

Kiſten des Beamten," rief der Profeſſor. „Ich thue keinen Schritt mehr nach jenem Hauſe."

Der Doctor ergriff ſeinen Hut, ſprach leiſe mit Laura und dem Landwirth. „Ich bitte mich für heut zu beurlauben," ſagte er hinausgehend.

Erſt am Abend kehrte er zurück. „In den Kiſten ſind Baurechnungen vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts über Reparaturen am Kloſtergebäude und über dieſen Hof. Außerdem einige Bände Corneille. Der Candidat, welcher nach Amerika ging, iſt mit dem Oberförſter verwandt."

„Wir ſind geneckt worden," ſagte der Profeſſor ruhig. „Es iſt gut, daß jeder Zweifel geſchwunden iſt."

„Nun," verſetzte der Doctor, „daß die alte Handſchrift zerſtört ſei, dafür haben wir doch keinen Beweis. Es iſt immer noch möglich, daß ſie ganz oder in Trümmern irgendwo zum Vorſchein kommt. Wer weiß, auf welchen Bücherrücken ihre Streifen kleben."

„Auf den Büchern, welche der Schwede mit Flammenſchrift in Roſſau geſchrieben hat," verſetzte der Profeſſor mit trübem Lächeln. „Wir ſind fertig mit der Handſchrift, Fritz, die Quälgeiſter ſind uns gründlich gebannt."

In der frühen Morgenſtunde des nächſten Tages fuhr eine Reihe Hofwagen von der Oberförſterei ab; der erſte war dicht geſchloſſen, in ihm lag der kranke Fürſt, behütet von ſeinen Aerzten, ein aufgegebener Mann. Vor der Fahrt winkte der Erbprinz den Oberförſter an ſeinen Wagen. „Giebt es einen andern Weg nach Roſſau, als durch den Hof jenes Gutes?"

„Ueber die lange Höhe, durch den Wald, es iſt ein Umweg," verſetzte der Oberförſter.

„Wir fahren den Waldweg," befahl der Erbprinz. Auf dem Wege begann er zu ſeinem Begleiter: „Ich erwarte von Ihrem Charakter, Weidegg, daß Sie bei jeder Gelegenheit den Menſchen, welche dort wohnen, achtungsvolle Zuneigung be-

weiſen werden. Ich bin der Sohn des kranken Fürſten, welchem dort von einer Stimme die Aufnahme verſagt wurde. Ich werde die Schwelle jenes Hauſes nicht wieder betreten, und ich wünſche, daß Sie den Namen der Frau in meiner Gegenwart niemals erwähnen."

Der traurige Zug bewegte ſich nahe bei der Stelle vorüber, wo einſt der Blitzſtrahl die Fichte zerſchlagen. Im Schritt fuhren die Wagen auf dem Holzwege des Bergrückens. „Fahren Sie voraus," ſagte der Prinz, „ich gehe eine Strecke zu Fuß." Er trat auf den Gipfel des Berges, das junge Tageslicht färbte die düſtern Büſchel des Haidekrauts mit goldigem Grün. Von derſelben Höhe, wo einſt eine frohe Geſellſchaft geraſtet hatte, ſah der Prinz hinab auf den Bielſtein, welcher aus dem weißen Frühnebel ragte, auf Dach und Erker des alten Hauſes. Lange ſtand der Prinz regungslos, von dem Thurm der Dorfkirche klang das Glöckchen in die Bergluft hinauf, er neigte ſein Haupt, bis der leiſe Ton verhallt war, dann ſtreckte er grüßend die Hand nach dem Steine aus, wandte ſich ſchnell ab und ſchritt den Waldweg entlang.

Auf dem Hofe des Bielſteins aber krähten zu derſelben Stunde die Hähne, die Sperlinge ſchrieen im Weinlaub, die Leute rüſteten ſich zur Arbeit des Tages. Da pochte die Fauſt des Herrn Hummel dreimal an die Stubenthür, hinter welcher ſeine Tochter Laura ſchlief. „Steh auf, entführtes Wurm," brummte er, „wenn dir noch lohnt von deinem verlaſſenen Vater Abſchied zu nehmen." Es fuhr im Zimmer umher und klapperte mit den Pantoffeln, Laura's Kopf guckte durch einen Thürritz.

„Vater, du willſt uns doch nicht verlaſſen?"

„Du haſt mich verlaſſen," verſetzte Hummel, „wir wollen noch ſchnell die letzten Redensarten miteinander abmachen. Zieh' dich ordentlich an, du ſollſt mich den Berg hinab begleiten, ich warte unten im Hausflur." Er mußte eine gute

Weile seiner Tochter harren, ging ungeduldig auf und ab und sah nach der Uhr. „Glauben Sie mir, Gabriel," sagte er dem Diener, der in seinem besten Staat zu ihm trat, „vieles Unglück kommt von den langen Haaren der Weiber. Deßhalb können sie nie zu rechter Zeit fertig werden, darin liegt ihr Privilegium, womit sie uns vexiren, und darum behaupten sie das schwächere Geschlecht zu sein. Ordnung und Pünktlichkeit werden nie erreicht, wenn nicht dem ganzen Frauenvolk an einem Tage der Zopf abgeschnitten wird."

Laura schwebte die Treppe herab, hing sich an den Arm des Vaters und streichelte ihm mit der kleinen Hand die Wange.

„Komm in den Garten, Theaterprinzessin," brummte er, „ich habe mit dir noch einige Augenblicke allein zu reden.. Entführt wärst du, den Scandal hast du durchgesetzt. Wie ist dir zu Muth?"

„Bangsam, lieber Vater," sagte Laura kleinlaut. „Ich weiß, daß es eine Thorheit war, und Ilse sagt es auch."

„Dann wird's schon richtig sein," versetzte Hummel trocken. „Und was soll jetzt mit dir werden?"

„Was du willst, mein Vater," sagte Laura. „Fritz und ich sind der Meinung, daß wir dir unbedingt zu folgen haben. Ich habe durch meine Thorheit jedes Recht verloren, dir einen Wunsch auszusprechen. „Wenn ich noch bitten darf," sagte sie furchtsam, „ich möchte einige Zeit hier bleiben."

„Also du willst deinen Entführer wieder los werden?"

„Er geht zu seinen Eltern zurück, und wir warten, mein Vater, bis er einen Ruf bekommt an eine Universität, er hat Aussichten."

„So?" sagte Hummel kopfschüttelnd, „das Alles wäre vor der Entführung verständig gewesen; jetzt ist es zu spät. Ihr seid bereits miteinander in der Kirche aufgeboten, einmal für dreimal." Laura trat zurück. „Das thaten die Leute nicht anders," fuhr Hummel fort. „Als bekannt wurde, daß ihr ausgerissen seid, hat sich die Geistlichkeit nicht nehmen lassen

euch aufzubieten; ihr wart noch nicht lange zum Thor hinaus, als dieſes Unglück vor ſich ging."

Laura ſtand erſchrocken, ein heißes Roth fuhr ihr über die Wangen. In der Waldkirche unten läutete das Glöckchen. Herr Hummel zog ein Papier aus der Taſche. „Das ſind dieſe verdammten alten Pathenhandſchuhe, ich wünſche dies Zeug endlich los zu werden. Hier haſt du deine Ausſtattung, weiter kann ich dir nichts mitgeben. Zieh' ſie ſchnell an, damit die Leute wenigſtens an deinen Fingern merken, daß für dich heut ein Feſttag iſt. Bei der Geſchichte mit dem Trauringe kannſt du ſie ſchnell wieder abziehen."

„Vater!" rief Laura, und rang die Hände.

„Du wollteſt ja keinen Baumkuchen leiden," verſetzte Hummel, „da muß das Hochzeitskleid und manches Andere auch entbehrt werden. Dieſer Schrecken wäre paſſender geweſen vor der Entführung, jetzt wird unweigerlich geheirathet, entweder zur Stunde oder gar nicht. Meinſt du, daß man nur zum Spaß in die Welt zieht?"

„Meine Mutter!" rief Laura, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

„Du haſt ja deiner Mutter entlaufen wollen, und wenn dein Vater nicht aus guter Meinung zu den fremden Leuten gekommen wäre, ſo hätteſt du das Geſchäft ganz allein abgemacht. Unſern hausbackenen Bürgergefühlen wollteſt du ja aus dem Wege gehen."

Laura hielt ſich mit zitternder Hand an einem Baum und ſah den Vater flehend an. „Du biſt doch nicht ſo kühn, als ich dachte, jetzt kommt der Banghaſe bei dir zum Vorſchein."

Laura warf ſich an die Bruſt des Vaters und ſchluchzte an ſeinem Herzen, er ſtreichelte ihr die Locken. „Kleine Hummel," ſagte er herzlich, „Strafe muß ſein, und es iſt keine harte Strafe; mir iſt recht, daß du ihn heirathеſt. Er iſt ein braver Mann, das habe ich gemerkt, und wenn es dein Glück

iſt, will ich ſchon mit ihm auskommen, du mußt nur nicht gleich ſummen und ſchwärmen, wenn ich einmal auf meine Art bürſte. Es iſt mir auch recht, daß du ihn heut heirathſt, das iſt jetzt für alle Theile gut, deine Brautgefühle kannſt du ſpäter haben, mache nachher deine Rührung durch, wie du willſt. Jetzt ſei mein tapferes Kind, wir dürfen die Andern nicht warten laſſen. Biſt du bereit?"

Laura weinte, aber es klang leiſe wie ein Ja.

„Dann wollen wir den Bräutigam wecken," ſagte Hummel, „ich glaube, dies Opferlamm ſchläft noch ohne Ahnung ſeines Schickſals."

Er verließ ſeine Tochter, eilte zur Thür des Doctors und ſah in das Zimmer. Fritz lag in feſtem Schlummer. Hummel ergriff die Stiefeln, welche vor der Thür ſtanden, und ſetzte ſie hart vor das Bett.

„Guten Morgen, Don Juan," brummte er. „Haben Sie die Güte, ſich ſogleich in dieſes Leder hineinzubemühen. Dies ſind Ihre Brautſtiefeln. Meine Tochter Laura läßt Sie erſuchen ſich zu beeilen, der Geiſtliche wird ungeduldig."

Der Doctor ſprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Iſt das Ernſt?" frug er.

„Greulicher Ernſt," ſagte Hummel.

Auf den Doctor brauchte er nicht lange zu warten. Er trat in den Garten, wo Laura noch immer allein in der Laube ſaß, ängſtlich wie ein eingeſperrter Vogel der ſein Bauer nicht zu verlaſſen wagt. Hummel führte den Doctor zu ihr. „Da habt ihr euch," ſagte er feierlich. „Es iſt ein ſchöner Morgen, grade wie damals, wo ich als Wanderburſch auszog. Heut ſchicke ich mein Kind in die Welt, und das iſt eine andere Sorte von Gefühlen. Ich habe nichts dagegen, wenn ihr glücklich miteinander lebt, bis zuerſt eure Kinder von euch in die Welt laufen, dann die Enkel. Denn der Menſch iſt wie ein Vogel, er müht ſich und trägt die Halme zuſammen für ſein Haus, aber die junge Brut achtet das Neſt der Eltern nicht. So

wird der alte Rabe jetzt allein sitzen und Wenige finden, die sich über sein Krächzen ärgern. Nehmen Sie meinen Dickkopf hin, lieber Fritz, lassen Sie ihr nicht zu viel Willen. Ich habe Sie mir einige Zeit angesehen, und ich will Ihnen jetzt etwas im Vertrauen sagen, bei der Geschichte mit den Katzenpfoten fiel mir ein, daß Sie doch am Ende kein übler Mann für diese Hummel wären. Daß Sie Hahn heißen, ist zuletzt auch nur ein Unglück." Er küßte Beide recht herzlich. „Jetzt kommt, ihr Ausreißer, denn die Andern warten." Hummel schritt vor seinen Kindern nach dem Hause, er öffnete die Thür der Wohnstube, die ganze Familie war versammelt. Laura flog zu Ilse und verbarg ihr heißes Gesicht an der Brust der Freundin. Diese nahm den Brautkranz, den die Schwestern herzutrugen, und setzte ihn auf Laura's Haupt. Gabriel öffnete die Thür. Vor Jahren hatte der Doctor den Freund von den Brombeerranken an der Mauer in die Kirche gezogen, jetzt schritt auch er, die Geliebte an der Hand, in die kleine Dorfkirche, wieder streuten die Kinder Blumen. Als der Geistliche die Hände des Brautpaars zusammengab, faßte auch Ilse die Hand ihres Gatten.

„Die Mutter fehlt," sagte Hummel zu der Neuvermählten, als diese ihm nach der Trauung um den Hals fiel. „Und des Doctors Wirthschaft auch. Ihr aber seid Bürgerkinder, und wie erhaben eure Gefühle sind, ihr werdet euch unserm Brauche fügen. Ihr reist von hier nach eurer Vaterstadt zurück. Dort werden die Mütter euch Nachhochzeit halten, und du, Landläuferin, sollst den schlechten Gedichten nicht entgehen. Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich an diesem Tage nicht zu Hause bin, ich mache meine Geschäftsreise, und zweimal in einer Woche sein Kind zu verheirathen, schickt sich nicht." Leise sagte er zu der Tochter: „Unter uns, ich mag nicht mit der Hühnerfamilie zusammen in den bewußten Brautkuchen picken.

„Ihr sollt nicht bei mir wohnen, und nicht in dem Hause drüben, das hat die Freundin hier gerathen, und es ist mir

ganz recht. Nach dem Hochzeitessen mögt ihr einige Wochen reisen, dann aber kehrt ihr in die Heimath zurück."

„Die Brautreise macht ihr allein," sagte der Professor, „nicht mit uns. Ilse und ich sind entschlossen, nach kurzer Rast zur Stadt zurückzukehren. Ich habe noch einige Monate dieses Sommers vor mir, ich will sie wenigstens für einen engern Kreis von Zuhörern nützlich machen. Unter den Büchern finden wir wieder, was uns in der Fremde entschwand, Frieden im Innern, und Frieden mit unserer Umgebung."

Es war um die Osterzeit des folgenden Jahres, da standen Herr Hummel und Gabriel beide in festliches Schwarz gekleidet vor der Thür des Hauses Nr. 1 in der Parkstraße.

„Ich war bei ihr," begann Herr Hummel vertraulich zu Gabriel, „ich habe ihr diesmal das Geld selbst gebracht, weil Sie das wollten. Bei den Wirthsleuten und Nachbarn habe ich mich nach ihr erkundigt. Sie hält sich ordentlich und das Wesen ist verändert. Viel Wasser, Gabriel," er wies auf die Augen.

„Sie waren doch freundlich zu ihr?" frug Gabriel finster.

„Wie ein Lamm," versetzte Hummel, „und sie gleichfalls. Die Stube war dürftig, ein einziges Bild hing darin ohne Rahmen, Gabriel, als eine Erinnerung an ihren glücklichen Stand in jenem Hause. Es war ein Hahn mit goldenen Federn."

Gabriel wandte sich ab.

„Zuletzt wurde der Aufenthalt für meine trockene Constitution zu feucht. Aber es wird für sie gesorgt. Sie soll in ein anständiges Geschäft als Verkäuferin, und für den illegitimen Knips werden die Frauen sorgen. Ich habe mit Madame Hummel gesprochen und diese mit der Hahnfrau drüben, die beiden werden ihren wohlthätigen Kohl zurecht kochen.

Denn was Sie betrifft, Gabriel allen Reſpect, aber was zu viel iſt, das iſt zu viel."

Herr Hummel faßte achtungsvoll einen Weſtenknopf Gabriels und drehte das abgewandte Antlitz mit dem Knopf wie durch eine Schraube auf ſich zu. Dann ſah er eine Weile in die trüben Augen, ohne ein Wort zu ſprechen. Aber die beiden verſtanden einander. „Es war eine ſchwere Zeit, es war eine tolle Zeit, Gabriel, in jeder Hinſicht," begann Herr Hummel endlich kopfſchüttelnd, „was wir mit Souveränen ausgeführt haben, war keine Kleinigkeit."

„Er hatte wenig Gewicht," ſagte Gabriel, „und trug ſich wie eine Feder."

„Darauf kommt's gar nicht an," ſagte Herr Hummel, „die Sache war verdienſtlich. Denken Sie, was das heißt, einen jungen Souverän retten, das machen uns Wenige nach. Und mir kamen einen Augenblick ehrgeizige Gedanken. Nämlich der Kammerherr, kein übler Mann, und ein alter Bekannter von uns, rührte mich auf, als er neulich vorſprach."

„Er hat auch mich rufen laſſen," unterbrach ihn Gabriel mit Selbſtgefühl. „Der Prinz Victor hatte ihm aufgetragen, er ſollte mir ſeine Grüße ausrichten und ſagen, der Prinz würde jetzt die Prinzeſſin heirathen."

„Auch dieſe Art von Hofbeſitzern wird häuslich," ſagte Herr Hummel, „das iſt doch wenigſtens ein Anfang. Alſo der Kammerherr verſicherte mich höchſter Dankbarkeit, machte ſo ſeine Redensarten und ſtichelte endlich auf ein Prädikat, wiſſen Sie, was das iſt?"

„Hm," ſagte Gabriel, „wenn es etwas iſt, was man bei dieſem Hofe verſchenkt, ſo wird es ſich wohl mit einer bunten Schweinsblaſe vergleichen, in welcher kein Taback iſt, es wird wohl ein Titel ſein."

„Getroffen," ſagte Herr Hummel. „Was meinen Sie zu Herr Hofhutfabrikant und Hausbeſitzer Heinrich Hummel?"

„Schwindel," verſetzte Gabriel.

„Richtig, es war eine Schwäche, aber ich kam noch zu rechter Zeit dahinter. Denn ich fragte diesen Kammerherrn: welche Zumuthung würden Sie dafür an mich richten? Gar keine, sagte er, als daß Sie ein ansehnliches Geschäft darstellen. Das ist mein Fall, sagte ich. Aber was für Hüte wird man bei mir suchen? Denn wer Erfahrungen gemacht hat wie ich, der wird mißtrauisch. Und sehen Sie, Gabriel, da kam der Schwindel heraus. Denn was war seine Ansicht und Zumuthung? Ich war in seinen Augen ein Mann, bei dem auch Strohhüte umgingen. Da dankte ich für die Ehre und drehte ihm den Rücken."

„Nun," sagte Gabriel, „bei diesem Stoff muß eine Milderung eintreten. Wir sind ja jetzt gute Freunde mit Den drüben, und wenn Sie Ihre Tochter dem Hause verwilligt haben, warum nicht auch einen Artikel in das Geschäft?"

„Mengen Sie mir nicht diese Dinge durcheinander," sagte Herr Hummel ärgerlich. „Es ist schlimm genug, daß ich als Vater und gewissermaßen auch als Nachbar meinen alten Zorn verloren habe. Worüber soll man sich jetzt noch ärgern, wenn hier die Hand gedrückt wird und dort unter der verdammten Muse Familienpunsch getrunken wird? Nein, ich war ein schwacher Vater, ich war als Nachbar ein unverantwortlich leichtsinniger Mann. Aber, Gabriel, auch der Wurm, welcher getreten wird, behält noch seinen Stachel. Und mein Stachel ist das Geschäft. Darin bleibt die Feindschaft. Jedes Frühjahr die Rachsucht, und bei der Winterkälte mein Triumph. Mein Kind habe ich verloren, mein Geld habe ich diesen Phantasten hinübergetragen, aber ich bin immer noch Manns genug, um es mit Dem da drüben aufzunehmen." Er sah auf die leere Stelle der Freitreppe, wo sonst sein Hund Speihahn zu sitzen pflegte. „Dieser fehlt mir," fuhr Herr Hummel fort, nach der Tiefe zeigend.

„Er ist dahin und aus der Menschheit ausgewischt," sagte Gabriel.

„Er war ein Hund nach meinem Herzen," fuhr Hummel zögernd fort, „und ich habe daran gedacht, was meinen Sie, Gabriel, wenn ich ihm im Garten ein Denkmal ſetzte? Hier an der Straße, nur ein niedriger Stein, und darauf nur das eine Wort Speihahn. Wenn die Pforte offen ſteht, würde man's über die Straße leſen können. Es wäre ein Gedächtniß für das arme Thier, und außerdem an die gute Zeit, wo man einem Hahn noch die Federn rupfen konnte, ohne wegen Kindesmord angeſchrieen zu werden."

„Es geht nicht," verſetzte Gabriel, „was würden die Schwägersleute drüben dazu ſagen?"

„Pfui Teufel!" rief Herr Hummel und wandte ſich ab.

Ja, Speihahn war der Menſchheit entwiſcht. Seit jener Stunde, wo er im dämmerigen Morgengrau den goldenen Chorrock des ſeligen Bachhuber als Halskrauſe um ſich geſchlagen hatte, war er verſchwunden. Keine Forſchung, kein Geldgebot des Herrn Hummel vermochten ſeine Spur zu ermitteln, vergebens wurden die Schäfer und Gutsarbeiter der Umgegend, ſogar die Behörden von Roſſau in Bewegung geſetzt, er war entwiſcht wie ein Geiſt. Die Stelle an der Freitreppe blieb leer. Die Lücke, welche er in der bürgerlichen Geſellſchaft zurückließ, wurde durch jüngeres Hundegeſchlecht der Parkſtraße ausgefüllt; die Nachbarſchaft fühlte bei jedem Gange auf der Straße ein Behagen, welches ſie lange entbehrt hatte, der Cigarrenhändler ſtellte ſeine Bank wieder an Herrn Hummels Garten, und die weißgekleideten Fräulein, welche nach dem Stadtpark zogen, entſagten allmälig der Gewohnheit, vor dem Hauſe des Herrn Hummel abzubiegen und auf die Strohſeite hinüberzuflüchten. Speihahn wurde von Vielen ohne Bedauern vergeſſen, nur bei alten Inſaſſen der Straße blieb die Erinnerung an ihn als finſtere Sage. Gabriel allein dachte jeden Abend an den Verlorenen, wenn er die kleinen Knochen für gleichgültige Nachbarhunde zurückſtellte. Aber er wunderte ſich über das Verſchwinden des Hundes nicht. Er hatte längſt

gewußt, daß es mit dieſer Kreatur ſo oder ſo kommen müſſe.

Dieſer Anſicht war eine Beſtätigung geworden, an welche Gabriel ſein ganzes Leben hindurch dachte. Denn als er im Herbſt mit ſeiner Herrſchaft wieder den Bielſtein beſuchte, hatte er ſich einmal einen freien Nachmittag erbeten und war, wie er jetzt öfter that, allein mit ſeinen Gedanken dahingeſchritten. Er ging im Wald weit über die Oberförſterei hinaus, zwiſchen dicken bemooſten Buchenſtämmen, zwiſchen Farrnkraut und Heidelbeeren. Es wurde Abend, graue Dämmerung legte ſich um den Wanderer, er war über ſeine Richtung unſicher geworden und ſuchte unruhig den Weg nach Hauſe. Ganz in der Ferne rollte der Donner, und zuweilen fuhr ein gelber Schein über den Himmel und erhellte für einen Augenblick die Baumſtämme und den Moosgrund. Bei ſolchem hellen Schein ſah er ſich plötzlich an einem Kreuzweg; er fuhr zurück, denn wenige Schritte von ihm ſchritt quer über den Pfad eine große dunkle Geſtalt, eine breitkrempigen Filzhut auf dem Haupt, ein Gewehr auf der Schulter, ohne Gruß und lautlos glitt ſie vorüber. Gabriel ſtand und ſtaunte. Wieder ein Schein, und denſelben Weg liefen zwei Hunde, ein ſchwarzer und ein röthlicher Köter mit dickem Kopf und geſträubtem Haar; plötzlich blieb der rothe ſtehen, wandte ſich gegen Gabriel, und dieſer ſah deutlich an dem Ende des Hundes eine Quaſte, welche ſich wedelnd regte. Im nächſten Augenblick tiefe Finſterniß, Gabriel hörte vor ſeinen Füßen ein leiſes Winſeln und ihm war, als ob etwas ſeine Stiefeln lecke. Noch ein leiſes Rauſchen, dann war Alles ſtill.

Die auf dem Gute behaupteten, es ſei ein Wilddieb, oder der große Waldbelaufer jenſeit der Grenze geweſen; Gabriel aber wußte, wer der Nachtjäger war und wer der Hund war. Der den Hund einſt in Hummels Haus geſchickt, ohne Geld und ohne Namen, der hatte ihn auch abgerufen. Der Hund bellte jetzt wieder durch die Nacht, wenn der Sturm wie ein Hifthorn

blies, wenn die Wolken unter dem Monde dahinflogen und die Bäume ihre Gipfel ächzend zur Erde neigten. Dann lief er über die Berge von Roſſau, durch die Gründe des Bielſteins, er heulte und der Mond lachte ſpöttiſch auf die Stelle herab, an welcher Tobias Bachhuber ſeinen Schatz deponirt hatte, darunter die Deckel der verlorenen Handſchrift.

Aber wenn keinem Beobachter zweifelhaft ſein konnte, was es mit dieſem Hunde für ein Ende nehmen mußte, weit unſicherer iſt das Urtheil der Gegenwart über eine andere Schattengeſtalt, welche um die Höhle ſchwebt.

Was kann dein Schickſal ſein, unſeliger Frater Tobias Bachhuber? Dein Benehmen gegen die Handſchrift war ſo, daß es Alles überſteigt, was man von einem Tobias erwarten konnte. Es ſtand ſehr zu befürchten, daß dein Leichtſinn gegen die höchſten Intereſſen der Menſchheit auch deiner ſocialen Stellung im Jenſeits geſchadet habe. Gegen deine Seligkeit, Bachhuber, mußten ſchwere Zweifel entſtehen. Denn das Unrecht, das du an uns begangen, war ſo groß, daß es auch einem Engel Thränen auspreſſen mußte. Uns Sterblichen iſt unmöglich, deiner noch mit dem Vertrauen zu denken, zu dem uns deine treuherzigen Worte verführten: „haec omnia deposui, dies Alles habe ich niedergelegt.“ Das war eine Unwahrheit, Bachhuber, und die Wunde getäuſchter Zuverſicht wird ſtets auf's Neue brennen.

Antworte auf die Frage, Tobias, was waren deine Anſichten über den Zuſammenhang des Menſchengeſchlechts? über die Verbindung der vergangenen und lebenden Geiſter? oder über das große Netz der Menſchheit, in welchem du eine Maſche warſt? Deine Anſichten waren erbärmlich, du ſtopfteſt die große Handſchrift, die Sehnſucht unſerer Tage, in einen Sack, und da der Sack zu voll wurde, riſſeſt du den Text heraus und bewahrteſt für ſpätere Geſchlechter die Deckel! Dreimal pfui!

Und dennoch ſchwebteſt du ruhelos um die Höhle, und dennoch polterteſt du ſeit der Schwedenzeit in den Kammern

des alten Hauses umher! Wozu diese Geschäftigkeit, thörichter Mönch? Solltest du vielleicht doch etwas bedacht und behütet haben, was zum Wohle der Enkel gereicht und dem erwähnten Zusammenhange des Menschengeschlechtes dient?

In der That, es wurde ein Schatz gehoben. Er sieht freilich anders aus, als die Forscher vermutheten, da ihr Auge zuerst auf den undeutlichen Buchstaben deines Verzeichnisses ruhte. Der Schatz, den die beiden Gelehrten gehoben, hat kleine geballte Fäuste, runde Wänglein und liebe Augen. Er ist lebendig geworden, aber er verhält sich keineswegs schweigsam. Bachhuber, solltest du deine Ordensregel leichtsinnig behandelt haben? hast du diesen Schatz in zwei Wohnungen an der hohlen und trocknen Stelle deponirt, welche in unserer Laiensprache Wiege heißt?

Heut ist große Taufe in der Wohnung des Professors, es ist eine Doppeltaufe. Des Professors Sohn heißt Felix und des Doctors junge Tochter Cornelia. Die Kinder haben fast zu gleicher Zeit den Entschluß gefaßt, durch ihr Erscheinen diese überfüllte Welt zu verengen. Die Pathen des Knaben sind Raschke und Frau Struvelius, die Pathen des Mädchens Struvelius und Frau Raschke, Herr Hummel aber ist Doppelpathe und steht in der Mitte, er schwenkt bald den einen, bald den andern Täufling.

„Es ist mir lieb, daß Ihres ein Sohn ist," sagt er zum Professor, „er wird blond und er wird lustig. Denn das weibliche Geschlecht nimmt überhand und wird uns zu kräftig, wir müssen uns durch Zuwachs stärken, sonst findet ein völliges Unterbuttern statt. Es ist mir lieb, daß deines ein Mädchen ist," sagte er zu seiner Tochter, „das Ding ist schwarz und borstig, es wird kein Hahn, sondern eine Hummel."

Die Taufe ist vorüber und Professor Raschke erhebt das Glas: „Zwei neue Menschenseelen im Reich der Bücher, zwei Gelehrtenkinder mehr in unserer doctrinären, wunderlichen, pedantischen, grilligen Zunft. Ihr Kinder werdet eure ersten

Reitübungen auf Folianten anstellen, euren ersten Helm und eure erste Schürze werdet ihr aus Correcturbogen eurer Väter anfertigen, früher als Andere werdet ihr mit heimlichem Bangen auf die Bücher schauen, die eure rosige Jugend umstehen. Wir aber wünschen, daß auch ihr dazu helft, einem späteren Geschlecht den stolzen Sinn zu bewahren, mit welchem eure Väter das eigene Leben hingeben als Suchende, Denkende, Gestaltende. Auch ihr, ob Mann, ob Weib, sollt treue Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes sein. Ihr werdet ein Volksthum finden, das stärker die Flügel regt und höhere Forderungen an seine geistigen Führer stellt. Wie die Gegenwart uns, wird auch euch eure Zeit zuweilen mit einem Lächeln betrachten; sorgt dafür, daß es ein herzliches Lächeln sei. Und sorgt dafür, daß dem Volke dies Amt werth bleibe, das ihr von euren Vätern überkommt, und das auch ihr verwalten sollt als ehrliche Arbeiter im Reiche der Wissenschaft, treu im Glauben an den guten Geist unseres Lebens."

Raschke sprach's und schwenkte das Glas. „Bitte, es ist mein Glas," rief die Struvelius, „trinken Sie meine Handschuhe nicht, sie liegen darin."

„Richtig," entschuldigte sich Raschke, „es ist Leder." Er goß bedächtig den Wein aus seiner Flasche über die Handschuhe und rief sein Hoch!

Aber in der dämmrigen Ecke am Bücherschrank, wo das kleine Notizbuch des Fraters lag, erschien, von Jedermann unbeachtet, die demüthige Gestalt Bachhubers, einer Kindermuhme ähnlich, sie grüßte und verneigte sich dankend.

Als die Freunde geschieden waren, saß Ilse am Lager, das Kind vor sich auf dem Schooß; Felix kniete an ihrer Seite und beide sahen herab auf das junge Leben, das zwischen ihnen lag. „Es ist so klein, Felix," sagte Ilse, „und doch macht Alles was war, und Alles was ist, die Mutter nicht so glücklich, als der leise Herzschlag in seiner Brust."

„Ruhelos ringt der denkende Geist nach dem Ewigen,"

rief der Gelehrte, „wer aber Weib und Kind am Herzen hält, der fühlt ſich der hohen Gewalt unſeres Lebens einig verbunden in ſeligem Frieden.“

Die Wiege ſchaukelte, wie von Geiſterhand berührt. — So alſo ſieht der Schatz aus, verewigter Bachhuber, den du einem ſpätern Geſchlecht durch hülfreiche Thätigkeit vermittelt haſt? Es iſt wahr, du haſt an uns Uebles gethan. Jedoch, wenn man wieder erwägt, wie ſorglich du in dem alten Hauſe und anderswo bedacht warſt, als Eheſtifter ſpäteren Menſchen gutherzige Dienſte zu leiſten, ſo kann man dir am heutigen Tauftage auch nicht böſe ſein. Eins in's Andere gerechnet, darf man wohl ſagen: du warſt ein Unglückspilz, aber dein Herz war nicht ſchlecht. Und am Ende, Tobias Bachhuber, biſt du doch nach vielen Bedenken aus alter Barmherzigkeit unter die Seligen aufgenommen, aber allerdings mit einem Fragezeichen: du trägſt am Rücken deiner himmliſchen Kutte als Nota für ewige Zeiten ein hölliſches Schwänzchen — wegen der verlorenen Handſchrift des Tacitus.

Ende.

DEC 13 1932